BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Becker, Wilhelm Gottlieb

Taschenbuch zum geselligen Vergnügen auf das Jahr ...

Bd.: 1808 = 18

Leipzig 1808

Rar. 1072-1808,1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10858974-3
VD18 90284917-001



10656974

10856974

P. o. germ.
1442 f Zuschrieben

Rar. 1072
(1303

10656974



10856974



regio. pinx: E.G. Krüger. Sculp:

10856974

Taschenbuch zum geselligen Vergnügen.

Achtzehnter Jahrgang

1808.

Herausgegeben von

J. G. Becker

Mit Königl: Sächsischen allergnädigsten Privilegio.

Leipzig

in der Niemannschen Buchhandlung.

Bergmann sc.

10858374

10856974

2.



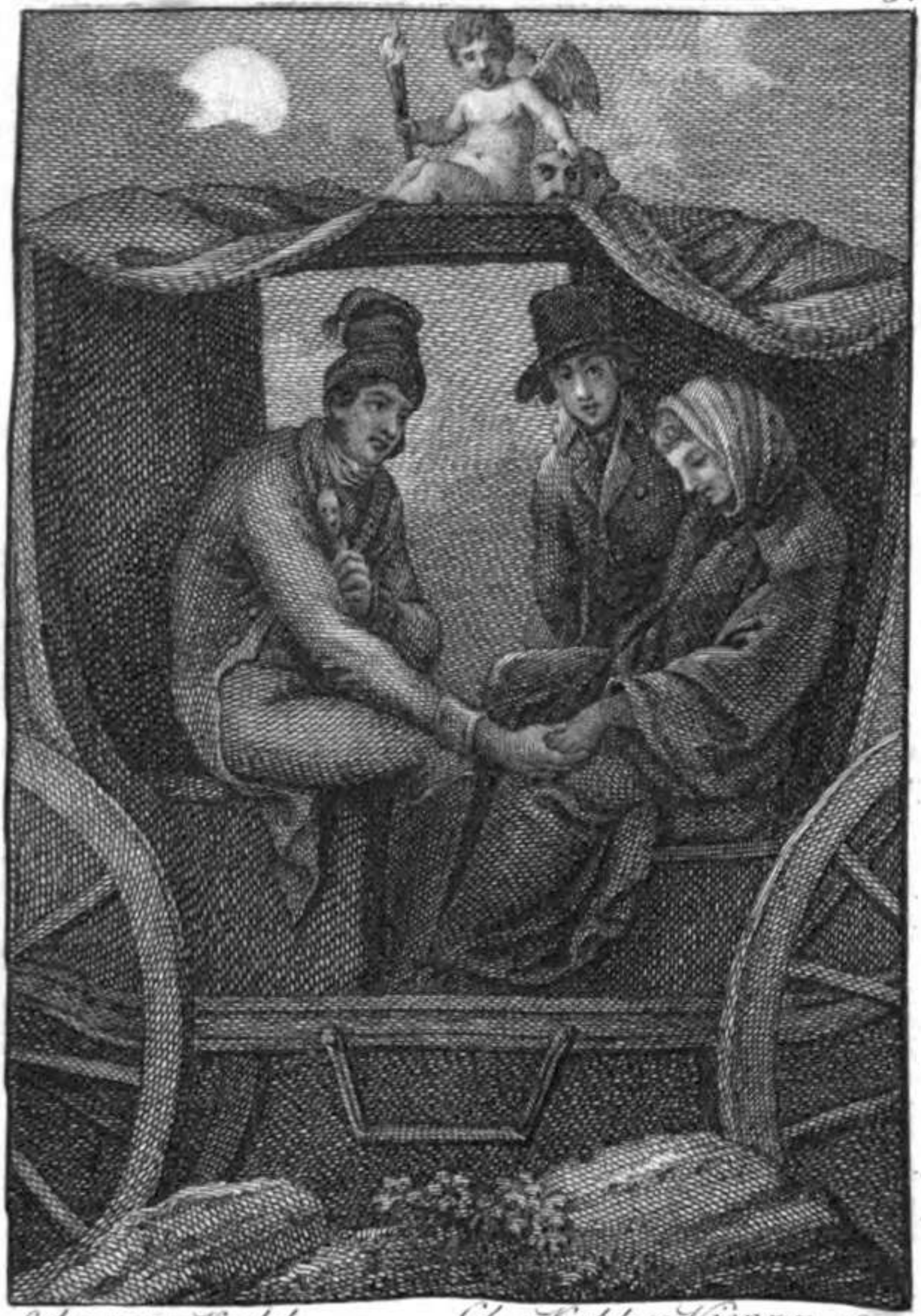
Schnorr v. K. del. C. Kohl sc. Vienna 1807.

Sie Wolle. von A. G. Eberhard. 1.36.

10858974

10856974

3.

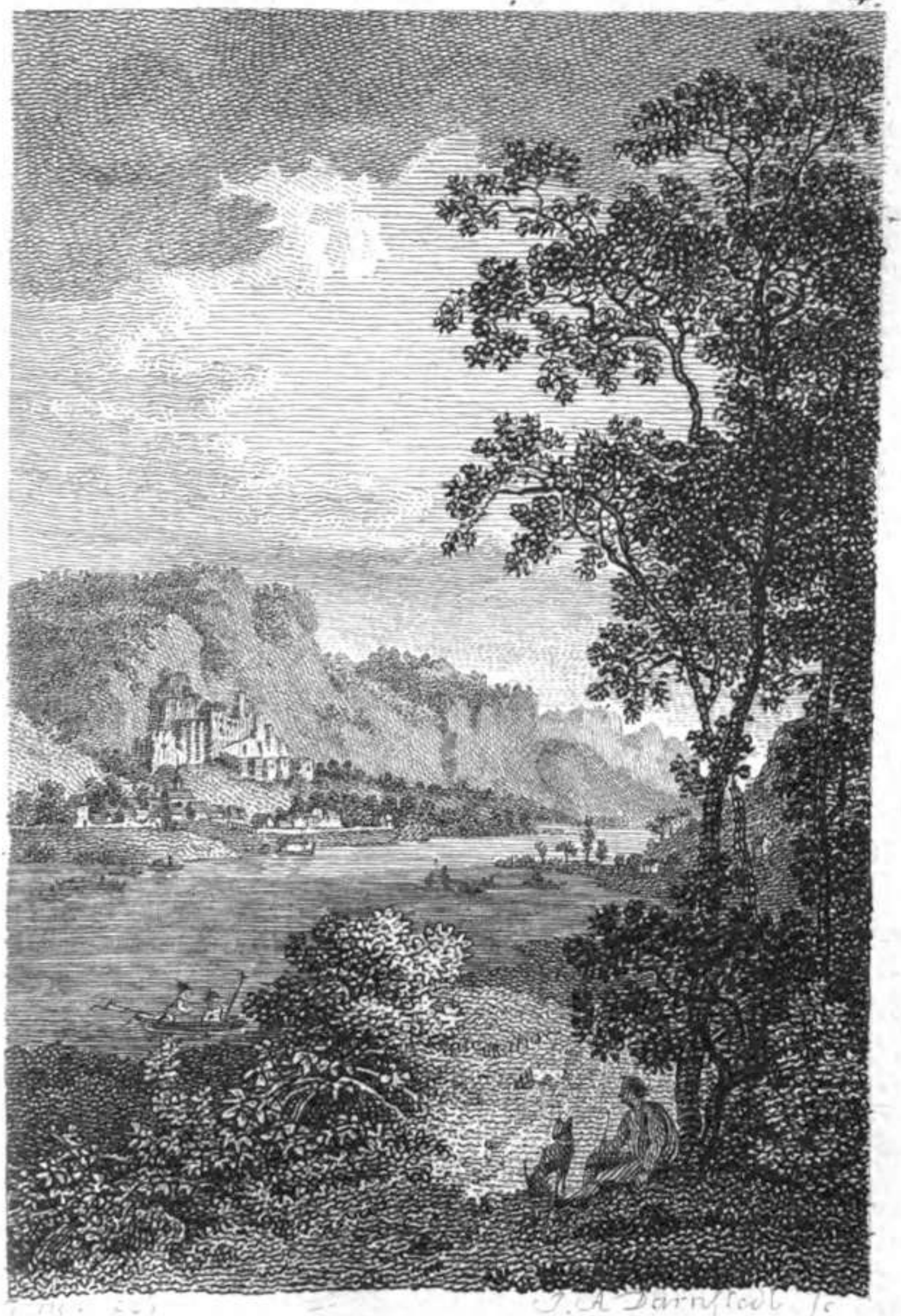


Schnorr v. K. del. *Cl. Kohl sc. Vienna 1807.*

Das kleinste aller Reiseabentheuer

von Buchlitz Seite 9 u 10.

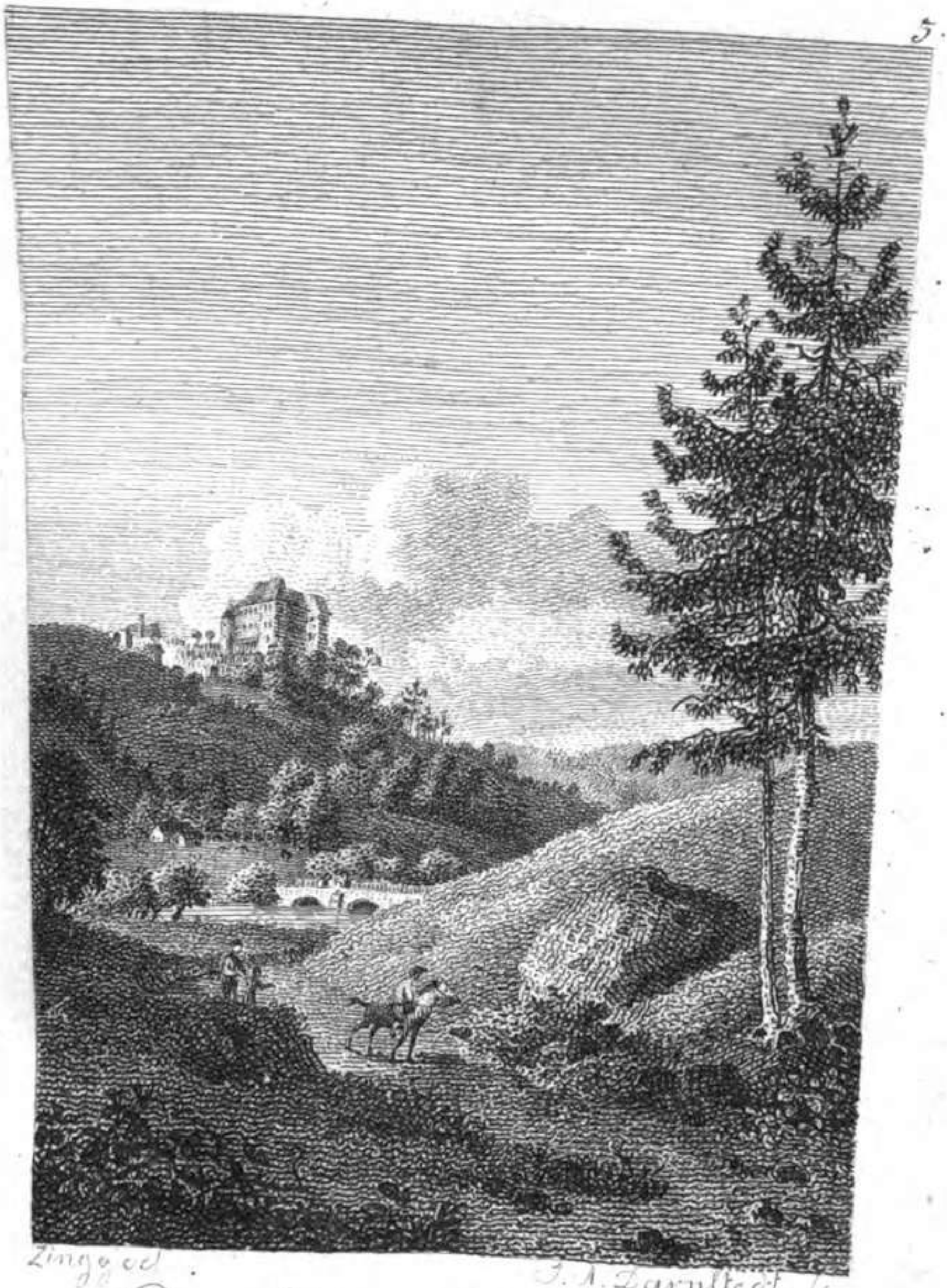
10856974



Die vormaligen Ruinen v. Wehlen an d. Elbe.

10858974

10858974



Zingg ed. J. A. Darnstedt fe

Das Schloss Bärenfels.

10858974

6.

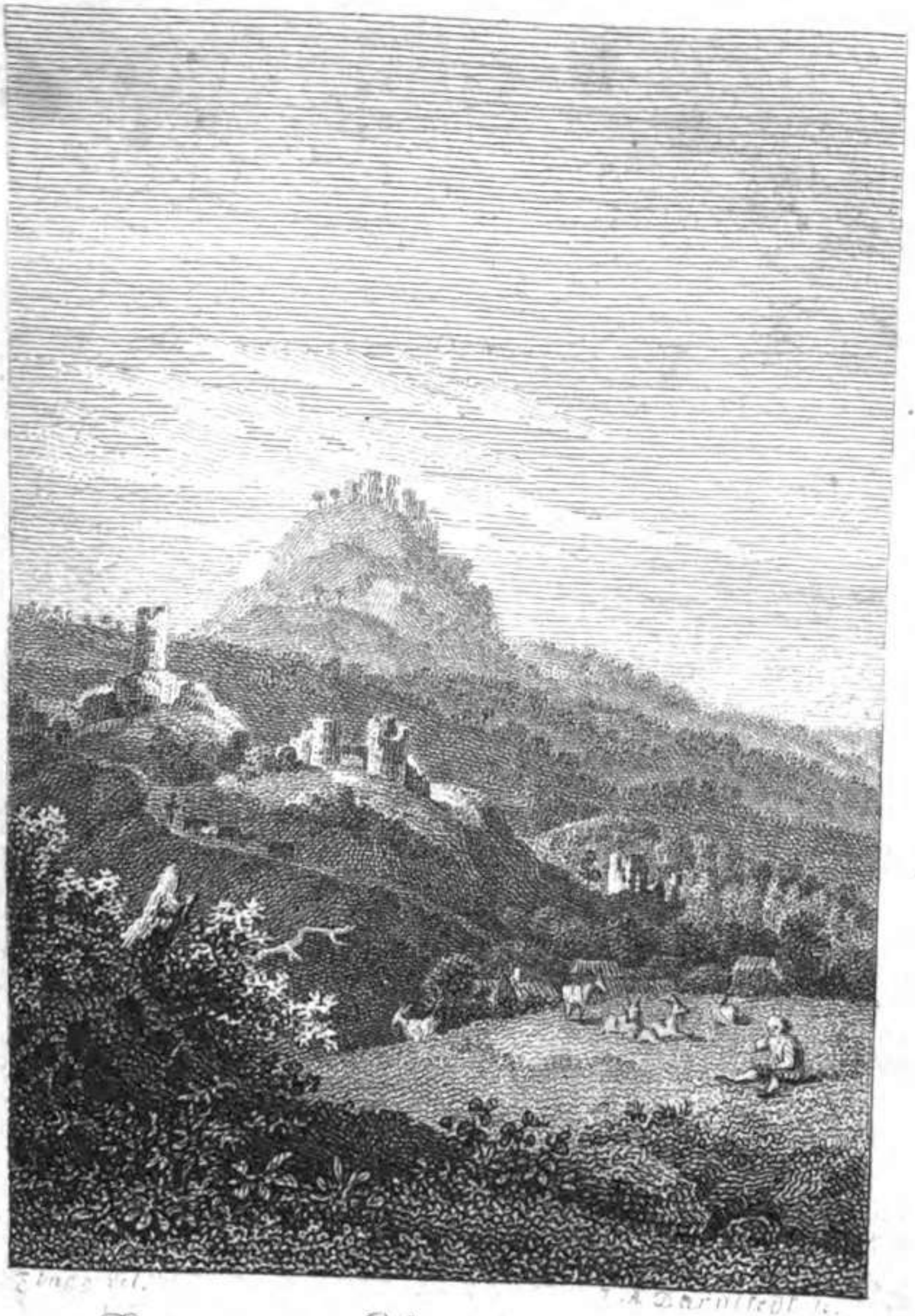


Ansicht von Weissenfels

10858974

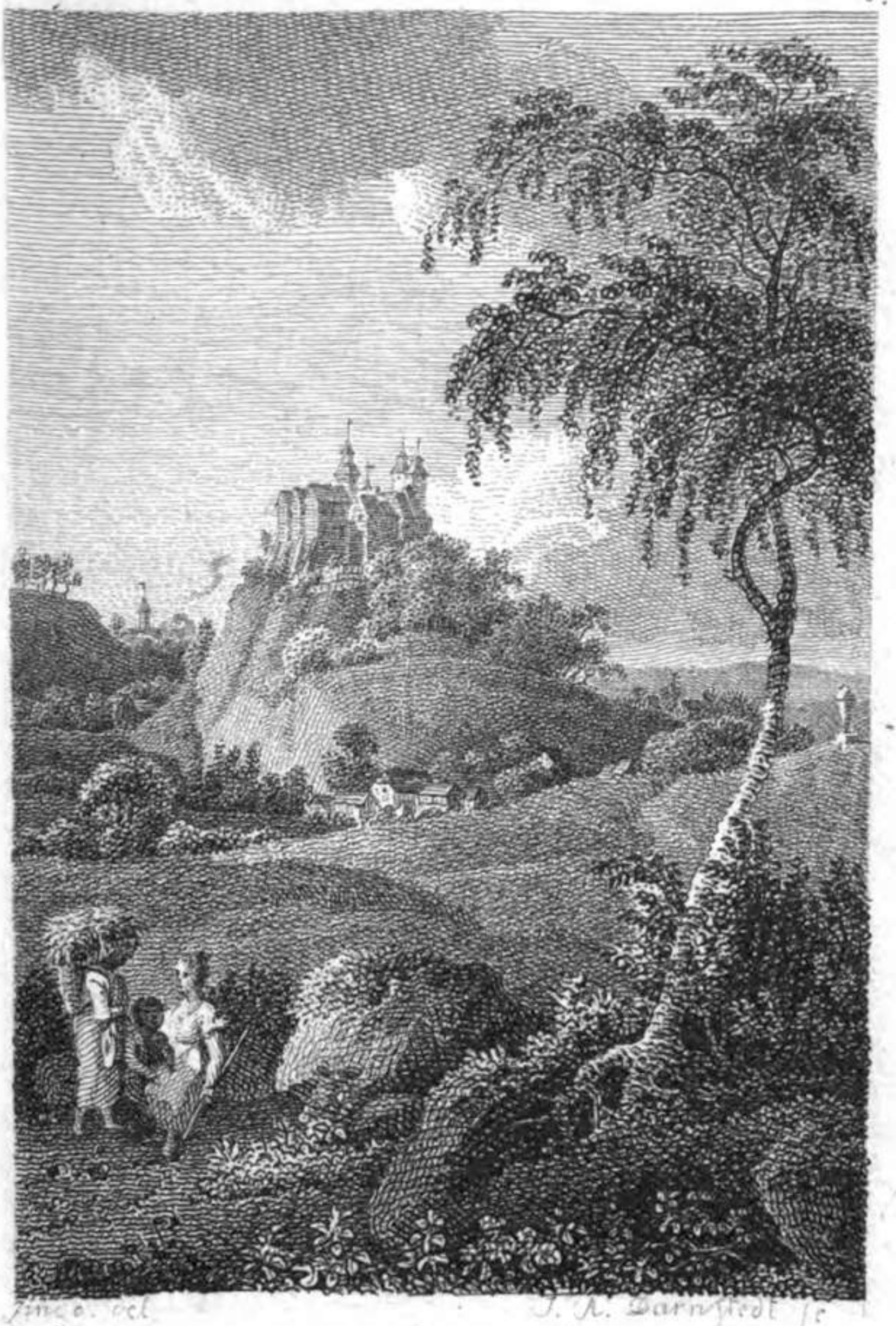
10856974

7.



Ruinen von Skalka in Böhmen

10856974

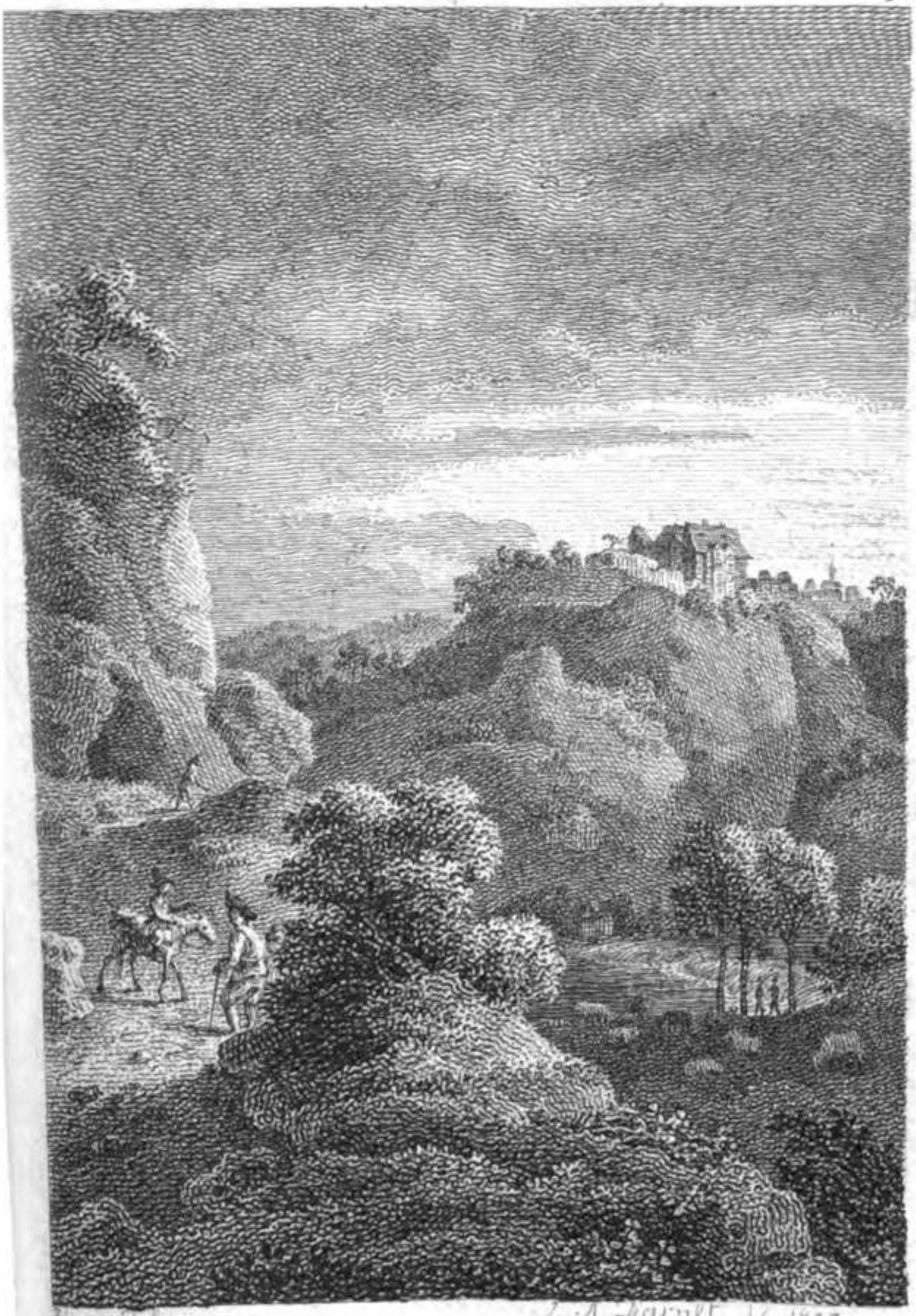


Vossen

10656974

10858974

9.



Ringg dely. J. A. Darnst. fc 1807.

Wolckenstein

10858974

10858974

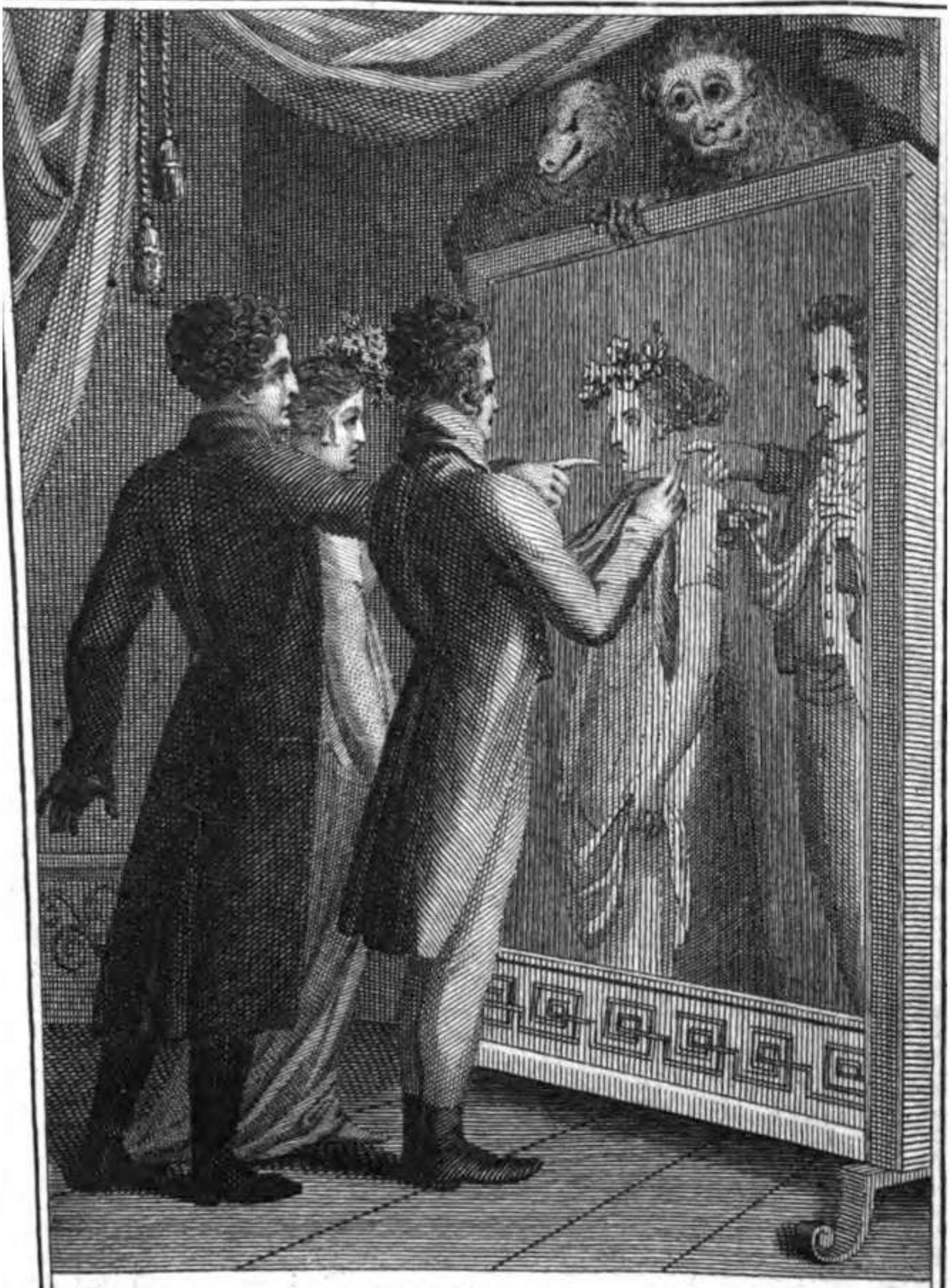


„Gott! rief der Staatsmann, und ward bleich:
„Der Glücklichste im Lande
Besitzt kein Hemd! — Das stürzt das Reich
Und mich in Noth und Schande!“ —

Schnorr v. Fr. del. Mono Haas fc. Berlin 1807.

10856974

10856974



Da sehn Sie den großen griechischen Affen! sprach er zu dem Apostel.
Da sehn Sie die große griechische Schlange! sprach er zu der Baronin.

10858974

12.

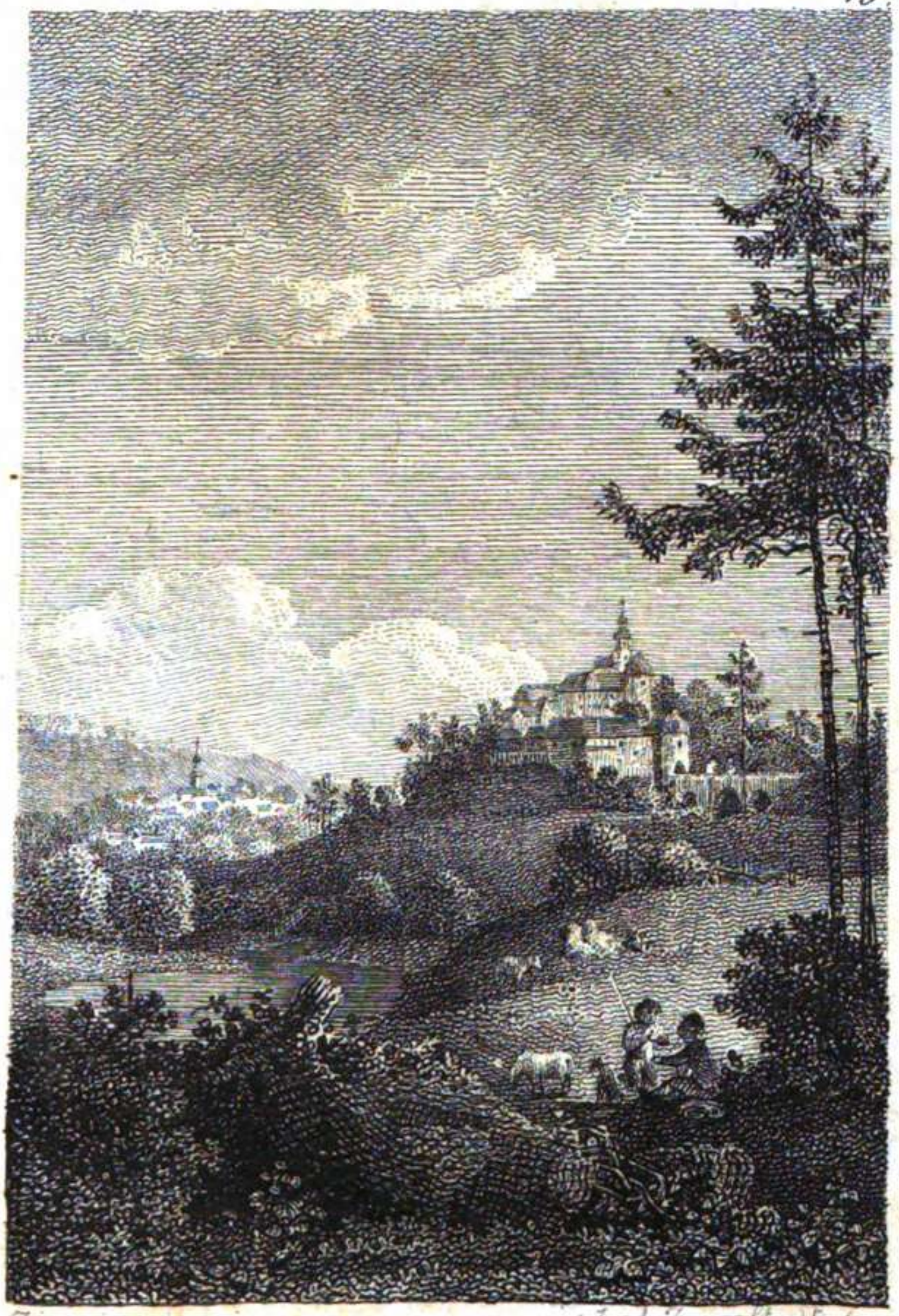


Zingg excud. J. A. Darnstedt fe

Lichtenstein.

10858974

10856974



Zingg del. J. A. Darnstedt sc.

Hartenstein.

10858974

10856974

Taschenbuch

zum

geselligen Vergnügen.

1808.

10858974

Inhalt.

Sami. Von Friedrich Rochlitz. = Seite 1
Der Maltheser, oder Macdonald und Bilori. Von Louise Brachmann. = = 71
Treue des Glücks. Von A. G. Eberhard. 149
Der Apfel aus Balsora. Von Friedrich Kind. = = = = 245
Die Erbin von Bellenz. Von W. G. Becker. 311

Gedichte.

Bertrand. Minona oder die Kunde der Dogge. = = = = 228
Brachmann. (Louise) Aus einer ungedruckten Novelle. = = = 56
Haß und Liebe. = = = 131
Der Epheu. = = = = 222
Stilles Heimweh. = = = 286
Annette. = = = = 306
Bürde. Im Frühling 1807. = = 118
Wanderung der Musen. = = 221
Aufschrift. = = = = 295
Elisa. (Fr. v. d. Recke, geb. Gr. v. Medem.)
Bewußtseyn. = = = 48
Der Epheu und die Weinranke. = 127

Gramberg. (G. A. H.) Das Mutterhaus.
Seite 137
Das Kind und der Schmetterling. " 225
Eidyllion. " " " " 240
Die frohe Spinnerin. " " 289
Zorn der Liebenden. " " " 295
Im Walde. " " " 305
Haug. Raschids Vertrauen. " " 40
Molly's Klage. " " " 47
Mävs Abfertigung. " " " 64
Lüge und Einfalt. " " " 126
Thätigkeit. " " " 140
Gnome. " " " " 222
Bestrafte Unklugheit. " " 224
Vags Wunsch. " " " 230
An Parcidus. " " " 238
Bettinelli an Cotin. " " 277
Anekdote. " " " 285
Hell. (Theodor) Trost der Religion. " 147
H. (A.) Lied beim Bischoff zu singen. " 231
Isidorus Orientalis. Der Schönsten. 65
An einen jungen Dichter. " " 132
An P. Flemming. " " " 233
Kanngießer. (Pet. F.) Die Liebe. " 139
An Heliodora. " " " 297
Kind. (Friedrich.) Verkündigung. " 50
Der Perlenschmuck der Braut. " 67
Mirta. Mit Musik von A. Bergt. " 123

Der erste Kuß. = = Seite 226
Der Stern und der Irrwisch. = 240
Annchen. = = = = 296
Des Sängers Wunsch. = = 305
Kretschmann. Romanze an Doris. = 58
Gute Hofnung. = = = 125
Bräutigamsständchen. Mit Musik von A.
Bergt. = = = 214
Die Romanze von den beiden Kobolden. 280
Kuhn. (August) Sängers Frühlingsleben. 144
Lida. = = = = 216
Preis des Sängers. = = = 307
von Kyaw. (E. A. W.) Doris, eine Modeblume. = = = = 61
Der Arzt bei Ellwins Krankenbette. = 68
Pdan an das Gold. = = = 133
Rosaura. = = = = 265
Gespräch über Pfeffel. = = 304
Langbein. Die Masken. = = 41
Die Fahrt ins Heu. Mit Musik von Zelter. 62
Muth im Unglück, = = = 69
Der Kriegs- und Friedensherold. = 113
Auf die Jubelhochzeit meiner Aeltern. 129
Der Dichter und die Feder. = = 206
Der Hahn und der Kapaun. = = 239
Der Plauderer. = = = 278
Der Substitut des heiligen Georgs. = 291
Lep. Der Mordbrenner. = = 303

v. Löwenstein-Werthheim. (Wilhelm Graf) Lied. = = Seite 141
Meißner. An Minona. = = 49
An Lyde. = = = 287
Noeller, (Lebrecht) Die innere Welt. 220
vom Nordstern. (Arthur) Simonides. Für Declamation. = = = 30
Sang höherer Weihe. = = 241
Pfeffel. Der Schatten. = = 55
Der Reisende und der Cicerone. = 142
Pf. Verzweiflung eines Autors. = 237
Der unkluge Wunsch. = = 279
Pfister. Der Götterliebling. = = 299
Schmidt. (G. P.) Alte und neue Zeit. = 44
Erfahrung. = = = = 119
Des Fremdlings Abendlied. Mit Musik von Zelter. = = = = 143
Der Braut Morgenlied. = = 219
Der Witwe Morgenlied. = = 238
Philidor an Nanny. = = 309
Nanny an Philidor. Antwort. Mit Musik von Harder. = = = 310
Schütze. (St.) Der Dichter und das Liebespaar. Mit Musik von A. Bergt. = 46
Der geistreiche Schwätzer. = = 54
Aug und Mund. = = = 66
Lebenslauf der Welt. = = 120

Tanzlied. Mit Musik von Maſchek. Seite 223
Der Teufel und die Malerin. = 234
Trennung und Wiederkehr. Nach Oſſian. 271
Poetiſche Lectüre. = = = 290
Der Eklektiker. = = = 304
Tiedge. Feſter Muth. = = 43
An Sidonia. = = = 124
An A. G. Eberhard. = = = 232
Der Gnügſame. = = = 288
T. (Emilie Gr.) Heilige Liebe. = = 128

Charaden und Räthſel.

Die vorjährigen Charaden und Räthſel waren: 1) Mondkalb. 2) Amt Samt. 3) Parnaß. 4) Haugwitz. 5) Luft. 6) Dank, Bank, Zank. 7) Adel, Leda. 8) Liebe, Beule. 9) Eber, Rebe. 10) Roſe. 11) Retter. 12) Frieſen, Rieſen, Wieſen. 13) Ofenſchirm. 14) Ameiſe. 15) Puppe. 16) Mähren. 17) Seil, lies. 18) Laterne. 19) Schenkel, Henkel, Enkel. 20) Spiegel. 21) Oven (w), Covent, Convent. 22) Tauber. 23) Stern. 24) Bewege, Gewebe. 25) Schlaf, Schaaf, Falſch. 26) Modern, modern 27) Bettmeiſter. 28) Buchſtab. 29) Treue. 30) Bernſtein. 31) Schwarzkünſtler. 32) Leben, Nebel.

Die neuen Charaden und Räthſel ſind von Bertrand, A. G. Eberhard, Theodor Hell, Hg., C. H. v. Lindemann, L. Noeller, Ritter, A. S—r, St. Schütze.

Ohne beigefügte Auflöſung werden keine aufgenommen.

Von den 13 Kupferblättern ist das Titelkupfer nach einem berühmten Gemälde von Correggio in der Dresdner Gallerie von Krüger gestochen. Vier andere Blätter enthalten Vorstellungen aus dem vorigen Taschenbuche, und sind von Kohl, (den der Tod an Vollendung der übrigen hinderte) und Meno Haas nach Zeichnungen von Schnorr gearbeitet. Die acht Prospecte hat Darnstedt nach Zeichnungen des Professor A. Zingg geliefert. Es sind Ansichten von 1) Wehlen, oberhalb Pirna, wie es vormals war, 2) Rossen, 3) Wolkenstein, 4) Lichtenstein, 5) Hartenstein, 6) Bärenfels, 7) Weißenfels; alle in Sachsen, und 8) die Ruinen von Skalka in Böhmen.

Die Lieder-Compositionen sind von Zelter, A. Bergt, Maschek, Harder.

Der Anhang, welcher neue Tänze nebst den dazu gehörigen Touren und ihrer Erklärung enthält, ist dießmal mit den Lieder-Compositionen und dem Kalender, der größern Bequemlichkeit wegen, besonders brochirt worden.

Erhebliche Druckfehler.

Im vorigen Taschenbuche ist in Langbeins Gedicht auf das Amts-Jubiläum seines Vaters, in der dritten Strophe aus Versehen die ganze letzte Zeile ausgelassen. Der Schluß muß heißen:

Der uns sie, die brave Mutter, gab,
Die wir ehren bis in unser Grab.

Im dießjährigen Taschenbuche muß die Ueberschrift S. 332 heißen:

An A. G. Eberhard.

Sami.

1. Noch zittern Tausend: sag', wer darf da lachen?
2. Wer seine Seele rein erhalten; wer Gehandelt und getragen, wie ein Mann — Der darfs — —

Otway.

Jedermann hat die wundersame Geschichte des grossen babylonischen Schneiders, von Herrn Kretschmann vor zwei Jahren in diesem Büchlein erzählt, mit Vergnügen gelesen. Nun dulden es solide Leser zwar, daß ihnen Vergnügen gemacht wird; sobald sie aber das Ende (gewöhnlich den Namen des Verfassers) erblicken, setzen sie sich wieder auf die Hinterfüße zurecht, und zweifeln klüglich, und fragen bedenklich — z. B. bei jener Geschichte: ist sie

wohl auch vollkommen glaubwürdig? oder doch, wie weit? Zu einer Zeit, wo man alles, was Datum ist, bezweifelt, und alles, was Factum heißt, glaubt, darf das nicht befremden — aber verdrießen darf's, besonders einen Autor. Was ist mit einem Publikum anzufangen, das keinen Glauben hat? So versuche ich denn, jene Geschichte hinlänglich zu verfestigen!

Da nun aber der Glaube, wie Doctor Martin Luther sagt, ein fein geistlich Ding ist, und es nicht nützet, so man drein häuet oder sticht: so komme ich den Lesern von andrer Seite bei. Wie, frag' ich, wenn ich bewiese, daß jener zauberische Schneider gar nicht der Einzige seiner Art gewesen ist? Der Beweis würde schwer fallen? Gar nicht; ich darf ja nur die folgende Geschichte, den, allenfalls gerichtlich zu deponirenden Urkunden nacherzählen!

Das will ich denn auch — aber nicht nach Herrn Kretschmanns komischer Weise, sondern nach meiner ernsthaften.

Im eilften Jahr der Regierung des großen Plampampu, Beherrschers von Persien, kam ein unbekannter alter Mann in die Residenz, kaufte sich ein

Hüttchen in einem abgelegenen Winkel, richtete sichs ärmlich ein, und lebte mit seinem Enkel mehrere Jahre still, unbemerkt und einsam. Was hätte auch Andere an ihn schließen sollen? Er besaß nichts, als einen gesunden Verstand, ein redliches Herz, und eine Summe trauriger Erfahrungen: damit amüsirt man aber wenig, und wer wenig amüsirt, den lassen die Leute in Persien und in der ganzen Welt unbemerkt laufen.

Lieber Sami, sagte eines Tages der Alte zu seinem Enkel — du bist nun ein guter, verständiger, lieber Junge geworden: ich hoffe, du wirst auch ein guter, verständiger, lieber Mann werden. Das wäre genug für dich, für mich und für den Himmel: aber nicht für die Welt, die für den Bürger und Gesellschafter den Menschen hingiebt. Du mußt unter Fremde, dich bequemen; mußt in ein Handwerk, dich nähren zu lernen. — Hier rollten dem guten Alten zwei große Tropfen die Wangen herab in den silberweißen Bart. Sami bemerkte das nicht; er rief, voll Leben und Unbefangenheit: das ist ja schön! wohin soll ich? was muß ich lernen? sag' nur an, Großvater! —

Ich habe schon lange hin und her gesonnen, fuhr der Alte fort. Willst du dein Glück fest gründen, so

erbau' es auf die Eitelkeit und Thorheit der Menschen. Wie wenn du dich zu dem beliebten Schudi in die Lehre begäbst, von dem sich die ganze schöne Welt mit Kleidern versorgen läßt, weil er ein großes Haus nebst einer eigenen Equipage besitzt, und der theuerste und gröbste ist in der ganzen Residenz? Dem jungen Sami war alles recht, was Beschäftigung gab und unter Menschen brachte, als wornach es ihm schon lange lüstelte. Er kam also zu Schudi und schien sich recht wohl zu befinden.

Nach einiger Zeit wollte sich der Alte selbst von den Fortschritten seines Enkels an Ort und Stelle überzeugen und schlich in Schudi's Haus. In dem prächtig dekorirten Saale des untern Geschosses sahe es aus, wie in einem ästhetischen Collegium: elegante junge Herren und Damen waren zahlreich versammlet und achteten mit gespannter Aufmerksamkeit auf das Schöne, das ihnen vorgelegt wurde oder neben ihnen saß. Der Alte schlich unbemerkt vorüber. Er kam die Treppe hinauf und wollte eben in der Küche demüthig nach seinem Enkel fragen, als er diesen selbst, mit großer Emsigkeit den Bratenwender drehend, erblickte. Ei ei, mein Sohn, redete er ihn an: finde ich dich hier? ist das deine Arbeit? Laßt's gut seyn, Großvater! antwortete

dieser. Wenn ihr so gut seyn und den Braten gehörig abwarten wollt, so kann ich indeß die Thürschlösser putzen, und dabei will ich euch alles erzählen. Kopfschüttelnd nahm der Alte die silberne Kelle, begoß, und brummte: Nun wird mir's begreiflich, warum der junge Mensch neulich so ungeschickt meinen alten Mantel ausbesserte! Sami aber begann, indem er die Schürze vorband und an den Schlössern rieb: Sehet, Großvater, wenn ich hier auch Nadel und Bügeleisen nicht zum schönsten führen lerne; so lerne ich Dinge, die wol von ganz andrer Bedeutung sind.

Zum Exempel? fragte der Großvater bedenklich.

Zum Exempel — da hat doch mein Meister eine junge, schöne Geliebte, und die Geliebte hat einen jungen, schönen Vetter, der sie fleißig besucht; und das will der Meister nicht leiden — ich weiß nicht warum? Wie er nun neulich nicht zu Hause war, kam der Vetter dennoch wieder. Ich fütterte eben, die Truthühner unten im Hofe: da schleicht der Meister zurück und schnauzt mich an: daß du keinem Menschen sagst, ich sei nach Hause gekommen! Ich versprech' es, er drückt sich nun an der Wand hin, und so geht's leise die Treppe hinauf.

Du machst mich neugierig! unterbrach ihn der Alte.

Ja, ich ward's auch, Großvater! fuhr Sami fort. Ich schlich nach; Meister Schudi schlüpfte in sein Kabinet und verriegelte sorgfältig die Thür. Ich — nun, ich kauerte mich ein bischen davor und guckte durchs Schlüsselloch. Was sah' ich da! Der Meister nahm das Stückchen Kreide, womit er sonst den Schnitt der Kleider abzeichnet, malte einen Kreis um sich her, sprach zwei arabische Worte, und — denkt euch — wurde zu einem kleinen Spitzmäuschen —

Du bist ein Narr! fiel der Alte nochmals ein.

Au contraire, Großvater! nahm Sami eifriger das Wort. Was wettet ihr, und ich mach's eben so und werde, was ich will — ein Hündchen zum Beispiel!

Er nahm hier ein Kügelchen Kreide aus seinem Putzpulver, zog den Kreis, sprach die Worte, wurde ein niedliches ohrenloses Möpschen, und schnüffelte promenirend umher nach dem Bratenduft. Der Großvater ließ den Wender stehen und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen; doch faßte er sich bald wieder, und bedachte — was jetzt andere Leute auch bedenken — mit vielvermögenden Geistern muß man

sehr subtil und moderat umgehen! Er beschwor also vor der Hand den Enkel nur, die Mopsgestalt wieder von sich zu werfen; Sami that das auch sogleich, und fragte triumphirend: Gelt, das ist besser, als die schönste Zeile Steppnaht? Der Großvater wollte sich hier nicht tiefer in die Sache einlassen, sondern empfahl dem Enkel nur, keinen Mißbrauch von seiner Kunst zu machen, schlich nach Hause, und sann und sann, wie er den schuldlosen Jüngling den Scheeren Schudi's mit guter Manier entreißen wolle.

Indeß er sann, sann Sami auch, aber über etwas ganz anders. Der gute Großvater, dachte er, hat dein ganzes Leben hindurch so viel an dir gethan, und du an ihm noch gar nichts. Wie wenn du deine Kunst zu seinem Vortheil' anwendetest? Das wäre doch gewiß kein Mißbrauch! Herr Altgesell! rief er seinen Vorgesetzten an — einen Dümmling, dessen Verstand sich durchaus nur auf das erstreckte, was sich bügeln ließ — mein Herr Altgesell! morgen habt ihr Auflegen und geht spazieren: möchtet ihr da wol zwanzig Zechinen verdienen? — Wie das? fragte der Gesell, und legte den Mittelfinger mit dem Fingerhut bedächtig an die Nase. — Mein Vater, fuhr der gewandte Sami fort, ist ein Roßkamm — ich weiß nicht, ob ichs euch schon gesagt habe. Er han-

delt mit lauter arabiſchen Pferden, und hat mir vorgeſtern zu meinem Geburtstage eins geſchenkt. Ihr begreift, daß ich ein Pferd nicht brauchen kann, wol aber Geld! Verkauft mir's morgen! Es iſt hundert Zechinen unter Brüdern werth, wie vielmehr unter Fremden! Man giebt ſie euch mit Freuden; ihr bringt ſie mir, und zieht euch gleich zwanzig pro studio et labore ab.

Der Geſell ging das ein. Das Pferd ſtehet draußen im goldnen Ziegenbock: da holt's nur ab! fuhr Sami fort. Aber, eine Hauptſache! nehmt ihm, wenn's verkauft iſt, die Halfter ab, und bringt ſie mir zurück. Daran liegt mir viel. — Es verſtehet ſich, daß Sami ſich in ſolch ein Pferd verwandeln, ſich verhandeln, da er ohne Halfter nicht feſt gebunden werden konnte, entwiſchen, und die reſtirenden achtzig Zechinen dem armen Großvater bringen wollte.

Der Geſell holete das Roß und führte es auf den Markt. Ein ganzer Schwarm Kenner und Dilettanten ſammlete ſich um ihn; man hatte nie ein ſchöneres Pferd geſehen. Zufällig ging Meiſter Schudi auch des Weges, ſahe den Auflauf, trat herzu, und ward nicht wenig verwundert, ſeinen Geſellen mit dem herrlichen Thiere zu erblicken. Dahinter ſteckt etwas! dacht' er, und ſetzte die kryſtallene

Brille auf, die für ihn dieselbe Macht hatte, wie gewöhnliche gute Brillen für manchen Kurzsichtigen in Assembleen — in seinen Augen nämlich allen Zauber aufzulösen. Auf den ersten Blick sahe er nun, daß der Altgesell auf dem Lehrpurschen ritt, und merkte auch, wie das zugehe.

Als Schneider ging Schudi ins nächste Haus, als Beschnittener kam er heraus. Nau, sagte er und zupfte sich am Bart: wie hoch steht's Rößle? hot's dach'n Mäkel im Gekröse, und lahtscht mit die linke Hinterfuße! — Das half aber alles nichts: der Jude mußte die hundert Zechinen bis zum letzten Heller bezahlen. Der Gesell strich das Geld ein, und wollte nun die Halfter abnehmen. Was is dos? rief Schudi, der die Absicht sogleich errieth. Als ich's Rößle gekaft hab, hab ichs gekaft, wie's steht und liegt. — Der Gesell ließ sich nicht abhalten. Na so lass' Er's bleiben, rief der Jude und hielt ihm den Arm? Wos thut mer dermit? Da hat Er noch äne Zechine! kann's ja nit beim Schwanz nema me! — Alle lachten den albernen Juden aus, der für den schlechten Riemen eine Zechine gab, und der Gesell hoffte seinem Committenten mit dem Plus große Freude zu machen. Er eilte davon, der Jude schwang sich auf, kniff das Roß mit den Knieen aus

Leibeskräften, und sprengte den Anwesenden, die alle laut lachten, aus den Augen.

Ehe fünf Minuten ins Land gingen, stand der arme Araber in Schudi's Stall' an die leere Raufe gebunden, und der Schneider mit der Elle dahinter, ganz erbärmlich drauf los schlagend. Als er müde war, erquickte er sich mit Speis' und Trank: der Araber bekam aber von beiden nicht das Geringste. Nun ging die Expedition wieder von vorn an; und in diesem Wechsel wurde der ganze Tag hingebracht; so wie der folgende wieder begonnen.

Die Geliebte Schudi's war eine weichgeschaffne Seele. Sie hatte ihrem Gebieter schon gestern viel rührende Vorstellungen über seine Behandlung des edlen Rosses gemacht, war aber allezeit unhöflich ab und zur Ruhe verwiesen worden. Der Verdruß erhob ihr Mitleid von Worten zur Wohlthat, wie bei Weibern oftmals. Am Morgen, nachdem der Araber wieder volle Ladung empfangen hatte, ging Schudi aus. Die Dame erwartete, er werde, wie gewöhnlich, erst gegen Mittag zurückkommen, und redete ihr Mädchen an:

Es ist doch Sünd' und Schande, wie mit dem schönen Thiere umgegangen wird! Nichts als Schlä-

ge, und nicht einmal ein Körnchen Hafer oder einen Eimer Wasser zur Stärkung!

Ihr habt ja die Bodenschlüssel, erwiederte die Dirne; laßt uns hinaufschleichen und in unsern Strickkörbchen nach und nach so viel Hafer herunter tragen, bis das arme Thier genug hat! So bekömmt es doch Kräfte, seine Prügel mit Anstand auszuhalten.

Gesagt, gethan! Man brachte Hafer, man hielt ihn vor: der Araber labte sich und blickte — ach wie dankbar! auf die Wohlthäterin. Sie war dadurch dermaßen bewegt, daß sie ihm nun auch gern zu trinken gegeben hätte: aber im Morgenlande ist man nicht so glücklich, wie bei uns, in jedem Hause — wenn auch sonst nichts, doch immer ziemlich reinliches Wasser zu finden. Was da! rief die Zofe: wir binden das sanftmüthige Thierchen los und führen es durch die Hinterthüre den Garten hinunter an den Fluß: da mag sichs satt trinken! —

Vortreflich! Man knüpft und knüpft, aber der schelmische Schudi, der wohl wußte, daß dem Rößlein alles darauf ankam, sich loszuwickeln, hatte die Halfter mit einem solchen Bündel künstlicher Knoten befestigt, daß den Damen die Finger wehe thaten, ehe sie ein Viertel aufgelöset hatten. Ei, so laßt den

Bettel hängen! rief das Zöfchen. Sehet, wir ziehen diese Schnalle auf, streifen ihm dann die Riemen über den Kopf, und gebt Acht, es folgt uns ungeführt, wie ein Hündchen, nach!

So geschah' es auch wirklich, und die Damen freueten sich herzinniglich, als ihnen das muthige Roß so fromm gehorsamte. Der redliche Araber hatte indeß große Gewissensscrupel: sollte er seine Freiheit benutzen und seinen Wohlthäterinnen Verdruß machen? oder sollte er ihnen wieder zum Stall folgen und sein Fell fürder gerben lassen? Eine herbe Collision! Das Zünglein der Waage schwankte hin und her: da kamen sie an den Fluß, die sinnliche Begierde des Dürstenden trat mit der Neigung des Herzens in Bund: der Araber erlag derselben Menschlichkeit, wie schon Eva im Paradiese. Ein Sprung in dem Fluß:

Halb zog es ihn, halb sank er hin,
Und ward nicht mehr gesehn! —

Man denke sich das Schrecken der armen Frauenzimmer! Nachdem sie die Hände gerungen und Worte der Verzweiflung ausgestoßen hatten, eilten sie in ihre Zimmer, setzten sich an ihre Stickrahmen, und sahen dabei so schuldlos und unbefangen aus, als hätten sie keinen Schritt über die Schwelle gethan.

Indem kam Schudi schon zurück. Er hatte nämlich diesen Vormittag nicht seinen gewöhnlichen Kreislauf durch die Nasch-Boutiquen der Residenz beschrieben, sondern war nur zu einem Riemer gegangen, sich einen tüchtigen Kantschuh zu kaufen, weil ihm beim letzten Schlage an diesem Morgen die Elle zersprungen war. Er pfiff gemüthlich über den Hof hin, dem Stalle zu, und klatschte mit dem neuen Kantschuh den Rhythmus dazu. Doch wie entsetzte er sich, als er im Stalle zwar die Halfter fand, aber nichts dran! Er werde gewütet und das Haus umgekehrt haben, meint ihr? Die Frauenzimmer meinten's auch und stachen sich vor Angst in die Finger: aber Schudi wußte zu gut, daß man, um Sperlinge zu fangen, nicht mit dem Stecken dreinschlagen müsse. Er war mäuschenstill in seinem Stalle, kam dann gemächlich die Treppe herauf, ging durch das Zimmer der Damen, indem er ihnen den freundlichsten guten Morgen bot und seine Blicke nur über sie hinstreifen ließ, und wanderte nun in sein Kabinet.

Hier begann er folgendes gründliche Raisonnement: Schon der gelehrte Abt Tritheim in seiner Steganographie behauptet, die sicherste Magie beruhe weniger auf Kenntniß der geheimern Kräfte

der Natur, als vielmehr, auf strenger und gewandter Anwendung der gemeinsten und bekanntesten. Meiner Schönen waren gestern Abend Hunger und Prügel des Arabers zuwider; sie wurde von mir abgeführt: schon aus dem Satz des Widerspruchs in der weiblichen Natur muß sie heute thätig gewesen seyn. Die Schläge konnte sie dem Thiere nicht abnehmen: also den Hunger! Auch sah' sie mir vorhin gerade so unschuldig aus, wie eine Schuldige! Das wird sich finden —

Er ging auf den Haferboden; er fand, es war geschöpft worden und nicht mit der Schaufel umgewurfelt — mithin von ungeübter Hand. Eine aus dem Körbchen verlorne Bandprobe überzeugte ihn vollends ganz. Er ging zurück in den Stall: da zeigten sich noch Ueberreste von Hafer in der Krippe. So hat das Thier geschmaußt, bis es nicht mehr konnte! schloß er. Wer so viel gespeiset hat, der dürstet: wie ist's damit ergangen? Die Eimer sind trocken: so hat man's an den Fluß geführt! Laß sehen!

Er suchte Spuren: aber der Araber war mit guter List so leise getreten und hatte jedes Trittchen so wohl gewählt, daß keine Spur zu entdecken war,

bis — ach! unten am Ufer im Kießsand, wo er zum Sprung scharf angesetzt hatte!

Hevrika! rief Schudi: ins Wasser haben wir gesetzt; auch wieder heraus? Es fand sich durchaus nichts. Nun, was ins Wasser gegangen ist und nicht wieder heraus, ist noch drin — argumentirte er weiter; und was im Wasser sich verbergen und nicht ertrinken will, bleibt kein Pferd — wenns nämlich 'was anders werden kann! Wir wollen doch etwas genauer sondiren, was der Fluß enthält! Vorerst — und hier setzte er die bewußte Krystallbrille auf — vorerst die Animalien! Da war nichts. Nun die Vegetabilien! Da war wieder nichts. Zum dritten und letzten, die Mineralien! Ach da war 'was, und der Spitzkopf hätte es gewiß gefunden, wenn's nicht — anders gekommen wäre.

Der Fluß ging nämlich nicht blos an Schudi's Garten vorbei, sondern auch weiter; ja selbst durch die Gärten des Monarchen, die zum großen Sommerpalais gehörten. Plampampu der Große befand sich eben da, und seine engelschöne Tochter gleichfalls. Die Prinzessin hatte ihr Badehaus in dem oft erwähnten Flusse, und als sie heute beim Herausseigen aus dem Bade den reinen Kies mit den blendenden Füßchen betrat, drängte sich dieser nicht

nur neidisch um diese Füßchen, sie zu bedecken, sondern schien auch ihren Glanz durch irgend etwas überstrahlen zu wollen, das er gerade an die schöne Verschlingung der bläulichen Adern legte, wo eine griechische Schöne die Bänder ihrer Sandalen mit dem Juweel zierlich befestigte. Die Prinzessin sah' dieß Etwas funkeln und hob es auf: da leuchtete es in ihrer Hand, wie der Sirius. Liebe Amme, sagte sie zur getreuen Wärterin; sieh' doch, was ich da gefunden habe! Ich bin zwar nicht eben Kennerin: das scheint mir aber ein auserlesener Karfunkel — und von welcher Größe! Schaffe mir doch geschwind den Hofjuwelier; er soll den schönen Stein taxiren und fassen: hernach will ich ihn im Ringe tragen! —

Das geschahe denn; und ich brauche hoffentlich nicht erst zu verrathen, wer denn eigentlich in dem Ringe der Prinzessin funkelte und an ihrer reizenden Hand ein Glück genoß — ein Glück, ach viel zu groß, als daß es hätte von Dauer seyn können! —

Schudi war nämlich rein des Teufels vor Bosheit über seine vergeblichen Bemühungen. Er aß nicht, er trank nicht, er hatte auch einen theuren Eid gethan, seine Geliebte nicht zu berühren, bis er den armen Sami entdeckt und mit tausend Foltern bestraft hätte. Es wurde Abend — der Eid drückte

ihn im Hause gar zu schwer: er setzte sich vor die Thür. Da sah er zwei Herren, in lebhaftem Wortswechsel begriffen, die Straße heraufkommen. Als sie Schudi's Hause näher kamen, blieben sie disputirend stehen; der Eine sagte dem Andern noch eine runde Sottise, und ehe dieser die Replik zugespitzt hatte, eilte er davon, und ließ diesen spitzen, wie er wollte. Jetzt erkannte unser Schneider in dem Zurückgebliebenen seinen alten Freund, den Hofjuwelier —

Was habt ihr denn für Händel, Herr Nachbar? rief er ihm zu.

Ei, erwiederte jener; ich kann mich ärgern über solche Grobiane, die sich Gelehrte nennen, weil sie ein Paar Compendien und ein Schock stelzfüßige Flosskeln auswendig gelernt haben, und nun dahertreten, die Nase wie Blinde, hoch in der Luft, und vernünftigen Leuten ihre gesunden Sinne abstreiten wollen! So disputirt mir der Patron geradezu in den Hals hinein, es gebe keine Karfunkel, so groß, wie Kalbsaugen, da ich doch vorgestern erst einen in diesen meinen Händen gehabt und für unsre allerdurchlauchtigste Prinzessin gefaßt habe. Selten mögen sie seyn, sehr selten — das geb' ich zu: aber was ich in Gold fasse, muß doch existiren! Die Prinzessin will

ihn im Flusse gefunden haben — nun, dem sei, wie ihm wolle: ich halte mich nur an die Sache selbst!

Gefunden? im Flusse? fuhr Schudi auf, und eine wunderliche Ahnung flog ihm durch den Kopf. Doch sammlete er sich gleich wieder, und fuhr ruhig fort: Ihr habt ganz Recht, werther Nachbar; doch muß ich euch gestehen, auch mir ist mein Lebelang kein solch Stück Karfunkel vorgekommen. Ich bin aber ein großer Freund von Curiosis: schaft ihr mir den Stein zu Gesicht, so mag sich eure Frau den schönsten Schlumper aus meiner Collection wählen.

Nie ward ein Weiberrock leichter gewonnen! rief der Juwelier. Ich habe alle Wochen die Pretiosen der Prinzessin zu putzen. Morgen ist der Tag. Kommt mit; da könnt ihr alle, Stück für Stück, besehn. Nur darf ich nichts aus den Händen geben: ich bin ein geschworner Mann! —

Am Morgen wurde Schudi vom Nachbar abgeholt: er kam, er sah, er siegte — vermittelst der bewußten Brille nämlich! Nun fehlte nichts, als daß er den Stein nur einen Augenblick in die Hände bekommen hätte: dazu war aber der gewissenhafte Nachbar durchaus nicht zu bewegen. —

Den folgenden Tag befand sich der Monarch nicht wohl. Man ließ Aerzte kommen: nun ward

die Krankheit bedenklich; und je mehr Aerzte herbeieilten, je gefährlicher wurde sie. Der gute Herr hätte so gern noch länger gegessen, getrunken, geschlafen! Da aber nichts anschlug, ließ er im Lande herumtrompeten: wer die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, in dem Maaße verstehe, daß seine Majestät, ohne viel Bitteres einnehmen zu müssen, baldigst wieder zu Appetit, Ruhe und Kräften kommen, der soll seinem Throne der nächste stehn, und thut er's nicht wohlfeiler, sogar seine einzige Tochter zur Gemahlin erhalten. — Himmel, wie jauchzte der verwünschte Schneider! —

Er flog hinaus, versprach augenblickliche Hülfe, und wurde schleunigst vorgelassen. Was hast du für Mittel, und wie schmecken sie? fragte der Monarch matt. Allerdurchlauchtigster, meine Mittel schmecken gar nicht, erwiederte Schudi; ich heile blos durch Sympathie. Bei diesen Worten zog er ein elegantes Etuis und aus demselben eine goldene Schnürnadel hervor, und diese drückte er nun dreimal (kreuzweis und stillschweigend) Seiner Majestät auf die Stirn, auf die Brust, und auf die Fußsohlen. Kaum war das geschehen, so konnte sich der Kranke schon aufrichten und laut nach Frühstück rufen; und kaum hatte er dieß etwas reichlich genossen, als er

auf seine Füße trat und kerzengerade dastand. Sein Entzücken ging so weit, daß er sich sogar der versprochenen Belohnung erinnerte.

Erhabenster Monarch! rief Schudi, und warf sich zu Boden. Dein Knecht ist weder ehrsüchtig, noch verliebt: er hält sich solchen Lohns nicht für werth. Regiere du auch ferner so vollkommen allein, als du kannst; und deine göttergleiche Tochter beglücke einen würdigern Gemahl!

Schudi, du hast eine edle Seele! unterbrach ihn der Fürst. Ich will dirs nur gestehn: ich hätte dich an meiner Seite nicht ohne Verlegenheit sehen können, deiner Schneiderei wegen; und meine Tochter, fürcht' ich, hätte dich an ihrer Seite nicht ohne Verlegenheit sehen können, deines runzlichen Gesichts und fatalen rothen Bartes wegen. Aber nun rede — was soll dich belohnen? denn, bei meiner Fürstenehre! du sollst mir nicht unbeglückt von hinnen!

Ich bitte nur um ein Angedenken an diesen seligen Tag von der Hand der erhabenen Prinzessin — antwortete Schudi.

„Beim Himmel, das sollst du haben! was willst du zum Angedenken?“

„Nur den ansehnlichen Ring, den die Himmlische gewöhnlich am Zeigefinger trägt —“

„Ich kenn' ihn; es ist ein Karfunkel, wie ein Mundbissen groß. Er ist dein, Schudi, besonders da er uns nichts kostet, als die Einfassungsgebühren! Er ist dein, sag' ich; ja, bei meinem Bart! nicht nur er, sondern auch die Maroquin-Kapsel dazu! Auf, und folge mir zu meiner Tochter! —

Bei Hofe erfährt man, was im Lande vorgeht, gewöhnlich zuletzt. Diesen Morgen erst hatte die treue Amme der Prinzessin hinterbracht, was schon neulich mit Posaunenschall an allen Straßenecken war verkündigt worden. Man denke sich die Angst der guten Prinzessin: wie ein Stück Möbel in einer Auction, dem Ersten, dem Besten zugeschlagen zu werden! Man denke sich, wie heiß ihr Flehen zum Himmel stieg, er möchte doch lieber selbst ihren geliebten Vater gesund machen! Aber noch weit höher sollte diese Angst, noch weit heißer dieß Gebet werden: denn plötzlich dehnte sich der Stein an ihrem Finger aus — erschrocken warf sie ihn hin — er wurde größer, immer größer, bekam endlich Mannslänge — und jetzt stand an seiner Statt der liebenswürdige Sami vor ihren erstaunten Blicken.

Sami wurde noch schneller, als er so groß worden war, wieder klein; er ließ sich nämlich aufs Knie nieder, senkte das Haupt zur Erden, und begann, mit der lieblichsten, schmeichelndsten Stimme um Erbarmung zu flehen. Das hätte einen Stein erweicht, wie viel mehr ein geängstetes Mädchenherz! Sami erzählte in beliebter Kürze sein Schicksal, gewann damit eine noch innigere Theilnahme — da feuchte die Amme herein, und berichtete: derselbe Schmauch, von welchem der Jüngling so eben erzählte, habe Ihren Vater geheilt. So bin ich verloren! rief die Prinzessin. Und ich auch, rief Sami: denn gewiß verlangt er mich zum Lohne!

Angst findet, zündet, bindet Herzen, und zwar schnell: die Prinzessin versprach, eher zu sterben, als den schönen Jüngling preis zu geben. Wie aber, wenn mein Vater mich zwingt? rief sie dann. O nach diesem Wort, dem süßen, dem entzückenden, rief Sami, hat die Welt kein Unglück mehr für mich! Ich nehme meine vorige Gestalt wieder an: behalt' mich an deinem zarten Rosenfingerchen, und will mich dein Vater dir abzwingen, himmlisches Wesen, so wirf mich nur, ganz unbesorgt, mit aller Kraft an den Boden — — Hier hörte man nahende Männertritte; Sami wurde zum Ringe; die Prinzessin

schob ihn augenblicks an's Fingerchen, und drückte nun die geschmückte Hand mit der ungeschmückten an ihre ängstlich klopfende Brust.

Jetzt trat der Monarch herein; hinter ihm, tükkisch lächelnd, Schudi, hinter beiden, voller Erwartung der ganze Hof, den alten Vezier an der Spitze, und hinter allen ein Trupp Neugieriger. Nach einer feierlichen Pause begann der Monarch: demnach und alldieweil dir nicht unbewußt wird haben bleiben können, geliebte Tochter, daß deines Vaters Majestät an einer harten Krankheit darniedergelegen, und, schon des Hinschieds gewärtig, an allen Enden der Welt hat bekannt machen lassen, wie derjenige, welcher uns zur genugsamen Reconvalescenz verhülfe, den nächsten Platz bei uns und bei dir, Wertheste, einzunehmen andurch ermächtiget und befugt seyn solle; gegenwärtiger Lieber und Getreuer aber, der zeither das Schneiderhandwerk — doch nur wie unsre Hofleute die Künste, als Dilettant, und gegen die Langweile, betrieben hat — sothanen Forderungen vollkömmlich satisfaciret: als wärest du, meine Tochter, verpflichtet . . .

Man siehet, der gute Herr macht's eben so gern lang, als ich kurz. Es folgte: die Prinzessin müßte dem Schneider die Hand reichen, wenn er sich nicht

glücklicher Weise mit dem begnügte, was daran stäke; sie werde also nicht ermangeln, dieß, als einen kleinen Beweis kindlicher Theilnahme an der Wiederherstellung des Vaters, augenblicks auszufertigen.

Die Prinzessin entgegnete in gleichwohlgesetzten Redensarten, wie es gewiß gar nicht erst der Beweise ihrer kindlichen Theilnahme bedürfe, und wie, wenn deren dennoch nöthig wären, Thränen dazu besser dienen würden, als Steine; ihre Amme aber könne bezeugen, daß sie die ganze Nacht geweint habe, und den Morgen auch noch. Ihren huldreichen Vater und Gebieter werde sie, wie sich das von selbst verstehe, in allem augenblicks gehorchen, was er auch fordere, und wär es ihr Leben tausendmal; nur mit dem Einzigen möge er sie gnädigst verschonen . . .

Ergrimmt unterbrach sie der Vater, erstaunt blickte sie der Hof an, vermittelnd redete ihr der Vezier zu —: sie blieb aber in aller Demuth und — Jungfräulichkeit auf ihrem Köpfchen. Der Vezier that dem Schneider beiseits den Vorschlag, freiwillig zu resigniren und reichen Ersatz anzunehmen: dieser zog aber die Schultern bis an die Ohren, und sagte: Alles in der Welt, nur das nicht! Sehr mädchenhaft ergab sich nun die Prinzessin, die dieß gehört hatte, aus aufbrausendem Unwillen in das,

was keine väterliche Gewalt noch Bitte über sie vermocht hatte. Elender Sklav, rief sie zu Schudi; da — da nimm das Opfer, womit du mir das Herz brichst! nimm es, und möge dir's bekommen, wie . .

Hier stockte sie vor Erstaunen: denn, Himmel! was ereigneten sich nicht für unerhörte Dinge in wenig Augenblicken! Die Prinzessin will den Ring heftig dem Schneider vor die Füße werfen; er fliegt auch, der Ring: aber unter Weges wird er zu einem dürren Mohnkopf, prallt auf den Boden, springt aus einander, und zerstreut seine tausend Körner im ganzen Zimmer umher. Schudi stößt ein schadenfrohes Gelächter aus, wird urplötzlich zum Hahn, pickt mit wahrhaft unglaublicher Geschwindigkeit die zerstreuten Körner auf, recket nun stolzirend den Kamm, schüttelt das Behänge, und krähet ein helles Triumphlied.

Es gehörte ein großer Pinsel dazu, das Entsetzen der Anwesenden, und besonders der Prinzessin, hinlänglich zu malen! Ich erzähle einfach weiter, wenn ich die Leser erst daran erinnert habe, daß in der Regel keine Zimmer mehr Schmutz in den Winkeln haben, als die großen Gemächer prachtvoller Paläste. Auch hier hatte, in der Ecke, hinter einem goldenen Stuhle, der seiner Schwere wegen seit Menschenge-

denken nicht gerückt worden war, eine Winkelspinne ihr Netz so dicht gesponnen, daß eins der Mohnkörnchen, das hineingesprungen war, selbst dem Flammenblick des Hahns verborgen bleiben mußte. Mit Eins wird nun aus diesem Körnchen ein wohlgeschwänzter Fuchs: dieser schießt hervor, würgt den Hahn ab, und aus dem leeren Balge bricht nun heraus — der liebenswürdige Sami, der sich dem Monarchen zu Füßen wirft.

Nein, ruft dieser — und konnte er anders? — nein, so wahr ich allezeit Mehrer des Reichs bin, wenn's angeht: das ist mir in meinem Leben nicht vorgekommen! Wer bist du? wo und wie kömmst du her?

Sami erzählte nun aufs rührendste seine ganze Geschichte und wässerte damit gar manches Auge, besonders auch das des Veziers, der ein außerordentlich weichmüthiger Minister war. Was sagt mein Divan dazu? fragte der Monarch, nachdem Sami geendigt hatte. Rede, Vezier, du Menschenfreund!

Der Vezier rieth, Großmuth zu beweisen, und demnach dem unglücklichen Jüngling nicht nur seine Existenz zu verzeihen, sondern auch — maßen er denn doch die eigentliche Endursache der Wiederher-

stellung des Monarchen sei, sogar Einiges von der versprochenen Belohnung ihm huldreichst zufließen zu lassen.

Hier warf sich Sami von neuem zu des Monarchen Füßen, und lieblich errdthend that die schöne Prinzessin dasselbe von der andern Seite. Seiner Majestät schoß das Blatt und sie merkten Unrath: weil aber Ihr Herz einmal erweicht war, wollten sie nur durch den Stab Sanft die Tochter zur Besinnung bringen, und sprachen: Vezier, du hast mir aus der Seele gesprochen. Sami, stehe auf und lebe! Ja, wir würden uns nicht entbrechen, dir den allerschönsten Lohn zuzugestehen, wenn nicht deine niedrige Abkunft . . .

Nicht diese kann deine Gnade hemmen, Monarch! rief hier plötzlich die Stimme eines alten Mannes, der bisher unbemerkt unter den Zuschauern gestanden hatte. Sami ist fürstlichen Geblüts, wie du selbst! Siehe in mir seinen Großvater und zugleich den alten Berbis-Chan, vormaligen Beherrscher Tschirkassiens, dem Verrätherei in Einer Unglücksnacht Reich und Kinder raubte, und nichts ließ, als diesen Enkel, mit welchem ich verborgen unter deinem Schutz lebte.

O kommt in meine Arme, du mein fürstlicher Bruder, und du, mein lieber Sohn! rief hier Plampampu. Mein Sohn, sag' ich: denn, bei meinem Bart! das sollst du werden! Wir haben Lust, unsre Armee, die uns zu Hause allerhand Molestie macht, auswärtig zu beschäftigen und wünschen zugleich, Tschirkassien das Glück unserer segensreichen Regierung angedeihen zu lassen. Zeuch hin, Sami, mit unserm Heere — wir vertrauen es dir; erobere jenes Land der schönen Frauen, und hast du das zu Stande gebracht und kömmst unbeweibt zurück, so empfangen wir dich als unsern Sohn und Eidam, damit alles hübsch beisammen bleibe.

Hier gingen allen Anwesenden die Augen über, die Hände empor, die Lippen aus einander, und sie riefen: Heil Plampampu, dem Gerechten, dem Grossen, dem Menschenfreund! und Heil allen, die sich an ihn schließen! — Bekannt aber ist allen Historikern, daß Sami wirklich Tschirkassien eroberte und wirklich des persischen Monarchen Schwiegersohn und Erbe ward; das hingegen scheint weniger bekannt zu seyn, daß er der Erste war, der, in einem Anfall von lustiger Laune und zum Andenken an die hier erzählte Geschichte, das Wappen seines Reichs mit den oben herausgehenden Spitzen verzierte, die

manche Heraldiker für einen Roßschweif, andere für einen Reiherbusch halten, da sie doch nichts sind, als ein Bündchen aufgerichteter Nähnadeln, die etwas über das richtige Verhältniß hinaus vergrößert dargestellt sind.

Friedrich Rochlitz.

Simonides.

Für Declamation.

Quintilian. Lib. XI. Cap. II. Cicero de oratore lib. II.

Jubel rauscht von Markt und Halle!
Eines Namen rufen Alle!
Nur an Einem hängt der Blick!
Aus dem vollen Circus schreitet,
Von der Freunde Schaar begleitet,
Scopas, siegerstolz, zurück.

Heil dem rüstigen Athleten!
Drei gefallne Kämpfer flehten —
Doch für ihren Angstruf taub,
Drückt die Matten, Halbverblichnen,
Nimmer sonst vom Platz Gewichnen
Scopas herrisch in den Staub!

Der Verblutenden Gewimmer
Scheucht die wilde Freude nimmer,
Die dem Blick der Schaar entglänzt,
Zu des Siegers Fest geladen
In sein Landhaus, von Gestaden
Des Aegäermeers umkränzt.

Auf die Polster hingegossen,
Rings von Wohlgeruch umflossen,
Wie ein Gott im Götterchor,
Ruht der Held. Gesänge steigen!
„Heil dem Sieger! Weh dem Feigen!
„Jo Päan!“ rauscht's empor.

Cithern tönen zu Krotalen;
Rebensaft aus goldnen Schaalen
Wird den Grazien gesprengt,
Und durch Momus leichte Schaaren
Bleibt von dieses Hausherrn Laren
Ernst und Trübsinn weggedrängt.

Aber ihm, wie seinen Gästen,
Mangelt eins noch, was bei Festen
Labend sonst das Herz erfrischt;
Was dem Fest leiht Sinn und Deutung:
Dichtersang, der zur Begleitung
Sich in Telystöne mischt.

Und Er wird zum Fest erbeten,
Er in Hellas Flur und Städten
Als der Meister anerkannt;
Sterblichen und Göttern theuer
Hat ihm Delius die Leier
Selbst gelehrt und selbst bespannt.

In des Vorsaals Säulenbögen
Tritt ihm Scopas froh entgegen:
„Zwiefach Glück“ so ruft er „bringt
Mir der Sieg in diesem Kreise,
Wenn dein Lied zum Siegespreise
O Simonides erklingt.

„Kärglich nicht werd' ich dir lohnen;
Plutus darf den Schatz nicht schonen,
Heischt er Gabe von Apoll.
Bring zwei Beutel Goldes, Knabe!“ —
Der Rhapsode, eitler Gabe
Zürnend, sang des Gottes voll.

Fülle mir, Knabe, den Becher!
Reich mir ein duftendes Blütenreis!
Ranken mit purpurnen Trauben!
Daß, wie der tejische Greis
Ich erscheine, ein fröhlicher Zecher
Unter Lauben
Unter Blumen des Mai's!
Aber du, Sklave, entferne die Gaben,
Tief aus den Schachten der Erde gegraben
Mit des Bergmanns mühseligem Fleiß!
Alle Pfeile schwirren im Köcher,
Zorn ergreift mich im schwindelnden Flug!
Du, der den Python schlug,
Sei dem Zögling Rächer! —

Des Goldes Schimmer in der Hand des Reichen,
Der ächten Werth auf falscher Waage wägt,
Soll vor der Sonne reinem Blick erbleichen!
Trug hat sein Gold geprägt!

Frei wie der Aaar in leichten Aetherhöhen
Wallt der Gesang! Ob auch du dich erkühnst
Ihn zu entwürd'gen; Lied und Epopäen
Erstrebt nur das Verdienst.

Die Kette, die den Sieger schmückt, zermalme
Der Zeiten Rost; der Ehrenbogen Pracht
Verwittr' in Staub samt seiner Siegerpalme —
Ihn decke Todesnacht!

Die Pyramide sink' im Schutt und Moose —
Des Edlen Bildniß dauert! Unversehrt
Hält es sein Sänger, zur Apotheose
Der Sternenwelt verklärt.

Drum, obwohl Scopas dreimal Sieg errungen
An diesem Tage, ob mit stolzem Fuß
Er Feindesnacken trat, sonst unbezwungen,
Tönt inniger mein Gruß,

Preist mein Gesang im Schwellen reiner Saiten
Euch Dioskuren, deren goldnes Licht
Herab vom Sitz der Götter und Geweihten
Zu meinem Geiste spricht!

Erglänzen sah' ich es in diesen Hallen!
Vernehmbar tönt mir eurer Rosse Huf!
Chronions Söhne! Edelste von Allen,
Die er in Lieb' erschuf!

Wer zähmt das Roß wie dieser Tyndaride?
Centauren gleich dem Rücken angeschmiegt?
Ist's Pollux nicht, dem der Poseidonide,
Der Hohn ihm sprach, erliegt? *)

Männermuth verdient Sängerpreis,
Und es ziemt dem Jüngling des Armes Kraft.
Rüstig trete, gesalbt mit Oele,
Er in der nervigten Ringer Kreis,
Kämpfe, siege, ein wackrer Athlet,
Scopas, dir gleich! Er schrecke das Wild aus der Höhle,
Auf Erymanthus Gebirg' erspäht;
Spanne den Bogen, fasse den Schaft
Des gewaltigen Speers! Der Discus fehle
Und der Wurfspieß nimmer das Ziel!
Aber wem gütig die Himmlischen lachten,
Wessen Herz fromme Dämonen bewachten,
Höher wird er die göttliche Seele,
Höher die Freundschaft, die Tugenden achten,
Als dieser Siege glänzendes Spiel!

*) Pollux erschlug auf der Argonautenfahrt den Amykus, einen Sohn des Neptuns, der jeden Fremden zum Gefecht mit Streitkolben hohnsprechend aufforderte. Götterlehre v. Moritz, S. 195.

Seht! herrlichern Sieg
Erringen die Brüder. Für der Schwester Sache
Ziehn sie in vielgerechten Krieg.
Im Sturm fällt Aphidnä. Doch sie zügeln die Rache,
Sparen schuldloses Blut!
Schonend der attischen Auen,
Kehren sie heim *); was lohnt ihren Edelmuth?
Dank der Nachwelt — der Besiegten Vertrauen! —
Denn ihnen blieb nicht fremd die Gefahr!
Als mit Theseus Schiffen
Sie, ein brüderlich Paar,
Das Meer durchzogen, da schwankt ergriffen
Von empörten Wellen, das Fahrzeug; es scheint Neptun
Schon sein Opfer zu fodern,
Denn den Dreizack läßt er, den schützenden, ruhn,
Und die Stürme rasen mit wildem Gebrüll!
Plötzlich, welch Wunder! — Zwei Flammen lodern
Auf den Häuptern der Brüder — und die Stürme sind still!

Drum, wenn des thracischen Boreas Wuth
Fesselos waltet, wenn Stürme die Maste zerschmettern,

*) Als Kastor und Pollux von dem Argonautenzuge wiederkehrten, hatte Theseus ihre Schwester, die Helena, welche nachher dem Paris folgte, entführt, und sie seiner Mutter Aethra in Aphidnä zur Aufsicht übergeben. Kastor und Pollux eroberten die Stadt, befreiten ihre Schwester, und nahmen die Mutter des Theseus als Gefangene mit, verübten aber nicht die mindeste Gewaltthätigkeit, weder in der Stadt, noch in dem attischen Gebiete. Ebendas.

Wenn empor wogt die gährende Flut —
Wen von den Göttern
Ruft der Schiffer Gebet? — Eurer Hut
Dürfen sie alle vertraun; Heil euch, den göttlichen
Rettern!

Heil euch, Helferdioskuren!
Die an Jahren und Gestalt
Gleich, verschieden in den Spuren
Edler Abkunft hier gewallt!
Zeus Unsterblichkeit begleitet
Pollux, dich, auf deiner Bahn;
Aber Castors Schicksal deutet
Tyndareus Erzeugten an. *)

Denn für Phöbe glüh entbrennend
Kämpft er, fällt durch Idas Streich;
Wallt vom Licht sich ungern trennend,
In des Hades dunkles Reich.
Ob zur Sühnung seiner Manen
Idas auch durch Pollux fällt,
Kann dem Bruder Weg er bahnen
Führend aus der Unterwelt? —

*) Als Kastor und Pollux um die Töchter des Leucippus, Phöbe und Ilaira sich bewarben, und erst mit ihren Nebenbuhlern, den Söhnen des Apharens, Idas und Lynceus, jeder um seine Geliebte kämpfen mußten, wurde Lynceus zwar vom Kastor getödet, Kastor selbst aber

Er vermag's! — Es dringt sein Flehen
Zu Chronions Wolken auf:
„Laß, o Vater, mich vergehen!
Ende dieser Tage Lauf!
Dein Geschenk wird mir verderblich,
Dieß verwaiste Seyn zu schwer!
Kastor sei, wie ich, unsterblich,
Oder sterblich ich, wie er!"

„Doch, versagt des Flehns Gewährung
Eines höhern Schicksals Schluß,
Wohl! so lindre die Entbehrung!
Gleich getheilt sei der Genuß
Der Unsterblichkeit! — Wir schweben
Wechselnd, wie der Tag erscheint,
Bald hinauf ins Erdenleben,
Bald zum Hades, stets vereint!"

Und Zeus donnert aus der Mitte
Goldner Wolken, leicht verhüllt.
Nie hat eine schönre Bitte
Er vernommen und erfüllt.
Rettung auf Bedrängter Flehen,
Milde, wenn der Sieg bekränzt,
Führt sie zu Chronions Höhen,
Deren Sternbild dort erglänzt! —

der nicht unsterblich war, vom Idas überwunden und erschlagen. Pollux rächte den Tod seines Bruders an dem Idas. Ebendas. S. 196.

Und der Sänger hat geendet;
Doch mit bitterm Lächeln wendet
Scopas sich nach ihm, und reicht
Ihm von beiden Beuteln Einen,
Spricht: „Karg wird der Lohn dir scheinen,
Der doch deinem Lobe gleicht.“

„Wie dein Sang das Lob vertheilte,
Theil' auch ich mein Gold. Er weilte
Kaum bei mir zur Hälfte; glich
Mehr der Warnung; nicht vergeuden
Will ich ganz mein Gold, von beiden
Beuteln, Einen nimm für dich.

„Mein bleibt vom bestimmten Preise
Dieser Beutel; billig weise
Ich an der Gepriesnen Stern
Halb dich an; mit goldnen Strahlen
Laß sie jene Hälfte zahlen —
Freilich wohnen sie sehr fern?“

Beifall folgt dem Spott, dem heilig
Selbst nicht Götter sind; doch eilig
Naht ein Sklav dem Sänger, spricht
Ihm ins Ohr die leisen Worte:
„Fremde harren an der Pforte
Deiner! Geh' und säume nicht!“

Und er eilt durchs Festgedränge
Dahin, wo der Säulengänge
Pfad im Vorplatz sich verlor.
Zwei erhabene Gestalten
Winken dem erstaunten Alten
Vor das aufgesprengte Thor.

Jünglinge auf weißen Rossen,
Kampfgerüstet, glanzumflossen,
Ueber jedes Haupt ein Stern!
Ja! die Himmlischen, die Hohen,
Die verbrüderten Heroen,
Ja, sie waren ihm nicht fern!

Freundlich winken sie ihn näher;
Doch der hochentzückte Seher
Fällt aufs Knie; die Rechte deckt
Sein Gesicht — urplötzlich rollen
Mauern ein, zum grauenvollen
Anblick wird er aufgeschreckt.

Wehe! weh! in Schutt zerfallen
Scopas Landhaus! Gänge! Hallen!
In dem Erdstoß sinkt und dröhnt
Thor und Vorhof! — Welche Trümmer,
Der ein gräßliches Gewimmer
Der Verscheidenden entstöhnt!

Los gehoben aus den Fugen
Die Gewölbe! Sie erschlugen
Den Besitzer; dieser Saal
Eine Gruft, wo die Erblaßten,
Kaum erkennbar grausend rasten! —
Dieses Fest ein Todtenmahl!

Hohen Schicksals Wink und Walten
Ehrt Simonides; erhalten
In dem allgemeinen Graus.
Ihn belehrten die Ruinen:
Jene Fremden, ihm erschienen,
Zahlten vollen Dank ihm aus.

Zwar verschwunden sind die Holden;
Aber hehr erglänzt und golden
Ihr Gestirn; die dunkle Macht
Preist der Sänger, welche Spötter
Straft, der Tugend sendet Retter,
Und die Lieblinge bewacht.

Arthur vom Nordstern.

Raschids Vertrauen.

Dir schenk' ich mein Vertraun, geliebter Großvezier,
Der Höfling redet schlimm, der Bürger gut von dir.

Haug.

Die Masken.

Einst prunkte der Tod nicht im heutigen Glanze:
Er forderte nackend die Menschen zum Tanze.
Man sieht noch auf Bildern zum Ball ihn so gehn,
Und lustig mit Herren und Damen sich drehn.

Doch floh, wer nur konnte, den hagern Gesellen,
Und wollte mit ihm nicht zum Reihen sich stellen:
Drum hüllt er sich nun in ein Maskengewand,
Und reicht uns verdachtlos die knöcherne Hand.

Dem Schlemmer kredenzt er, als Koch mit der Schürze,
Pasteten mit Indiens feurigster Würze,
Und mischt, wo er durstige Zechbrüder trifft,
Als Weinschenk, den Balsam der Traube mit Gift.

Er fertigt den Damen, als griechischer Schneider,
Aus Spinnengewebe durchsichtige Kleider,
Die nur, wie ein Feigenblatt, schmal sie umwehn,
Und nicht gegen mordende Fieber bestehn.

Er schleicht, mit dem Brautkranz im lockigen
Haare,
So sanft wie ein Lämmchen zu Hymens Altare,
Ergreift aber bald den Befehlshaberstab,
Und peinigt, als Unhold, den Gatten ins Grab.

Er malt sich, als Lustdirne, blühende Wangen,
Durchschweifet die Gassen, um Buhler zu fangen,
Und findet er einen verliebten Compan,
So haucht er mit giftigem Athem ihn an.

Er sitzet, als Gauner, am goldreichen Tische,
Und reicht, nach betrüglichem Kartengemische,
Dem ehrlichen Mitspieler, den er bestahl,
Strick oder Pistolen zur blutigen Wahl.

Er schwebet bei Nacht auf der Fledermaus Flügeln,
Ans Pult, wo Gelehrte studieren und klügeln,
Und sammelt, wie stumme Banditen, um sie
Die gräßlichen Larven der Hypochondrie.

Er schwingt, um stolzierenden Schriftsteller-
Pfauen
Herzbrennende Wunden der Kränkung zu hauen,
Die Kunstrichtergeißel mit wildem Gesicht,
Wer aber kein Pfau ist, dem schadet sie nicht.

Er kommt, will ein Kranker sich vor ihm bewahren,
Am Ende sogar noch als Doctor gefahren,
Taucht ernsthaft die Feder ins Dintenfaß ein,
Und schreibt ihm den Paß aus der Welt in Latein.

Drum fruchtet kein ängstliches Trachten und Sinnen,
Der Maske, die stets uns verfolgt, zu entrinnen.
Ein Kluger steht herzhaft zu jeglicher Zeit,
Mit ihr seinen Kehraus zu tanzen, bereit.

Langbein.

Fester Muth.

Ruhig fortgehn im erkornen Gleise,
Unbesorgt, wie groß sein Schatten fällt:
Das, Geliebter, das kann nur der Weise,
Der sich selbst mit eignen Händen hält.
Selbst sein Freund seyn, das kann viel erstatten;
Sei es dann, daß, mit verhülltem Schritt,
Zwischen ihn und seinen Schatten
Tückisch die Verläumdung tritt.

Tiedge.

Alte und neue Zeit.

An einen Weltverbesserer.

Man hat auf Erden weit und breit,
Seit Anbeginn der alten Zeit —
So sagt uns der Bericht —
Man hat gepflügt, gepflanzt, gebaut,
Es hat geregnet und gethaut;
Doch schöner ward es nicht.

Es gab Propheten hier und da,
Man hat gepredigt, fern und nah,
Von Himmel und Gericht;
Man hat geschrieben und gelehrt,
Man hat gerädert und bekehrt;
Doch besser ward es nicht.

Man hat geforscht, geprüft, gedacht,
Man hat beschworen und verlacht
Den Weisen und den Wicht.
Den Schleier hat man aufgedeckt,
Und tausend Fackeln angesteckt;
Doch heller ward es nicht.

Man hat gehuldigt und gefrohnt,
Man hat geächtet und entthront,
Gestempelt Recht und Pflicht;
Die Ketten hat man abgesprengt,
Und die Tirannen aufgehängt:
Doch freier ward es nicht.

Man hat getheilt durch Loos und Bund
Die kleinste Spanne Haide-Grund,
Den Schatten und das Licht.
Es ist gestritten und gekriegt,
Und hundertmal die Welt besiegt;
Doch Friede ward es nicht.

Die Götter steckten uns das Ziel,
Und das Geschlecht, es stieg und fiel,
Wie sich die Woge bricht;
Aus Zukunft ward Vergangenheit,
Und jünger ward die alte Zeit:
Doch neuer ward sie nicht.

Drum suche draußen nicht das Glück,
Und zieh dich in dich selbst zurück,
Wo dich die Dorne sticht;
Bestelle du daheim das Haus,
Und pflege deinen Veilchenstrauß:
Denn anders wird es nicht.

G. P. Schmidt.

Der Dichter und das Liebespaar.

Mit Musik von Herrn Bergt.

Sieh den Sänger, ich muß lachen,
Liebchen, sieh, da kommt er her;
Liebe wußt' er anzufachen,
Dir und mir, und geht so trübe,
Geht so traurig nun und schwer,
Denkt an Liebe,
Singt von Liebe,
Hat ein Liebchen nimmermehr.

Laß den vollen Becher blinken,
Laß uns beid' ihn tropfenleer
Lachend, wie er dichtet, trinken!
Sieh am Brunnen mit der Leier
Sitzt er da und dürstet sehr,
Denkt Tokaier,
Singt Tokaier,
Hat Tokaier nimmermehr.

Sing, von meinem Arm umschlungen,
Jetzt das Lied vom Wonnemeer,
Das er herrlich einst gesungen.

Sieh! er hört es, ſieht uns beide
Mächtig an, ſo groß und hehr,
Denkt vor Freude
Nicht an Freude,
Hat die Freude nimmermehr.

Liebchen, ſchönſte Augenweide,
Mitleidsvolle, wink' ihn her,
Küſſend laß ihn von der Freude
Trinken, daß er nicht ſo trübe,
Nicht ſo traurig, nicht ſo ſchwer
Ohne Liebe
Von der Liebe
Singe, nun und nimmermehr.

St. Schütze.

Molly's Klage.

Nichts, liebe Frauen, gleicht
Wohl meinem Ungemach:
Mein greiſer Gatte ſchleicht
Den langen Tag mir nach;
Will ich allein mich ſehn,
Muß ich — zu Bette gehn.

Haug.

Bewußtseyn.

Frommes Selbstbewußtseyn, stiller Zeuge,
Unsers innern Lebens, du, nur du
Kannst den harten Lebensgang vergüten;
Ja, du deckst mit immer frischen Blüten
Unsern Weg zum Grabe zu.

Mögen Schlangen zischen, Wetter brausen:
Ruhig wallt der stille Pilgerlauf
Durch des Lebens rauhe Dissonanzen;
Jeder Mißton löst im großen Ganzen
Sich in Harmonien auf.

Selbstbewußtseyn, nur den frechen Sünder
Schreckst du aus dem Schoos der Ruh empor.
Ach, kein Friede naht sich dem Gefühle
Das dich trübte, und im Weltgewühle
Glauben an sich selbst verlor.

Selbstbewußtseyn, Geist von Gott gegeben,
O du lehrst uns auf zum Himmel schaun!
Deine Stimm' ist unser frommes Sehnen;
Ruhe, Ruhe fodern unsre Thränen,
Und du sendest uns Vertraun.

Elisa.

An Minona. *)

Edle Dulderin, in Schmerzen
Trifft dich mancher Morgen an,
Doch strömt dir im eignen Herzen
Glück, das nie versiegen kann.

Wie über den Nebel der Stürme
Die Alpe sich heiter erhebt,
Blickt lächelnd dein Geist auf den Körper,
Wenn jegliche Nerve dir bebt.

Ja du bist Beweis der Lehre,
Daß in uns ein Wesen wohnt,
Stammend aus der hohen Sphäre,
Wo der Geister Urquell thront.

Verwandter des Seraphs ist jeder,
Ist Erbe von göttlicher Kraft,
Der trotzend in Fesseln der Hülle
Den Himmel sich selber erschafft.

Meißner.

*) Untergelegt der bekannten Himmelschen Melodie des Gedichts: Hebe, sieh u. s. w.

Verkündigung.

Altdeutsches Kirchenbild.

Bei Tagesfrühe ganz allein
Maria sitzt im Kämmerlein;
Gar ämsiglich die Jungfrau näht
Gewänder für Elisabeth.

Ob roth des Morgens Rosenlicht
Den Rahmen färbt, es stört sie nicht.
Sie seufzt und denkt in bangem Muth:
„Der Joseph ist doch brav und gut!“

„In Nazareth kein Zimmermann,
Wie er, die Ceder hauen kann;
Was Ebenist und Tischler macht,
Wird zierlich auch von ihm vollbracht.“

„Wie liebt er mich so fromm und treu
Sinnt stets, wie er mein Herz erfreu';
Hat oft geschnitzt die ganze Nacht,
Und früh mir ein Geräth gebracht.“

„Ist fröhlich, ehrlich und gescheut —
Fürwahr, es sagen's alle Leut' —
Dieß Spänglein zart von reinem Gold
Ist seiner Liebe Pfand und Sold.“

„Was blick' ich denn in trübem Sinn
So zagend auf das Leben hin?
Was kämpft so stets das rege Herz
Mit Himmelswonn' und ird'schem Schmerz?"

Zwar gab der Gott der Väter mir
Der irdschen Schöne Pracht und Zier;
Levit und Rathmann, die mich seh'n,
Auf offner Gassen bleiben steh'n."

„Doch hat vor Stolz und schnöder Art
Stets Demuth meinen Sinn bewahrt.
Wie kommt mirs doch, daß mein Gemüth
So Hohes ahnt, das Herz so glüht?" —

So sprach die Jungfrau hold und rein,
Und angestrahlt von Morgenschein,
Vom dunkeln Aug' ein Thränchen warm
Tropft leis herab auf Brust und Arm.

Da hob die kühle Morgenluft
Ihr braunes Haar; und Nelkenduft
Entquoll dem Strauß, den Josephs Hand
Gepflückt, und der im Fenster stand.

So wähnt die Dirn'; doch Blüten die
Hienieden sprossen, hauchten nie
Den Balsam, der das Haus durchdrang,
Daß schwer die Brust nach Athem rang.

Und Morgenröthe schimmert nicht
So rein und mild, als Himmelslicht,
Das jetzt mit Wölkchen liljenhell
Erfüllt der Jungfrau niedre Zell'.

Am Täfelwerk klingt süß Getön,
Und vor ihr steht ein Jüngling schön,
Mit Flügeln, wie in Edens Au'n
Die Knaben Gottes sind zu schau'n.

Ein Psalterspiel mit goldnem Zug
Der Engel in der Linken trug;
Drei Liljen hielt die rechte Hand,
Und himmelblau war sein Gewand.

Maria bebt mit süßer Schaam,
Weil unverhofft der Fremdling kam,
Die Locke noch, der Winde Spiel,
Auf Brust und Nacken ringelnd fiel.

Die Nadel fällt ihr aus der Hand;
Sie zieht und zupft am Frühgewand.
Der Engel spricht mit süßem Schall:
„Du Schönste von den Jungfrau'n all!"

„Du Himmelsrose, benedeit
Von nun an bis in Ewigkeit,
Holdsel'ge, sei gegrüßet mir;
Der Herr des Himmels ist mit dir!"

Die Jungfrau blickt' mit Demuthssinn,
In sich geschmiegt, zum Boden hin;
Der Ahnung leise Stimme rief
Ihr: „Welch ein Gruß!“ im Busen tief.

Der Engel spricht: „Erzittre nicht!
Gott hat gewandt sein Angesicht
Und gnadenreich auf dich geseh'n —
Ein Großes wird an dir geschehn!“

„Du wirst gebären Gottes Sohn,
Der herrschen wird auf Davids Thron;
Ihm dienet Erd' und Himmel gleich,
Und ewig währt sein Königreich.“

Sie glüht und fühlt sich tief verwund't,
Eröffnet leis den rothen Mund,
Deckt mit der Hand die keusche Brust,
Und spricht: „Ich bin mir nichts bewußt.“

Der Engel spricht: „Vertraue mir;
Des Höchsten Hand schwebt über dir,
Und treu erfüllt der gute Geist,
Was gläub'gen Seelen er verheißt.“

„Schau auf! im Regenbogenschein
Naht dort die Taube weiß und rein,
Die Hoffnungsbotin, die das Blatt
Des Oelbaums einst gebrochen hat.“

„Und wisse, auch Elisabeth,
Die Freundin, guter Hoffnung geht.
Des Menschen Herz verzweifelt oft;
Doch Gott vermag, was Keiner hofft!“

Sie sprach zu ihm: „Wie du gesagt,
Geschehe mir, des Herren Magd!“
Und sah empor; des Himmels Plan
Klar über ihr war aufgethan.

In güldnem Schein, mit grünem Reis,
Erschien die Taube rein und weiß.
Geblendet sie hernieder sah;
Da stand der Engel nicht mehr da.

Doch gottgetröstet war ihr Sinn;
Sich sehnend nach der Freundin hin,
Nahm sie den Mantel, und entwich
Nach dem Gebirge endelich.

Friedrich Kind.

Der geistreiche Schwätzer.

Gedanken bringt er wohl, doch schlägt er ohne Noth
Sie gleich mit Worten wieder todt.

St. Schütze.

Der Schatten.

In seinem Garten ging nach einem schwülen Tag
Ben-Ali, der Vezier des Perser Schachs, spazieren.
Die Sonne, die schon halb im Schoos des Meeres lag,
Skizzirte jedes Thier, auf zweien und auf vieren
Mit Bister auf den weißen Sand.
Ben-Ali, der im ganzen Reiche
Schach Ali hieß, erschien als ein Gigant,
Der immer wuchs und wuchs. Er sah das Bild und fand,
Daß es ihm ganz leibhaftig gleiche.
Ben-Ali, du bist groß, und nimmst an Macht und Ruhm
Noch immer zu! rief er, von eitlem Stolz bethöret;
Ein Santon, der versteckt ihm zugehöret,
Fiel ihm ins Wort: Weißt du warum
Du steigst? Weil dein Gebieter sinket.
Mit jedem Tage räumt er mehr Gewalt dir ein;
Doch wenn dem blöden Greis der Tod zu Grabe winket,
Dann wird Ben-Ali nichts mehr seyn.

Pfeffel.

Aus einer ungedruckten Novelle.

Zerstreu die Perlen, und zerreiß die Kränze!
Ich will nicht hold mehr, will nicht lieblich seyn!
Die Blume welk' in ihrem vollsten Lenze,
An ihr soll nimmer sich ein Aug' erfreun!

Kannst du begreifen, was es heißt: Verrathen,
Verlassen seyn von seinem einz'gen Gut?
Für den allein die stillen Seufzer baten,
Der einzig wohnt' in reines Herzens Glut!

Kannst du's begreifen? Nein, du kannst's nicht fassen —
Strömt meine Thränen, strömt nur glühend hin!
Sagt aller Welt, daß ich von ihm verlassen,
Daß ich von ihm, von ihm! verrathen bin!

Treuloser! wo, wo sind nun deine Zähren?
Wo deiner Bitten, deiner Schwüre Glut?
Wo diese Flammen? — Ach! mit Blute nähren
Die falschen sich! mit meines Herzens Blut.

Wie konnt' ich auch dem Schwurvergeßnen trauen?
Der Liebe werth? Fürwahr, er scheint's nicht mehr!
Kalt wollt' ich jetzt auf seine Qualen schauen —
O wie so schön, wie himmelschön war er!

Verschwinde doch, du Glanz der holden Blicke!
Ihr süßen Mienen, warum quält ihr mich?
Daß mich nicht mehr dein tödlich Gift entzücke,
Geliebtes Bild, in Dunkel senke dich! —

Und einer Andern soll er angehören,
Der reiche Himmel all der Seligkeit?
Ihr wird er, ihr! die heil'ge Treue schwören,
Die er so blutig frevelhaft entweiht!

Ach, einer Andern, die vielleicht nicht fühlet,
Nicht ahnen kann den Umfang ihres Glücks!
Ach, die mit dem, was ich vergöttert, spielet,
Wie mit den Blüten eines Augenblicks! —

Ach! wenn, Geliebter, wirst du endlich finden,
Daß dich kein Herz so heiß wie mein's geliebt?
Wann wird der Nebel deinem Aug' entschwinden,
Der jetzt betrügrisch es mit Nacht umgiebt?

Ach, dann zu spät! Wenn jener Wahn verschwunden,
Wenn du dich sehnst mein treues Aug zu sehn,
Dich sehnst zu heilen meine blut'gen Wunden —
An meinem Grabe wirst du schaudernd stehn!

Louise Brachmann.

Romanze.

An Doris.

Dich rühret nicht der traute
Verliebte Flötenton;
Das Klagelied der Laute,
Grausame, straft dein Hohn.
So hör nun das Geschnarre
Der zürnenden Guitarre;
Und geb' an einem guten Tag
Gott Amor, daß es fruchten mag.

Vernimm itzt die Erscheinung,
Die, wahr und höchst betrübt,
Viel Schrecken in Vereinung
Lehrreicher Warnung giebt!
Mit allen Wundenschmerzen
Im hoffnungslosen Herzen,
Mit trübem Geist und mattem Sinn
Warf ich mich dort am Bache hin;

Am Bache, wo den armen
Myrtill die Flut verschlang,
Als Chloris ohn' Erbarmen
Ihn zur Verzweiflung drang.
War's Träumen? War es Wachen?
Genug, ich sah dort Sachen,
Haarberganſträubend übersatt,
Für Jede — die noch Haare hat!

Ich lag nicht gar zu lange
Als aus dem Wasser tief
Mich, gurgelnd, eine bange
Gespensterstimme rief.
Flugs tauchte nun, mit Tasche,
Mit Hirtenstab und Flasche,
Den Hut staffirt mit schwarzem Flohr,
Der jammernde Myrtill empor.

Der sah mich an, so schaurig
Wie Hekate kaum gukt,
Und sprach, wie Bacchus traurig
Aus engen Flaschen gluckt:
„Bald, armer Leidensbruder,
Entsinkt auch dir das Ruder
Des Muthes, wie es mir einst that:
Drum höre meinen besten Rath!"

„Geh hin zur spröden Doris
Und sag' ihr wohlbedacht,
Was für Spektakel Chloris
Weiland mit mir gemacht.
Das mög' ihr Sanftmuth lehren!
Doch will sie noch nicht hören:
Ei nun, so sei dein Haus bestellt!
So sprich, gleich mir, Ade, o Welt!"

„Zwar weiß ich wohl, im Wasser
Ist's für dich Schmecker nichts;
Du war'st ja stets ein Hasser
Neptunischen Gerichts;
Den Fall nur ausgenommen,
Wenn Holstein-Austern kommen,
Und (wird der Sommer allzu heiß)
Ein Becherchen Vanillen-Eis."

„Doch willst du schnell gesunden,
So wüßt' ich wohl, durch was.
Will dir der Bach nicht munden,
So halte dich ans Faß!
Nimm — weg mit Glas und Kanne!
Die tiefste Kellerwanne;
Voll oben an! dann drein mit Muth!
So macht sich's bald, und schmeckt auch gut."

Er sprach's. Ich sah mit Beben,
Wie er zur Tiefe schwand.
Nun, Doris, Tod und Leben
Steht itzt in deiner Hand?
Und hast du für mich Armen,
Grausame, kein Erbarmen:
O Doris — so erbarme doch
Dich über meinen Keller noch!

Kretschmann.

Doris, eine Modeblume.

Sie gleicht der Rose nicht, die purpurfarben strahlet,
Denn ihr Gesicht ist fahl. Dem Veilchen auf der Au,
Mit reinem Himmelsblau bemalet,
Gleicht sie noch weniger: ihr Aug' ist matt und grau.
Auch nicht den Lilien, so weiß sie sich bebändert,
Gleicht sie an Hals und Arm; die Haut bleibt welk und bleich.
Nur der Hortensia, die vielmals sich verändert,
Ist unsre Doris gleich.

E. A. W. v. Kyaw.

Die Fahrt ins Heu.

Nach einem alten Volksliede.

Mit Musik von Herrn Zelter.

Ein niedliches Mädel, ein junges Blut,
Erkor sich ein Landmann zur Frau,
Doch war sie einem Soldaten gut,
Und bat ihren Alten einst schlau.
Er sollte doch fahren ins Heu,
Er sollte doch fahren ins —
Ha, ha, ha, ha, ha, ha! Heidideldei,
Juchhei, tralalei!
Er sollte doch fahren ins Heu.

Ei, dachte der Bauer, was fällt ihr denn ein?
Sie hat mir etwas auf dem Rohr!
Wart, wart, ich schirre die Rappen zum Schein,
Und stelle mich hinter das Thor;
Ich thu', als führ' ich ins Heu,
Ich thu', als führ' ich ins —
Ha, ha, ha, ha, ha, ha! Heidideldei,
Juchhei, tralalei!
Ich thu', als führ' ich ins Heu.

Bald kam ein Reiter im Dörfchen herab,
So nett, wie ein Hofcavalier.
Das Weiblein am Fenster ein Zeichen ihm gab,
Und öffnete leise die Thür:
„Mein Mann ist gefahren ins Heu,
Mein Mann ist gefahren ins —
Ha, ha, ha, ha, ha, ha! Heidideldei!
Juchhei! tralalei!
Mein Mann ist gefahren ins Heu.“

Sie drückte den blühenden Buben ans Herz,
Und gab ihm manch feurigen Kuß.
Dem Bauer am Gukloch ward schwül bei dem Scherz;
Er sprengte die Thür mit dem Fuß:
„Ich bin nicht gefahren ins Heu,
Ich bin nicht gefahren ins —
Ha, ha, ha, ha, ha, ha! Heidideldei,
Juchhei, tralalei!
Ich bin nicht gefahren ins Heu.“

Der Reiter machte sich, wie ein Dieb,
Durchs Fenster geschwind auf die Flucht;
Doch sie sprach bittend: „Lieb Männchen, vergieb!
Er hat mich in Ehren besucht.
Ich, dachte, du führest ins Heu,
Ich dachte, du führest ins —
Ha, ha, ha, ha, ha, ha! Heidideldei,
Juchhei, tralalei!
Ich dachte, du führest ins Heu.“

„Potz Hagel! und wär' ich auch meilenweit
Gefahren ins Heu oder Gras,
Verbitt' ich, zum Henker! doch während der Zeit
Mir solchen verwetterten Spaß!
Da fahre der Teufel ins Heu!
Da fahre der Teufel ins —
Ha, ha, ha, ha, ha, ha! Heidideldei,
Juchhei! tralalei!
Da fahre der Teufel ins Heu!"

Langbein.

Mävs Abfertigung.

„Für Paupers klugen Kopf, so wahr ich ehrlich bin,
„Gäb' ich mit Freuden Kopf und Büchersammlung hin." —
Die letztre nähm er flugs, und gern, deß bin ich sicher;
Allein mit deinem Kopf — was frommten ihm die Bücher.

Haug.

Der Schönsten.

Schon hör' ich Flöten rings um mich erbeben,
Mit Blumenbändern schmückt man Pfort' und Saal,
Und in der Lichter tausendfachem Strahl
Seh ich die Lieblichste schneeblendend schweben.

Welch neu Gewand hat ihren Leib umgeben!
Gesponnen scheint's aus flüssigem Kristall;
Sie glänzt, geschmückt mit Perlen und Opal,
Mit allem, was der volle Schrein mag geben.

Wie demuthvoll neigt sich der Diamant
Auf ihrer Stirn, und jede Perle zittert;
Die Ros', erröthend, hat sich abgewandt.

Ein Stern, der Strahlen sendet, nicht empfängt,
Der den Magnet in jeder Brust erschüttert,
Hat sie den Schmuck, der Schmuck nicht sie, beschenkt.

Isidorus Orientalis.

Aug' und Mund.

So wie die Säule Memnons mußt' erklingen,
Geschah auch mir, als ich ihr Antlitz sah:
Zur Säule ganz verzaubert stand ich da,
Und töne neu, und muß von Liebe singen.

Kann schon der Augen flücht'ger einz'ger Strahl
So hingestreut der Lieder Früchte bringen,
Wie würd' ich, Minna, dann nicht erst erklingen,
Berührte mich dein holder Mund einmal!

Ja, süßer Mund, du Quelle schöner Lieder,
Um den des Himmels neuer Morgen lacht,
Vollende, was die Augen angefacht,
Und träufle Thau auf ihre Saaren nieder.

Und will das Auge dann in vor'ger Pracht
Der Sonne Strahlen wechselnd mir erneuen,
So muß des Liedes schönste Frucht gedeihen,
Also gepflegt von zweier Götter Macht.

St. Schütze.

Der Perlenschmuck der Braut.

Liebend will ich euch erheben
Ueber Gold und Edelstein;
Liebe hat euch uns gegeben,
Liebe leiht euch schönes Leben,
Hochbeglückte Perlenreih'n!

Als an grünendem Gestade
Bei der Schöpfung Weihgesang,
Aus der goldnen Wellen Bade
Einst die reizendste Najade,
Venus, aus dem Meer entsprang;

Als sie schamhaft um sich blickte
Nach dem hüllenden Gewand,
In sich selbst geschmiegt sich bückte
Und die Silbertropfen drückte
Aus dem Haar mit schöner Hand:

Oeffnete im Schoos der Wogen
Sich der Muschel kleines Haus;
Hat die Tropfen eingesogen,
Die aus Venus Locken flogen,
Und es wurden Perlen draus.

Liebe hat euch uns gegeben,
Hochbeglückte Perlenreih'n;
Die auf Ida's Busen beben,
Euch giebt Liebe schön'res Leben,
Höhern Werth als Edelstein!

Und was Götter mild gewähren,
Darf der Andacht Gluterguß
Mit den frommen Lippen ehren.
Wird sie mir am Abend wehren
Heißer Andacht frommen Kuß?

Friedrich Kind.

Der Arzt bei Elwins Krankenbette an dessen Frau.

Getrost heran, Madam, an ihres Kranken Bette!
Nur ohne Furcht vor seinem Wutgesicht!
Sie sehn, ich halt' ihn an der Kette,
Er bellt, doch beißen kann er nicht.

E. A. W. v. Kyaw.

Muth im Unglück.

Im November 1806.

Es ist des Schicksals alte Weise,
Daß es nicht immer hold uns lacht.
Es tritt oft in der Menschen Kreise
So furchtbar, wie ein Geist der Nacht.
Dann schreckt es zwischen dunklen Wänden
Nicht nur der Armuth feigen Sohn:
Gefaßt von seinen Riesenhänden
Wankt auch im Fürstensaal der Thron.

Doch Muth, nur Muth in jeder Lage,
Wo uns ein Dornenwald umstarrt!
Die Morgenröthe beßrer Tage
Glüht hinter'm Berg der Gegenwart.
Stets früher, als die Furcht es glaubte,
Entwölkt das Schicksal seinen Blick,
Und alles, was sein Zorn uns raubte,
Giebt seine Freundlichkeit zurück.

Man kann zum Ruhm der Zeit nicht singen,
Daß sie der Deutschen Freundin sei.
Sie rauschet her auf Adlerschwingen,
Und ihre Stimm' ist Kriegsgeschrei.
Doch soll sie uns nicht niederstürmen
Durch ihrer Flügel wilden Schlag.
Wir stehen fest, gleich Felsenthürmen,
Es komme, was da kommen mag!

Der Mensch muß kühn entgegen streben
Dem ungestümen Geist der Zeit.
Er dringt, als Feind, in unser Leben,
Und fordert uns heraus zum Streit.
Laßt uns das Schwert des Muthes fassen!
So gehn wir siegend unsre Bahn.
Nur Feigen, die sich selbst verlassen,
Legt die Verzweiflung Fesseln an.

Mag uns der Sturm des Kriegs umwüten,
Und Glück und Heil zu Boden wehn,
Soll doch des Friedens Baum voll Blüten
Im Garten des Gemüthes stehn.
Je mehr der Wohlfahrt Säulen schwanken,
Je fester soll zum Bund der Noth
Sich Herz an Herz mit Liebe ranken,
Und nichts sie trennen, als der Tod!

Langbein.

Der Malthefer,

oder

Macdonald und Vilori.

Der Tag ist so schön und heiter, meine Tochter, sagte Lady Johanna Macdonald, und ich fühle mich heute stärker, laß uns einen Gang in den Garten thun.

O meine Mutter! erwiederte die holde Anna; mit diesen Worten kömmt für mich erst neues Leben in die erwachende Natur! Ich habe bisher das Aufblühen des Frühlings nur stumm und traurig angesehen; in meinem Herzen war es Herbst, so lang ich die geliebte Mutter leidend wußte. Vielleicht daß mit dem Strahl der wärmern Sonne auch neue Kraft in diesen theuern Körper kehrt.

Ein sanftes halbleidendes Lächeln in dem Gesicht der kranken Lady war die Antwort darauf. Langsam, auf den Arm der zärtlichen Anna gestützt, lenkte sie ihre schwachen Schritte nach dem Garten.

Es war erſt in der Hälfte des Aprilmonats, aber die Sonne ſchien ſo warm und freundlich wie im Mai. Auf den Blumenfeldern ſtanden die Aurikel und die zarten Hyacinthen ſchon in vollem Flor, obgleich noch in den ſchattigſten Gängen der Schnee nicht ganz geſchmolzen war. Dieſe Tage haben einen eigenen Reiz für das Gemüth; es iſt gleichſam die Geneſung der Natur nach einer langen ſchweren Krankheit, der ſiegende Kampf des Lebens gegen den ſtarrenden Tod.

O ſieh, meine Mutter, rief das Mädchen, wie ſich hier alles ſeit wenig Tagen verändert hat! Die Blätterknospen an den Bäumen beginnen allenthalben aufzubrechen, und die Birken dort im Park erglänzen ſchon in ihrem lichten Grün. Nur wenig Wochen noch, ſo wird das ſchöne Greenhill in vollem Glanze ſtehen.

Nur wenig Wochen noch, verſetzte Lady Johanna, ſo wirſt du Greenhill in ſeinem ſchönſten Glanze ſehen, meine geliebte Anna — aber ich werde dann nicht mehr ſeyn. Ich fühle es, das Ende meines Lebens naht mit ſtarken Schritten heran; der heutige Tag iſt gleichſam das letzte Auflodern einer erlöſchenden Kerze.

O meine Mutter! meine Mutter! schluchzte Anna und warf sich in die Arme der geliebten Kranken. Nicht also, meine Tochter! sagte die edle Lady, laß uns diese heitern schmerzenfreien Augenblicke genießen, die mir der Himmel noch auf Erden schenkt, und störe sie nicht durch die Heftigkeit deiner Klagen! Es ziemt sich nicht für ein edles Herz so trostlos über den Verlust eines Gutes zu klagen das doch nur Unterpfand eines viel höhern, eines ewigen Gutes ist. Wenn ich todt bin, dann magst du meinem Andenken die Thränen schenken, die meine mütterliche Zärtlichkeit vielleicht um dich verdiente; aber, willst du mich standhaft bis ans Grab begleiten? Willst du es, meine Anna?

Ich will alles, erwiederte das Mädchen und drängte gewaltsam ihre Thränen zurück, alles was meine theure Mutter will!

Nun wohl, sagte Johanna und drückte sie zärtlich an ihr Herz: du bist mein edles Mädchen! Laß uns nun noch das Stückchen bis an die Akazie gehen, die meine weiße Ruhebank beschattet; es ist mir doch in meinem selbst angelegten Park ganz anders zu Muthe, als in diesen Ueberbleibseln altirrländischer Gartenkunst, die mich nur die Liebe zu meinem Macdonald verschonen ließ.

Sie langten bei der Akazie an, die sich noch unbelaubt über die Bank von weißer Birkenrinde bog. Die schönste Aussicht öfnete sich hier ins Thal, und die Sonnenstrahlen schienen auf dieser Stätte noch freundlicher zu weilen.

Lady Johanna ließ sich auf der Ruhebank nieder, und weidete sich an dem so lang entbehrten Anblick.

Hier, rief sie nach einem gerührten Schweigen, hier träumt' ich mich oft selbst, an der Seite Macdonalds, nach den grünen Hügeln meines Vaterlandes hin — du weißt, ich bin eine Brittin von Geburt — bis mir der Tod das Vaterland des Geliebten beinah noch theurer machte als das meinige. So ist der Mensch! Irrland war mir gleichgültig so lang er lebte; es ist mir werth, seit es sein Grab umschließt. — Doch ich erweiche mich zu sehr durch Erinnerungen vergangener Jahre! Dir bin ich diese Augenblicke schuldig, da ich nicht so glücklich bin, auch meinen Sohn in diesen Tagen zu umarmen.

Ach Robert! seufzte das Mädchen, ach wär' er hier!

Sein Schicksal, seine Pflicht hält ihn noch entfernt, erwiederte Johanna, und ich murre nicht wider die Fügungen des Himmels. Ueberbringe du ihm

meinen Segen, wenn er wiederkehrt, und die letzten Grüsse seiner sterbenden Mutter!

Einige Minuten gehörten dazu, um die Fassung dieser starken Seele wieder herzustellen, die in diesem Augenblicke alle Regungen mütterlicher Zärtlichkeit bestürmten und ihre Augen unwillkürlich mit Thränen füllten.

In dir, meine Anna, nahm die edle Lady von neuem das Wort, hat mir der Himmel die zärtlichste Tochter geschenkt, und ich würde ungerecht seyn, wenn ich dich nicht so liebte, ob uns gleich, wie du weißt, die Natur nicht mit einander verbunden hat. Theures, geliebtes Unterpfand unglücklicher Freundschaft! Du hast mich niemals gekränkt, hast alle meine Wünsche mit liebevoller Zärtlichkeit erfüllt. Roberts Herz ist gut, aber seine stürmische Heftigkeit und sein Trotz haben mir manche traurige Stunde gemacht. So giebt die Lieb' und Dankbarkeit dir Rechte, die er von der Natur erhielt, und so theil' ich mein Vermögen unter euch.

Wie? meine Mutter! fiel ihr Anna ins Wort, Robert sollte durch mich — — —

Ich weiß, er liebt dich, fuhr Johanna fort; schon in früher Kindheit vermochte Niemand mehr über den wilden Robert, als die sanfte Anna, die

er für seine Schwester hielt; seine Erziehung entfernte ihn von dir, der Seedienst, dem er sich weihte, bald darauf noch mehr: aber als er vor zwei Jahren aus Indien zurück kam, als er statt einer lieben Schwester ein fremderes und doch verwandtes Wesen fand, da nahm die heiße, frühgenährte Bruderliebe einen noch höhern, zärtlichen Charakter an. Auch du schienst ihn zu lieben, meine Anna. Vielleicht wenn Ihr Euch wieder sehet, wenn Ihr Euch treu geblieben seid, vielleicht schließt dann der Himmel das schönste Bündniß, das eine Mutter wünschen kann; aber abhängig sollst du nicht von ihm seyn! Er könnte aufgehört haben dich zu lieben, oder du könntest einen Andern finden, der deiner Zärtlichkeit würdiger schiene; auf diesen Fall sollst du Gebieterin deines eigenen Vermögens seyn.

O dieser Fall, meine Mutter, brach Anna, von ihren Gefühlen überrascht aus, kann nie eintreten! Ich könnte ewig, ewig keinen Andern — — —

Schwöre nicht, meine Tochter! sagte Johanna ernst, das menschliche Herz kennt sich oft selbst nicht; nur das einzige gelobe mir: wenn du meinem Robert einmal Liebe versprichst, dann bleibe ihm treu; er hat ein sehr tiefes Herz, das sich ganz an die Gegenstände hängt, die er liebt, er würde ohne

Grenzen unglücklich werden, wenn du ihn dann verlassen könntest. Dann denke an die letzten Tage seiner Mutter!

Thränen erstickten Annens Stimme bei diesen Worten ihrer großmüthigen Wohlthäterin; sie beugte sich über ihre Hände und bedeckte sie mit heißen Küssen.

Ich hätte dir, fing Lady Macdonald vom neuen an, nachdem sie einige Augenblicke wieder Kraft zum Sprechen geschöpft hatte, ich hätte dir gern noch etwas näheres über die Geschichte deiner eigentlichen Herkunft entdeckt; allein die Augenblicke fliehn. Was würde dir es auch helfen? Es sei dir genug zu wissen, daß du die Tochter einer meiner liebsten Freundinnen bist, die ich auf meinen Reisen kennen gelernt hatte, und die nun einige Jahre darauf Zuflucht in meinen Armen suchte.

Dich hatte sie als ein zartes Kind noch aus der Wiege mit sich geflüchtet, dich, die dein verblendeter Vater als unächt verläugnete! Unter einem erborgten Namen lebte sie eine kurze Zeit bei mir; ich suchte alles hervor die tiefgeschlagenen Wunden ihres Herzens zu heilen; aber ach, sie — waren zu tief! ungerecht gekränktes Ehrgefühl, undankbar belohnte Liebe, hatten ihr Leben in den Wurzeln

zernagt; sie starb, und überließ mir in dir das einzige theure Andenken ihrer Freundschaft. Ich erzog dich, und ließ dir den falschen Namen, den dir die zärtliche Aengstlichkeit deiner Mutter gegeben hatte; ich nannte dich Anna, dich, die ich zuerst unter dem Namen Angelika an meinen Busen drückte. —

Die Kräfte der edlen Macdonald waren erschöpft, ihre lebhafte Seele hatte selbst im Feuer des Sprechens nicht bemerkt, wie schnell sich eine Vorstellung an die andere knüpfte; die Frauen der Lady, die ihr in einiger Entfernung gefolgt waren, fanden ihre theure Gebieterin schwächer als vorher, und eilten sie in ihr Gemach zu bringen. Es war der letzte heitre Tag der edeln Macdonald gewesen; die kommenden Tage waren traurig und wechselten mit schlummerlosen Nächten ab.

Nach wenig Wochen stand das schöne Greenhill in vollem Glanze; der Frühling hatte allen seinen Schmuck entfaltet, aber Lady Johanna sah ihn nicht; sie schlief da schon unter den säuselnden Birken ihres vaterländischen Parks.

An der Nordseite des Gartens zog sich eine lachende Wiese hin; grünende Matten mit buntem Blumenschmelz gestickt, wechselten mit Gruppen anmuthiger Bäume. Voll zarter Deutsamkeit hatte

Lady Macdonald diese Landschaft das Land der Jugend genannt. Die Bäume wurden von dieser Gegend an immer dichter, die Baumarten immer dunkler, bis sich der Wanderer in einen finstern Tannenhain verlor. Ein schwarzer Waldbach stürzte sich hier über Felsenstücke und eine schroffe Felsenwand beschränkte auf der andern Seite den Pfad. Düstre Cypressen rauschten an der Felsenwand, und einige Thränenweiden senkten sich in die Wellen. Der bestürzte Wanderer sah Anfangs keinen Ausweg, bis eine Tafel an der Felswand ihm die Worte zeigte: Durchs Thal des Todes geht der Weg zum Leben. — Ein schmaler Pfad wand sich hier um den Felsen, und sieh, nach Osten zu wölbte sich eine kühne Brücke mit hohem Bogen über den Strom und jenseits wand sich der Pfad eine sonnigte Anhöhe hinan, deren Gipfel lichte Birken, Myrthen, rothe und weiße Rosen krönte, und wo die reizendste Aussicht der ganzen Gegend das Auge fesselte. Am Fuße des Berges war es, da, wo zwei freundschaftliche Birken ihre Zweige in einander schränken, wo Lady Macdonald ihr Grab bestellt hatte; dort war es, wohin sich nunmehr alle Tage die Schritte Annens lenkten, um auf dem Grabe der geliebten Mutter ihr unglückliches Schicksal zu beweinen.

Ach wohl hatte sie Ursache, über den Verlust ihrer Wohlthäterin, ihrer einzigen Stütze zu trauern. War sie nun nicht ganz verlassen, ganz einsam in der Welt? Ein Strahl von Hoffnung hing zwar noch an der Rückkehr ihres Geliebten; aber wenn durfte sie auf diese Rückkehr rechnen? Wußte sie, in welchen Regionen der Weltumsegler schwebte? Er war dem großen Cook auf seiner zweiten Entdeckungsreise gefolgt; und die Meere des Südpols hielten ihn vielleicht in diesem Augenblicke mit ihren Eisfelsen umschlossen, wo das Herz der armen Anna dem Jammer unterlag. In der Nachbarschaft sprach man bedauernd davon, wenn sie das schöne Schloß würde verlassen müssen, und fragte sich, wo sie dann ihre Zuflucht nehmen würde. Welches Erstaunen erregte also die Eröfnung des Testaments der verstorbenen Lady, worin die großmüthige Johanna ihr Vermögen zwischen ihre beiden Kinder gleich getheilt, worin sie selbst ihre Tochter Anna ausschließend zur Erbin von Greenhill erklärt hatte. „Ich wünsche, sagte die edle Verstorbene in einem rührenden Briefe an ihren Sohn, der sich bei dem Testamente befand, ich wünsche, daß das theure anvertraute Pfand unglücklicher Freundschaft, daß die mir, dem Herzen nach, verwandte Tochter nicht un-

stät und heimathlos in der Welt sei; ich wünsche daß die stille Wohnung, wo ich meine letzten Tage von ihrer Liebe gepflegt, verlebte, auch ihre Freistatt sei. Du bist versorgt, mein Sohn; sie aber würde hülflos seyn. Ich beschwöre dich bei meiner Liebe, und bei dem Segen, den ich dir im Tode gebe, ehre den letzten Willen deiner Mutter."

Das Testament ward bestätigt und Anna feierlich zur Erbin des schönen Greenhill erklärt; allein das, was sie auf der einen Seite zum höchsten Danke gegen die Verklärte hinriß, kostete auf der andern ihrem zärtlichen Herzen Thränen.

O Robert! rief sie! als sie sich am ersten Tage nach Eröfnung des Testaments allein in ihrem Zimmer sah, als sie in die Vertiefung eines Fensters trat, und hinab blickte in das schöne blühende Thal: was wirst du von mir denken, mein Geliebter? In welchem Lichte werde ich deinem edlen Herzen erscheinen? Ach alles das, dieß ganze Paradieß, würde ich von deiner Liebe erhalten haben! Denn daß du mich noch liebst, o dafür bürgt mir mein Herz! Entweder habe ich dich nie gekannt, oder Robert kann das nicht vergessen, was er ein Mal liebte! — O wärst du hier, mein lieber, edler Freund! könnte ich zu deinen Füßen sinken, und dich um Verzei-

hung flehen, das meinetwegen die beste Mutter dir ein kleines Unrecht that!

Dieß waren ihre täglichen Gedanken; die Sehnsucht nach dem entfernten Geliebten wuchs mit jedem Tage, und nahm endlich den Charakter einer romantischen Schwermuth an. Es vergingen Tage, es vergingen Wochen, und Robert kam noch immer nicht zurück. Ihre geängstigte Phantasie malte ihr alle die Gefahren, denen er ausgesetzt war, mit schauderhafter Wahrheit aus; sie sah ihn bald in den Schrecknissen eines wüthenden Sturms, bald umringt von unmenschlichen, grausamen Insulanern, die ihn zu ermorden drohten.

In diesen Zeiten war Ossian ihr liebster Gesellschafter, weil seine zärtliche Schwermuth so sehr mit ihrem Herzen harmonirte.

Die Helden, die Wogenbeschiffer, die er so rührend schilderte, trugen so ganz die Züge ihres edeln Roberts, daß sie sich oft selbst in den Klagen Malwinens oder Bragelens vergaß. Oft saß sie in der Dämmerung ihres einsamen Gemachs und sang zur Harfe das Lied von Orla's trauernder Geliebten, mit dem sie gern den Liebling ihres Herzens ver-

glich. Oft ſuchte ſich ihre ſtille Sehnſucht auch in eignen Tönen auszuſprechen, und ſo gelang ihr unter andern auch folgendes kleine Lied:

Wo weilt er, den mein Herz erkohr?
Wo hält ihn fern das Meer?
Ihr Wogen ſchwellt und ſteigt empor —
O tragt ihn zu mir her!

Ergötzt dich fremder Wälder Nacht
An Seelands Felsgeſtein?
Hält dich Tahiti's grüne Pracht
In ſeinem Palmenhain?

Ach! oder wo des Südmeers Eis
Ihm wild entgegen ſchlägt,
Iſt dort das Schiff der Wogen Preis
Das meinem Liebling trägt?

O du dem ganz dieß Herz gehört,
Wann kehrſt du mir zurück?
O komm, eh mich mein Gram verzehrt,
Geliebtes, ſüßes Glück!!

Ihre Klagen konnten nicht die Wogen hinüber gedrungen ſeyn, nicht einmal die Kunde von dem Tode der geliebten Mutter; dennoch fühlte ſich Macdonald in weiter Entfernung von derſelben ſchmerzlichen Sehnſucht verzehrt. Sein Schickſal führte ihn endlich nach London zurück, wo er die

Briefe von dem Tode seiner Mutter fand. Ein Charakter, wie der seinige, mußte eine solche Nachricht doppelt schmerzhaft empfinden; heftig hatte er seine Mutter geliebt, und heftig war seine Trauer über sie. Er eilte ohne Verzug nach Irland; die Nachricht von dem ungerechten Testamente seiner Mutter kam ihm schon entgegen, ehe er Greenhill erreichte; man wünschte hin und wieder ihn gegen die begünstigte Anna aufzubringen, aber wäre je sein großmüthiges Herz zum Eigennutze fähig gewesen, in dieser Stimmung wäre derselbe gewiß verstummt. Von ganzem Herzen bestätigte er das Testament, und eilte nach Greenhill.

Eine traurige schmerzvolle Zusammenkunft zweier Liebenden! Thränen waren die Grüsse, die sie einander boten. In weiter Entfernung von der Geliebten schließt sich das Herz gewöhnlich noch zärtlicher in Liebe gegen sie auf, man fühlt alle ihre Vorzüge doppelt, und jeder Fehler, dessen man sich gegen sie schuldig machte, fällt dann mit Zentnerschwere auf die Brust. So hatte sich Macdonald, seit er entfernt von der Mutter war, die er zärtlicher liebte, als sie selbst es glaubte, so manche Vergehung gegen sie vorgeworfen. Sein unbiegsamer Sinn hatte sie oft gekränkt; die Heftigkeit mit der

ke an ihrem Geburtslande, er hingegen an dem Lande seiner väterlichen Ahnen hing, war oft der Gegenstand bittern Streites zwischen ihnen gewesen, den ein wenig kindliche Nachgiebigkeit leicht hätte vermeiden können. Diese und hundert ähnliche Vergehungen kamen ihm schmerzlich ins Gedächtniß, als Meere zwischen ihm und der guten so oft beleidigten Mutter lagen; er sehnte sich zu ihr zurück; das Herz schlug ihm, als sein Schiff endlich die vaterländischen Gewässer wieder grüßte; er wollte zu ihr fliegen, wollte zu ihren Füßen um ihre Verzeihung, um ihren Segen flehen, — und er fand sie im Grabe!

Es bedurfte der zärtlichen Hand der sanften Anna um die Wunden eines guten, tief, und gewaltsam fühlenden Herzens zu lindern, wenn auch nicht ganz zu heilen. Sie wußte so leis, so unmerklich seinen Wunden Balsam beizubringen, daß er allmählig wieder einige Heiterkeit gewann. Aber wie unendlich theuer wurde er ihr in diesen Tagen! Schon sein Aeußeres hatte durch die Jahre sehr viel gewonnen. Selbst der Sonnenbrand der heißen Zonen, und die Spuren überstandener Mühseligkeiten hatten sein interessantes Gesicht nur noch anziehender gemacht. Der schlanke Heldenwuchs,

das tiefe Feuer seiner Augen, und vor allem diese Trauer, dieser aufrichtige, sich selbst vergessende Schmerz, alles, alles trug dazu bei, ihn ihrem Herzen unvergeßlich zu machen!

Ach Robert, sagte Anna eines Tages, als sie nach einer seelenvollen Unterredung am Fenster standen, siehst du dort unten den Bach, der jetzt so still in seinen Ufern fließt? Erinnerst du dich noch, wie wir uns einst als Kinder über seinen seichten Grund gewagt hatten, um gegenüber, dort im Walde, Blumen zu suchen? Ein Gewitterregen überraschte uns im Walde, der Bach war unterdessen heftig angeschwollen, du trugst mich auf deinen Armen, durch den reißenden Strom.

Ach wenn ich jener Zeiten denke, erwiederte Macdonald bewegt! Theure Anna, weißt du noch, wie oft du mich durch dein unwiderstehliches Bitten von den Strafen befreitest, die mir bestimmt waren?

Und wie oft du die Strafen mit mir theiltest, fiel ihm Anna ins Wort, wenn du sie nicht durch Selbstanklage ganz allein auf dich nehmen konntest. Wie oft hast du, eh ich es selbst erfuhr, lächelnd Schmerzen für mich gelitten! O Robert, edler Robert! wenn ich dir das je vergessen könnte!

Sie fielen einander in die Arme und beide fühlten lebhafter als je, wie unentbehrlich sie einander waren. Hätte Anna wohl in diesem Augenblicke an ein Ereigniß geglaubt, das ihrem Herzen nur in wenig Tagen bevorstand? — —

Ich muß dich, meine Anna, fing Macdonald nach einigen Stunden an, auf den Besuch eines Freundes vorbereiten, den ich in diesen Tagen erwarte, und den ich unbeschreiblich liebe. Es ist ein Maltheser-Ritter, ein Corsicaner von Geburt, und heißt Vilori. Durch eine seltsame Verkettung von Umständen lernte ich ihn bei unserm letzten Aufenthalte in Fayal kennen. Du wirst fragen, wie ein Maltheser auf die abgelegenen einsiedlerischen Azoren komme? Allein der Zufall, der ihn dahin brachte, war sehr natürlich. Ein vermögender Anverwandter zu Fayal, der kinderlos war, verlangte seinen Besuch, und Vilori erhielt um so leichter Erlaubniß zu dieser Reise von seinem Orden, da er ohnlängst in einem Zuge wider die Algierer am rechten Arme schwer verwundet worden war. Das Glück, das mir seine Bekanntschaft verschaffte, gab mir zugleich Gelegenheit ihm bei unserm ersten Sehen einen wesentlichen Dienst zu erzeigen.

Es war am zweiten Tage nach unsrer Landung in Fayal, als ich einen Streifzug in die umliegenden Gegenden gemacht hatte. Die Dämmerung war schon eingebrochen, ich lenkte eben in einen Fußweg zwischen zwei Mauern, womit in diesem Lande nicht bloß die Gärten, sondern großentheils auch die Felder eingeschlossen sind, als ich das Geräusch eines Streits vernahm, und einen Jüngling gewahr ward, der mit dem Rücken wider eine Mauer gelehnt, verzweifelt, doch nur mit der linken Hand wider zwei Meuchelmörder kämpfte, die ihn eben angefallen hatten. Dieser all mein Gefühl empörende Anblick muß meine Stimme und meinen Arm furchtbar gemacht haben, denn die Elenden bebten zurück, als ich mich zwischen sie stürzte, und es ward mir nicht schwer, sie nach einem kurzen Widerstande in die Flucht zu schlagen. Doch verfehlten sie nicht, mich vor ihrem Entfliehen an einigen Stellen zu verwunden.

Sei es nun, daß sich eine portugiesische Dame zu Fayal, die, wie ich nachher erfuhr, eine heftige Leidenschaft für Vitori gefaßt hatte, und die der edle, seinem Gelübde treue Ritter nicht erwiederte, auf diese Art an ihm rächen wollte, (denn die Liebe der Südländerin, meine Anna, ist zuweilen rachsüch-

tiger, als es deinem sanften Geschlechte ziemt) oder sei es, was Vilori glaubte, daß einige weitläuftige Verwandte seines Vetters sich so am kürzesten eines lästigen Nebenbuhlers entledigen wollten: mich beglückte der Gedanke, das Leben eines unedel Verfolgten gerettet zu haben.

Ich und der fremde Ritter nannten uns unsre Namen, und Vilori begleitete mich nach den aufrichtigsten Aeußerungen des Dankes in meine Wohnung. Hier, bei dem Scheine des Lichts in meinem Zimmer ward er erst das Blut gewahr, das aus meinen in der That gar nicht bedeutenden Wunden über meine Kleider floß, und dieser Anblick brachte seine Rührung und Dankbarkeit für mich aufs Höchste. Er stürzte zum zweiten Male in meine Arme, und von diesem Tage an, war unser Bund geschlossen. Wir waren bis zur Abfahrt meines Schiffs unzertrennlich. Vilori war im Begriff, mit dem ersten Schiffe, das nach irgend einem mittelländischen Hafen ginge, abzureisen; er versprach mir, mich, sobald er zurück seyn würde, in Irland zu besuchen, und einige glückliche Monate in meinem Vaterlande zuzubringen. Damals glaubte ich meine Mutter noch Besitzerin von Greenhill! Du, meine Anna,

wirſt ihm hoffentlich auch eine freundliche Aufnahme nicht verſagen.

Der Blick des armen Macdonalds trübte ſich vom neuen, bei dieſer letzten Erinnerung, wohin ſich gewöhnlich ſeine Geſpräche am Ende wieder hinverirten. Anna verſprach ihm die freundlichſte Aufnahme für ſeinen Freund, und lenkte geſchwind wieder auf die Erzählung ſeiner Reiſen ein; denn dieß war immer ihr ſicherſtes Mittel, ihn von ſo traurigen Gedanken abzuziehn. Sie hing mit Aufmerkſamkeit an ſeinen Lippen, wenn er den labyrinthiſchen Lauf ſeines Schiffes beſchrieb; ſie freute ſich, wenn eins der blühenden Paradieſe aus den Wellen ſtieg, die unter den Namen der geſelligen und freundſchaftlichen Inſeln ſo bekannt ſind, und zitterte, wenn ſie ſich mit ihm in die öden Eisfelder am Südpol verſetzte, und oft den Liebling ihres Herzens von Allem, von den gemeinſten Wohlthaten der Natur entblößt, zum tiefſten Elende herabgeſunken ſah. Dann richtete ſie ihr Auge zärtlicher auf den, der ſo vieles erduldet hatte, und dankbar blickte ſie zum Himmel auf.

Allmählig begann jetzt Macdonald wieder für das Glück empfänglich zu werden, das ihm die tägliche Geſellſchaft ſeiner Einziggeliebten, ſeiner Zu-

gendfreundin gewährte, als er unvermuthet Befehl erhielt, sich in einer Dienstangelegenheit nach London zu begeben. Die Gewißheit seiner baldigen Zurückkunft beruhigte die trauernde Anna während seiner Abwesenheit. Die Einsamkeit dünkte ihr jetzt weniger drückend, als vor seiner Ankunft; sie hatte ihn ja wieder, hatte ihn treu und edel wieder. Eine Fülle liebender Träume erfüllte ihre einsamen Stunden, doch stieg zuweilen, mitten unter diesen heitern Träumen eine dunkle Ahnung in ihrer Seele empor, vor der sie erzitterte.

Als die Zeit kam, wo sie ihren Macdonald zurück erwarten konnte, o mit welcher zärtlichen Ungeduld sah sie ihm entgegen! Die Tage, nach welchen er versprochen hatte, wieder zurück zu seyn, waren verflossen, und sie hoffte mit jeder Minute auf seine Erscheinung.

Eines Abends stand sie am Fenster ihres Zimmers und blickte hinab in das schweigende Thal; es war eine schöne schwärmerische Mondennacht. Der Hügel, auf dem das Schloß lag, zog sich mit seinen schattigten Gewinden, mit seinen Lauben und Baumarkaden hinunter in das Thal, und konnte wohl mit Recht den Namen Greenhill führen. An seinem

Fuße dicht am Abhange, wand sich der Strom, von überhangenden Gezweig beschattet. Seine flimmernde Wellen brachen sich im Mondlicht und zitterten in hellen Streifen weiter. Den Mond umlagerten gebrochne lichtdurchstrahlte Wolkengruppen, die hin und wieder seinen Glanz in holde Dämmerung milderten, während sich an andern Stellen das dunkle Azurblau der Nacht vertiefte. Annens Auge hing wechselnd bald an diesen lichten Wolkengruppen; bald senkte es sich wieder auf den mondbeglänzten Thalweg, den kommenden Geliebten zu erspähen. Sie horchte sorgsam auf das leiseste Geräusch; doch nur das ferne Rauschen des Waldes kam zu ihr herüber. Ein tiefes Schweigen herrschte ringsumher, und auf dem Thurme des Schlosses schlug es schon neun Uhr. — Jetzt war es, als ob die düstre Ahnung, die sie bisher verlassen hatte, wie ein Schatten wieder in ihrer Seele aufstiege, und fern aus dem Thale herauf tönte es wie Rosses Hufschlag! Sie blickte hin und erkannte jetzt im Mondlicht einen Reiter, von einem einzigen Bedienten begleitet, wie Macdonald gewöhnlich zu reisen pflegte! Er ist es, rief sie bei sich selbst, und flatternd ließ sie ihr weißes Schnupftuch an dem Fenster wehen, ihn zu begrüßen; allein er erwie-

derte den Gruß der Liebe nicht, und schien ihn selbst nicht zu bemerken.

Der Weg führte ihn von einer andern Seite zum Schlosse herauf, und die Ecke des Hügels entzog ihn bald ihren Blicken. Halbträumend blieb sie noch einige Minuten am Fenster stehen; sie wollte ihrem Macdonald entgegen gehen, aber sie wußte selbst nicht, was sie im Zimmer zurück hielt, als ein Bedienter eintrat, und ihr die Ankunft eines Fremden meldete, der Sir Robert Macdonald hier zu finden glaubte.

Und wie ist sein Name? fragte sie, bestürzt, sich so in ihrer Hofnung getäuscht zu sehen.

Francesco de Vilori, sprach der Bediente.

Der Freund meines Robert! seufzte Anna für sich, und nicht er selbst! Guter Himmel, was muß ihm begegnet seyn, daß er noch nicht zurück kömmt?

Es ist spät, Miß, fing der Bediente wieder an, wir können den Fremden doch nicht weiter reisen lassen, ohne ihm ein Nachtquartier anzubieten?

Bewahre der Himmel! rief Anna, weiset ihm das beste Zimmer an! Bewirthet ihn aufs Beste! Er ist ein Freund Sir Macdonalds!

Der Bediente entfernte sich, und man that wie sie befohlen hatte. Am andern Morgen nach einer

traurig zugebrachten Nacht, kleidete sie sich früher an, um den Fremden selbst willkommen zu heißen, und ihm alle Achtung zu erzeigen, die sie dem Freunde ihres Geliebten schuldig zu seyn glaubte. Der Fremde trat ein, und sie erkannte schon an seinem Aeußern, das mit Roberts Beschreibung übereintraf, so wie an seinem Ordenszeichen, daß er derjenige sei, von dem er mit ihr gesprochen hatte. Er entschuldigte sich bei Anna, wegen seines kühnen Eintritts in dieses Schloß, weil er gewiß geglaubt habe, seinen Freund hier zu finden. Sie versicherte ihn hierauf, daß Macdonald mit jeder Stunde zurück erwartet würde, und lud ihn ein, das Schloß nicht eher zu verlassen, als nach seiner Zurückkunft. Kaum konnte sie sich bei dieser Unterredung eines ängstlichen Gefühls erwehren, und auch er schien eine gleiche Verlegenheit zu fühlen und entfernte sich bald.

Was sie so ängstlich machte, konnte sie sich selbst nicht erklären. Ein gewisses Etwas in den Zügen des Fremden, das sie anzog, schien die Ursache davon zu seyn. Sie sehnte sich jetzt sehnlicher nach Roberts Rückkehr, und er kam immer nicht zurück. Zwei Tage vergingen ihr unter peinigender Unruh; die Gespräche, die sie während der Zeit mit dem

Maltheser gehabt hatte, gaben ihr Gelegenheit, ſie von der Vortreflichkeit ſeines Geiſtes und ſeines Herzens zu überzeugen. Was aber ihr bängliches Weſen vermehrte, war das ſeltſame Betragen des Ritters, wenn er in ihrer Geſellſchaft war, und ein Anſtrich von Schwermuth, den er ihr zu verbergen ſuchte. Oft hing ſein Auge mit einem Ausdrucke an ihr, der die ſeelenvollſte Sprache übertraf; er blickte dann betroffen weg, wenn ſie ihn anſah, und erröthete. Nicht ſelten ſtand er dann auf, um ihr Lebewohl zu ſagen, indem er unmöglich die Rückkehr ſeines Freundes erwarten könne; aber ohne daß ſie dann ein Wort verlor ihn zurück zu halten, blieb er dennoch. So leuchtete aus ſeinem ganzen Weſen die traurige Gewißheit vor, daß ſein Herz noch einen tiefern Eindruck empfangen habe als das ihre. Zwar war ihm Annens Verhältniß mit Macdonald nicht beſtimmt bekannt; allein ſchon der Gedanke, daß ſeine reizende Wirthin Macdonalds Braut ſeyn könne, und daß er durch zu herzliche Annäherung die heiligen Rechte der Freundſchaft entweihen würde, erſchütterte ſein Herz. Und war auch Anna frei, verbot ihm nicht ſein Gelübde jeden Gedanken an Liebe? Sollte er die Ruhe eines harmloſen Geſchöpfs trüben, der er keinen Erſatz durch häusliche

Freuden bieten konnte? — Ursachen genug zur tiefsten Schwermuth in allen diesen Betrachtungen! In Augenblicken, wo ihm dieß alles recht lebhaft in den Sinn kam, war es dann gewöhnlich, wo er sich aufriß, um so schnell als möglich das gefährliche Schloß zu verlassen. Aber ach! wie schwach ist gewöhnlich die Stimme des bessern Selbst, wenn einmal die Heftigkeit der Leidenschaft empört ist! Tausend Scheingründe stehn ihr zu Gebote! Vor allen die verrätherische Genügsamkeit, die so oft die Leidenschaft unmöglicher Liebe täuscht, und sie bis an den Abgrund führet, wo sie sich selbst erkennt! Auch des Ritters Sinn wurde dadurch geblendet. Soll ich, rief er bei sich selbst, wenn ich den höchsten Freuden des Lebens entsagen muß, soll ich nicht einmal den Trost genießen, mir ihre Achtung, ihre Freundschaft zu verdienen? Will ich denn mehr? Ich weiß, daß ich nie, nie etwas hoffen darf. — Aber soll ich sie darum fliehen? Wird nicht ihr Umgang, der Umgang eines Engels, noch tausend beßre Gefühle in mir erwecken? — Und Macdonald, was würde er von mir denken, wenn ich durch solch ein seltsames Betragen den Endzweck meiner langen Reise, die Freude unsers Wiedersehns vereitelte? Nein! ich will bleiben, aber tief verbergen, was ich fühle;

um meines Eides, um ihrer Ruhe willen, werd' ich schweigen.

Auf solche Weise suchte der Ritter die heimliche Unruhe seines Gewissens zu besänftigen, und so lange er seinem Entschlusse treu blieb, war er zu entschuldigen. Aber wenn er auch gegen Anna schwieg, blieben wohl seine Blicke, blieb wohl sein ganzes Benehmen eben so stumm? Er hatte gar wohl bemerkt, daß er der liebenswürdigen Anna nicht gleichgültig war: mußte er auch ihr Herz mit einer unglücklichen Leidenschaft erfüllen, und konnte er nicht zugleich an seinem Freunde zum Verräther werden? Anna errieth, was in seinem Innern vorging, und fühlte um so größeres Mitleiden mit ihm, weil sein ritterliches Gelübde ihm versagte, einen zärtlichen Bund mit einem liebenden Herzen zu schließen. Zu diesem Mitleide gesellte sich die Bewunderung seiner männlichen Tugend, kraft welcher er seine Empfindungen in sein Innres zurückdrängte. Zwar waren ihm einige Aeußerungen entwischt, als ob er sich in dem Stande, den er aus Neigung gewählt, nicht mehr so glücklich fühle als sonst; aber diese rührten ihr Herz nur noch mehr, ohne sie aufmerksamer zu machen. Ihn konnte nichts beglücken als die zärtlichste Freundschaft eines weiblichen Her-

zens, aber freilich nur eines freien Herzens, und das ihrige war ja nicht frei. Sie konnte, ſie durfte ihm ja nichts gewähren, als was ſie dem Freunde ihres Geliebten ſchuldig war; und das war freilich nicht alles, was ſein gefühlvolles Herz zu bedürfen ſchien. Sie war unruhig darüber, und dieſe Unruhe begleitete ſie in ihr einſames Gemach. Statt des Schlummers erſchien ihr das Bild des edlen Ritters mit allen ſeinen Anſprüchen und Forderungen, die ihm ein ungerechtts Schickſal verweigerte. „Aber was zieht mich auch ſo mächtig an dieſen wunderbaren Fremdling?“ rief ſie dann mit einiger Aengſtlichkeit aus: „Warum nehme ich auch ſo innigen Antheil an ihm? — O Robert, beſtes treuſtes Herz auf der Welt, o kehre doch zurück, und gieb dieſen Gefühlen die Richtung, die ſie in Beziehung auf deinen Freund nehmen dürfen! Deine Gegenwart wird alles ausgleichen, wird uns alle zu ruhigern Empfindungen ſtimmen.

Anna hatte ſich einen halben Tag von dem Ritter entfernt gehalten und Unpäßlichkeit vorgeſchützt. Sie hatte über ihre Unruhe und über ihr Verhältniß nachgedacht, und ſich feſt vorgenommen, ihren Umgang mit dem Ritter auf eine gute Art zu unterbrechen. Als ſie des Nachmittags wieder mit

ihm zusammentraf, und er sich mit so zärtlicher Besorgniß nach ihrem Befinden erkundigte, war auf einmal der ganze Plan ihres vorgesetzten Benehmens wieder vernichtet. Doch verlor sie wenigstens den Hauptzweck nicht aus den Augen. Der Ritter schlug ihr einen Spaziergang in den Garten vor, und sie willigte ein. Er war heimlich entschlossen, die Schönheiten desselben an ihrer Seite zum letzten Male zu genießen. Schweigend gingen sie eine Zeitlang neben einander. Die Düfte der Blumen wogten ihnen von allen Seiten entgegen, und die Klagen der Nachtigall erregten in Beider Herzen, die beide von dem Gefühl der Nothwendigkeit, sich zu trennen, erfüllt waren, eine noch lebhaftere Unruhe. „O daß doch Robert käme!“ unterbrach Anna das nur zu beredte Schweigen: daß er diese Schönheiten der Natur noch mitgenießen könnte! Was ihn auch zurückhalten mag? Er versprach doch so bald zurückzukommen! Wie wär' es, wenn Sie Ihren Freund aufsuchten?“ Anna hatte diese Worte in einem Tone gesprochen, den Vilori nur zu gut verstand.

Sie waren eben in ein Akaziengehölze getreten, dessen durch Zitterlichter unterbrochene Schatten den Ausdruck ihrer Mienen zum Glück nicht so an-

schaulich werden ließen. Anna hatte sich etwas von ihm abgewendet, und der Ritter, so fest auch sein Entschluß gewesen war, Greenhill am folgenden Morgen zu verlassen, war doch höchst betroffen, als er jenen Vorschlag aus Annens Munde vernahm. Er that ihm weh, und doch durch die Art, wie er vorgebracht wurde, wieder so wohl, daß er beinahe Freund und Gelübde, so wie seinen Vorsatz, vergessen hätte. Auch Anna schien in tiefe Rührung verloren. Sie blickte ihn seitwärts an, und nie war ihr sein Gesicht schöner und ausdrucksvoller erschienen. „Ihn aufsuchen? theure Miß" hub er mit bewegter Stimme an; „o das hätt' ich wohl längst thun sollen! Verzeihen Sie, daß ich Ihnen schon so lange lästig geworden bin! Aber wer verweilt nicht gern, wo ihm wohl ist? Ja morgen, morgen in aller Frühe reise ich nach London, unsern Freund aufzusuchen, den ich aber leider! nicht zurückbegleiten darf." Ein halb unterdrückter Seufzer setzte den Sinn dieser Worte in das helleste Licht. Auch fühlte ihn Anna so tief, daß sie nicht einen Laut darauf zu erwiedern vermochte. Sie blickte seitwärts, um die hohe Röthe ihres Gesichts zu verbergen, und bückte sich, um einige Blumen zu pflücken, die zwischen dem Gesträuch am Wege standen.

Durch diese Bewegung war ihr, ohne es bemerkt zu haben, ein Medaillon aus dem Busen entschlüpft, den sie beständig am Halse trug. Der Ritter bemerkte ihn, sobald sie sich wieder aufgerichtet hatte, und war auf das darin befindliche Portrait neugierig. Durch eine kleine Wendung, wozu eine dicht überwölbte und umschattete Ruhebank Gelegenheit gab, war er vor ihr zu stehen gekommen: aber statt, wie er vermuthet hatte, das Bildniß seines Freundes zu erblicken, nahm er ein weibliches Bildniß wahr, das ihn auf einmal in das höchste Erstaunen setzte. „Um aller Heiligen willen, liebste Miß" rief er plötzlich aus: „wie kommen Sie zu diesem Bilde?"

„Es ist das Bild meiner in früher Kindheit verlornen Mutter!" erwiederte Anna.

„Das Bild Ihrer Mutter?" rief er mit Heftigkeit. „Und wie ist Ihr Name? Sind Sie keine Brittin von Geburt?"

„Nein, das bin ich nicht!" versetzte Anna voll Verwunderung über das Erstaunen und die Fragen des Ritters. „Ich bin die Tochter einer unglücklichen Freundin der Lady Johanna, und unser Vaterland war das schöne Italien."

„Gott! wär' es möglich?" rief der Ritter. „Und Ihr Name? himmlische Miß! Ihr Name?"

„Den eigentlichen Familien-Namen meines Vaters kenne ich nicht" erwiederte Anna; „auf der Rückseite des Gemäldes steht blos: Donna Maria, Graf Paolo's Gemahlin; mein wahrer Name ist Angelika?" — „Angelika?" rief der Ritter mit freudigem Ungestüm, umfaßte sie plötzlich mit seinen Armen, und drückte sie fest an seine hochschlagende Brust. „Angelika!" rief er noch einige Male mit Entzücken aus: so habe ich dich endlich gefunden, theure, geliebte Schwester. „Du bist, ja du bist Angelika Vilori!" — Angelika war wie betäubt. Sie wußte in den ersten Augenblicken nicht, was sie davon denken sollte. Zwar wünschte ihr geängstetes Herz, daß der Fremde, der ihr so lieb geworden war, ihr Bruder seyn möchte: aber noch wagte sie nicht, diesem Gedanken mit voller Beruhigung zu vertrauen.

„Zweifelst du noch, geliebte Schwester?" sprach Vilori ruhiger. „Willst du mich noch nicht für deinen Bruder erkennen? Nun wohlan! so will ich dir den unwiderlegbarsten Beweis geben. Befindet sich nicht innerhalb des Medaillons, der dieses Bild umschließt, die Hälfte eines zerbrochnen Rings? Nimm ihn heraus!" — Anna zog den Ring hervor und erstaunte.

„Sieh hier die zweite Hälfte!" sagte der Rit-

ter; und mit diesen Worten zog er eine goldene Capsel hervor, die er, an einer seidenen Schnure befestiget, auf der Brust trug, öffnete sie, und rief: „Sieh hier neben dieser weichen Locke die andere Hälfte des zerbrochenen Rings, die mit jener genau zusammen paßt. Die gute Mutter," fuhr er mit bewegter Stimme fort, „hatte in einem Vorgefühl unserer Trennung auf ein Mittel gedacht, uns unser Wiederfinden zu erleichtern. Sie zerbrach diesen Ring, und theilte ihn zwischen uns zum Zeichen unserer Wiedererkennung. Dir, die zu klein war, um sie zu verstehen, hing sie die eine Hälfte, unter ihrem Bilde verborgen, um den Hals; mir aber, dem Aeltesten, erklärte sie die Wichtigkeit dieses Kleinods, das ich auch seit jenem Augenblick beständig auf der Brust getragen habe. O nie, nie werde ich diese Scene vergessen! nie die Thränen, die aus den himmlisch sanften Augen der besten Mutter flossen!"

Vilori's eigene Thränen begleiteten diese Worte. Die tief gerührte Anna widerstand nicht länger; mit überwallender Rührung sank sie dem geliebten Bruder ans Herz. Lange blieben sie in dieser seligen Umarmung, während welcher sich ihr ganzes Wesen in Einklang auflöste und alle ihre vorigen

Gefühle in schuldloses und ruhiges Entzücken verwandelten.

Mittlerweile hatte Macdonalds argwohnlose Seele keineswegs geahnet, was in diesem Heiligthume seiner liebenden Gedanken vorgegangen war. Wie hätte er auch vermuthen können, daß diejenigen, die er in der Welt am liebsten hatte, ihm den herzzernagendsten Schmerz verursachen könnten. Dienstgeschäfte hatten ihn einige Tage länger, als er geglaubt, in England aufgehalten; nach Vollendung derselben eilte er auf den Flügeln der Liebe zurück. Er hatte sich vorgenommen, seine geliebte Anna zu überraschen, und stieg daher im Dorfe ab, um durch den Park verstohlen nach dem Schlosse zu gelangen. Im Dorfe kam man ihm mit der Nachricht entgegen, daß sich seit einigen Tagen ein junger Herr auf dem Schlosse befinde, den man einen Maltheser-Ritter nenne. „Desto besser!“ rief der gute Macdonald entzückt: „so wird die Ueberraschung und Freude verdoppelt. O wie wird mein Herz so vieles Entzücken fassen können!“

Er befahl itzt seinem Reitknechte in dem Dorfe zu warten, bis er ihn rufen lasse, und durchwandelte den Park zwar leisen, aber schnellen Schrittes. Auf beiden Seiten des eingeschlagenen Weges streb-

ten ihm Gesträuche und Zweige entgegen, gleich als ob sie seine Schritte aufhalten wollten. Aber er drängte sich hindurch und dachte an nichts, als an die Freude der Ueberraschung. Der dunkle Hain, in welchem sich eben die beiden glücklichen Geschwister befanden, nahm ihn in seine grüne wallende Nacht auf. Bald vernahm er in einiger Entfernung die geliebten Stimmen. Leise schlich er nach der Gegend zu, woher sie ertönten. Aber welch ein Anblick mußte itzt der edelsten Liebe lohnen! Anna lag mit hingebender Zärtlichkeit in den Armen des entzückten Vilori. Mit starrem Schrecken erblickte er die liebende Gruppe, und auf einmal ward es dunkel vor seinen Augen. Unwillkührlich und gleichsam instinctmäßig hatte er seine Hand an das Schwert gelegt; als er sich aber nach einigen Augenblicken wieder erholt hatte, behielt ein edleres, obgleich schmerzliches, Gefühl in seinem Herzen die Oberhand. „Nein!“ rief er aus: „so niedrig will ich mich nicht rächen. Ich will der Treulosen und dem Verräther zeigen, welch ein Herz sie gebrochen haben. Dem Rausche der Leidenschaft wird die quälendste Reue folgen, und diese wird sie grausam genug bestrafen. Ist doch auch meines Lebens gehoffte Glückseligkeit auf immer dahin! Doch wis-

sen sollen sie wenigstens, daß ich selbst ein Zeuge ihres Verraths an mir war."

Mit wankenden und hastigen Schritten verließ er den väterlichen Park und kam in das Dorf zurück, wo der treue Diener seine Befehle erwartete. Kommt Ihr selbst, mich zu rufen, bester Sir? rief ihm Toms entgegen. Soll ich die Pferde nun bringen? — Ja, gute Seele! erwiederte Macdonald voll sichtbaren Unmuths, zäume sie nur wieder auf; aber nicht nach dem Schlosse, nein! weit von dieser Gegend hinweg, in ein anderes Land sollst du mich begleiten. Doch vorher geh und hole mir Papier und Dinte! Und dann fort auf ewig, noch ehe der Abend sinkt!

Mit äußerster Bestürzung eilte der gute Toms die Befehle seines Herrn zu erfüllen. Eine Anwandlung von wilder Heftigkeit, die sowohl seinem Charakter als seinem Stande natürlich war, kämpfte in Macdonalds Gemüth mit seinem Edelmuth einen ungleichen Kampf. Der letzte siegte. Toms brachte erwartungsvoll das Verlangte, und Macdonald schrieb einen Brief, den er erst nach seiner Abreise auf das Schloß zu tragen befahl. Darauf bestieg er, von Toms begleitet, sein gutes Pferd und jagte nach dem nächstgelegenen Hafen zu.

Die überseligen Geschwister ahneten indessen nicht, wie unglücklich ihre glückliche Erkennung den Geliebten, den Freund gemacht hatte! Sie überließen sich den nun sanfter und ruhiger gewordenen Gefühlen ihrer Herzen mit dem ruhigen Vertrauen, welches die Rechtmäßigkeit derselben erzeugte. Beide sahen nur zu wohl, an welchem Abgrunde sie gestanden; aber sie bekannten sich nur die geheimen Regungen der Sympathie, und wußten damit auch im Geheim ihre Herzen völig zu entschuldigen. Die süßen Namen Bruder und Schwester hatten alle ihre Gefühle geheiliget.

Schwerlich giebt es auch ein edleres, himmlisch reineres und zugleich süßeres Gefühl auf Erden, als zarte Geschwisterliebe. Selbst die brennenden Farben der Leidenschaft werden erst dann schön und lieblich, wenn sie von jenen sanften Halbtinten gemildert werden. Ein Bruder sollte in einem zarten Herzen nichts als ein unschuldig Geliebter, und ein Geliebter nichts anders als ein vergötterter Bruder seyn. Ist dieß nicht das treuste Bild von jener Engelsseligkeit der ersten Menschen im Sonnenglanz des ersten Schöpfungsmorgens? Dort waren jene himmlischen Gefühle noch vereiniget; sie trennten sich nur, als die Unschuld von der Erde floh.

Aber mein Bruder! hub itzt Angelika neugierig an: du hast mir noch nichts von unsrer Mutter, von ihrem unglücklichen Schicksal und von den Bewegungsgründen, die uns trennten, erzählt. Ich sehne mich dieß alles aus deinem Munde zu vernehmen. Doch laß uns itzt nach dem Schlosse zurückkehren. — Ach, theure Schwester, erwiederte Vilori mit einem tiefen Seufzer: laß uns diese schöne Stunde nicht durch die Erinnerung an ein unwiederbringlich verlornes, unnennbar theures Gut trüben! Du sollst alles erfahren, was ich dir darüber zu sagen vermag. Mit Schmerz wirst du hören, wie das Beste der Weiber durch verrätherische Freundschaft von der Seite eines sonst edlen und großmüthigen Gatten gerissen wurde. Nur heute laß uns unser Zusammenfinden in Freude feiern.

Mit in einander geschlungenen Armen eilten sie itzt dem Schlosse zu. „O wäre doch schon mein Robert wieder zurück!“ rief Angelika freudig aus. — „Dein Robert?“ versetzte der Maltheser: „So trog mich also meine Ahnung nicht?“

Angelika's Herz war in dieser heiligen Stunde keiner Zurückhaltung fähig; sie entdeckte ihrem Bruder das zärtliche Verhältniß, was sie mit Macdonald verband, denn seiner brüderlichen Einwilli-

gung konnte sie ja gewiß seyn. Höchst bewegt umarmte Vilori die geliebte Schwester, und dankte dem Himmel, daß er ihn aus der Gefahr, einen Verrath an seinem Freunde zu begehen, gerettet hatte.

Als sie im Schlosse angelangt waren, übergab man ihnen einen Brief, auf welchem sie sogleich Macdonalds Handschrift erkannten. Sie öffneten ihn schnell; allein wie groß war ihre Bestürzung, als sie folgende Worte darin lasen:

„Empfangt mit diesen Zeilen mein Lebewohl und meine Verzeihung zugleich! Wißt, Anna und Vilori, ich war Zeuge eurer verrätherischen Umarmung im Park. Möchte ich jene verabscheuungswürdige Scene auf immer vergessen können! Sie drohte meine Sinne zu verwirren, aber der Schmerz brachte mich wieder zu mir selbst. Ich könnte dir entgegen stehn, Vilori; ich könnte mich in deinem Blute baden — und wohl möchte es süß seyn für den Augenblick! — Doch ich verzeihe dir! Kannst du dich mit deinem Gelübde abfinden, so seid glücklich, wenn es Euch anders das Bewußtseyn, die treuste Liebe durch Verrath belohnt zu haben, jemals vergönnt. Von mir befürchtet nie eine Störung eures Glücks, denn mich sehet ihr nie wieder. Lebt wohl! Lebt wohl auf ewig!“

Macdonald.

Wer vermöchte nicht, sich die Empfindungen zu denken, welche Macdonalds edelmüthiger Brief in den Herzen seiner Freunde hervorbrachte! Ohne ein Wort mit Angelika darüber zu wechseln, gleichsam in stillschweigender Uebereinkunft mit ihr, stürzte Vilori nach dem Stalle, ließ sein Pferd satteln, und befand sich nach wenigen Minuten schon auf dem Wege, den Macdonald, wie er durch Nachforschung im Dorfe erfuhr, auf seiner großmüthigen Flucht genommen hatte. Der Mond erhellte seinen Pfad, und sein feuriges Roß schien die Ungeduld seines Herrn zu theilen, so sehr beflügelte es freiwillig seinen Lauf.

Angelika befand sich indeß in einer Art von Berauschung auf ihrem Zimmer. Die Vorgänge des heutigen Tages waren zu schnell, zu überraschend auf einander gefolgt, als daß sie sich auf einmal hätte fassen können. Die Unruhe, ob ihr Bruder den geliebten Flüchtling auch sicher treffen werde, wechselte in ihrer Seele mit den frohen Empfindungen alles dessen, was sie an diesem Tage erfahren hatte. Sie hatte an diesem merkwürdigen Tage einen zärtlichen Bruder gefunden; sie hatte das große Herz ihres edlen Geliebten von der vollkommensten Seite kennen gelernt. O glückliche, glückliche Angelika!

sprach sie zu sich selbst: zwei solche Engel nennst du dein! Dich theurer, theurer Bruder! und dich Robert, du himmlischer Geliebter! dich schöne große Seele! O wie wirst du dich freuen, wenn du sie schuldlos findest, denen du so großmüthig verzieheſt! wenn du den Bruder wirklich in dem Freunde siehst, den du mit Brudertreue liebst!

Der Schlaf floh diese Nacht von ihren Augen. Vor Tagesanbruch schon erhob sie sich von ihrem Lager und trat ans Fenster. Die Sterne glommen einzeln noch am Himmel, und Nebel ruhte auf dem stillen Thale. Allmählig erhoben sich die Wipfel der Wälder aus dem weißen Nebelmeere, und nach und nach schienen sich die Berge mit frischerem Grün zu schmücken. Angelika zog itzt Macdonalds Brief hervor, um ihn bei der ersten dämmernden Helle nochmals zu lesen. Darauf schweifte ihr Auge wieder über die Gegend hin, und siehe! ihr gegenüber stand schon der Horizont in vollem Feuer. Funken blitzten hervor, und Rosen blühten ruhig zwischen den lodernden Flammen. In diesem Augenblick stieg die Sonne prangend auf, und welch unnennbares Entzücken für Angelika! — Die ersten Strahlen des holden Gestirns beleuchteten ein schönes Reiterpaar, das eben brüderlich aus dem

Thale heraufzog, und in welchem Angelika bald diejenigen erkannte, welche ihre Sehnsucht erwartet hatte. Sie flog die Treppe hinab, und eilte den Kommenden entgegen. In wenig Augenblicken lag sie in ihren Armen, und nie hat wohl die Morgensonne ein glücklicheres Band gesehen.

Nach wenig Tagen ward die Vermählung vollzogen, und heiter kehrte der würdige Maltheser zu den Geschäften seines hohen Berufs zurück. Sie kamen mit einander überein, sich abwechselnd bald in Irland, bald in Corsica zu sehen.

So war das schöne Kleeblatt durch doppelte Bande vereiniget, und jedes von ihnen nannte zwei Herzen voll gleicher Inbrust sein.

Im Thale von Greenhill, auf der Stelle, wo sich die drei Liebenden an jenem Morgen fanden, ließ Robert zum Gedächtniß die Namen in ein Felsstück graben:

Angelika, Macdonald und Vilori.

Louise Brachmann.

Der Kriegs und Friedens = Herold.

1807.

Im Odenwald stand hoch gethürmt
Ein festes Ritterschloß,
Das längst schon, von der Zeit erstürmt,
In wüste Trümmer schoß.

Der Rücken eines Felsen beugt
Sich unter ihrem Graus.
Durch das Gekläft der Mauern fleugt
Der Uhu ein und aus.

Des Berges Nachbarn gehn dort nie
Um Mitternacht vorbei,
Denn Luftgebilde schrecken sie
Mit wildem Kriegsgeschrei.

Ein Ritter und sein Knappentroß,
Gehüllt in blanken Stahl,
Zieht aus der Felsenburg zu Roß
Hernieder in das Thal.

Und dumpf her brausend, wie ein Meer,
Rückt unten auf dem Plan
Ein andres nebelgraues Heer
Berittner Kämpen an.

Es ordnen links und rechts sich schnell
Die Reisigen zur Schlacht.
Der Schwerter Flamme leuchtet hell,
Wie Blitze, durch die Nacht.

Schaar gegen Schaar in dichten Reih'n
Stürzt heulend in den Kampf.
Die Erde dröhnt, und Berg und Hain
Umwogt des Ackers Dampf.

Wie Hagel fällt auf Helm und Schild
Der scharfen Eisen Wucht,
Bald aber räumt das Blachgefild
Ein Heer in rascher Flucht.

Das andre führt der Heldengeist
Des Ritters Rodenstein,
Dem nie sein Feind den Sieg entreißt,
Ins Bergschloß wieder ein. —

Er war, wie noch die Sage schallt,
Das Schrecken seiner Zeit:
Ein grasser Hüne von Gestalt,
Ein grimmer Löw' im Streit.

Mit frechem Uebermuth warf er,
Voll Gier nach Raubgewinn,
Der ganzen Ritterwelt umher
Den Fehdehandschuh hin.

Er überwand sie Mann für Mann
In manchem harten Strauß,
Und schleppt' aus ihren Burgen dann
Der Beute viel heraus.

Doch streckte nicht sein Durst nach Gold
Bloß Ritter in den Staub:
Oft schändete der Schlagebold
Sich auch durch Straßenraub.

Wie Falken, stürzend aus der Luft,
Im Feld die Taube fahn,
So fiel er in des Hohlwegs Schluft
Wehrlose Pilger an.

Der reichen Krämer Waarenfracht
Entführt' er weit und breit.
Es deckten gegen seine Macht
Nicht Schutzbrief und Geleit.

Selbst Fürsten zitterten, bedroht
Von seiner Eisenhand,
Bis ihn ein Stärkerer, der Tod,
Mit seinen Fesseln band.

Allein die finstre Gruft sogar
Ist ihm kein Ruheplatz.
Im Krieg nur still und unsichtbar,
Bewacht er seinen Schatz.

Er flüchtet das geraubte Gut,
Und birgt es sorgenvoll,
Sobald ein neuer Strom von Blut
In Deutschland fließen soll.

Mit diesem Vorgefühl verläßt
Er plötzlich, wie bekannt,
Im Frieden noch sein Felsennest,
Der Schnellertsberg genannt.

Das nahe Raubschloß Rodenstein
Wird dann sein Zufluchtsort.
Umschirmt von Hochgebirg und Hain
Dünkt's ihn ein fester Hort.

Mit Nebelkappen angethan,
Durch die kein Auge sieht,
Ist er, und alles, was die Bahn
Der Nachtflucht mit ihm zieht.

Doch Roßgewieher, Peitschenknall,
Der Wagen Lastgekrach,
Und schmetternder Trompeten Hall,
Macht rings die Gegend wach.

Dem Landmann dringt's durch Mark und Bein,
Und schüchtern lauscht sein Ohr.
„Gott," ruft er „woll' uns gnädig seyn!
Es steht ein Krieg bevor!" —

Und während Mars mit deutschem Blut
Den deutschen Boden tränkt,
Hält sich bei seines Schatzes Hut
Der Flüchtling still beschränkt.

Doch kaum erspäht sein Geistesblick
Der Mordgefechte Ziel,
So eilt er vom Versteck zurück
Mit lautem Lustgewühl.

Und wer aus tiefem Schauerwald
Die Wagen rasseln hört,
Der dankt dem Himmel, daß nun bald
Der Friede wiederkehrt. —

Ach! funfzehn Jahre weilt nun schon
Der Ritter dort versteckt,
Weil seit der Zeit um Hütt' und Thron
Der Zwietracht Flamme leckt.

Weißagte doch sein Heimzug schnell
Uns nahes Friedensglück,
Und flöhe dann der Raubgesell
Zum Schlupfort nie zurück!

Langbein.

Im Frühling 1807.

Der Lenz ist da; wo aber bleibt die Freude?
Sie, die sonst stets, im leichten Hirtenkleide,
Mit ihm — ein holdes Zwillingspaar — erscheint:
Der Himmel lacht in wolkenloser Helle,
Der Baum lebt auf, und murmelnd rinnt die Quelle,
Nur, ach, die Brust des Menschen bleibt versteint!

Denn ein Gespenst, gehüllt in blut'gen Schleier,
Steht über halb zertrümmertem Gemäuer,
Und hebt den Finger, drohend in die Höh;
Den Erdbewohner scheint es anzusagen,
Noch nicht vollendet sei die Zahl der Plagen,
Der Lenz, der Sommer bringe neues Weh.

Wer wagt's, und löst des Buches letztes Siegel? —
Ermattend senkt die Hofnung ihre Flügel,
Und die Erfahrung schaut umsonst zurück:
In wilder Zwietracht scheint die Welt zu gähren;
Was wird die Zeit, die dräuende, gebären!
Noch grösres Elend, oder neues Glück?

Wo Hoffnung endet, da beginnt der Glaube.
Zurück, nach langem Fluge, kehrt die Taube,
Und bringt der bessern Zukunft Unterpfand.
Die Flut versinkt; der Berge Gipfel ragen
Empor; die Arche steht, und endlich wagen
Sich die Geborgenen aufs trockne Land.

Bürde.

Erfahrung.

Wer sich Reue will ersparen,
Traue nimmer, was verspricht;
Wer es noch nicht selbst erfahren,
O der kennt das Leben nicht.

Morgen wird die Knospe springen,
Morgen, morgen blüht das Glück!
Ueber Nacht die Blätter gingen,
Und die Dorne blieb zurück. —

Doch es thun nicht alle Schmerzen,
Alle Schmerzen thun nicht weh;
Unter Traurigseyn und Scherzen
Immer, Stunde, komm und geh!

G. P. Schmidt.

Lebenslauf der Welt.

Zum Felsen sprach der Blumen Pracht:
O Felsen, stolz und groß,
Wie stehst du doch, da alles lacht,
So stumm und nackt und bloß!

Ein traurig Leben unbeweint,
Verschlossen, taub und blind,
Mit kaltem Herzen, ohne Freund,
Zu trotzen in den Wind!

Vom Regen nimmst du keinen Trank,
Noch Glanz vom Morgenroth:
So bleibst du ohne Wunsch und Dank,
Und bist im Leben todt.

Da flog ein Vogel durch die Luft,
Der sprach: O Blümchen schön,
Mußt hangen an der Felsenkluft,
Wie schlimm ist dir geschehn!

Wozu die Blätter roth und grün,
Wie meine Flügel bunt,
Kannst doch nicht fröhlich weiter ziehn,
Wie bleibst du nur gesund!

Zum Himmel sieht dein Angesicht,
Nur ferne seufzest du.
Ade! mich ruft das helle Licht,
Hier hab' ich keine Ruh.

Ein Mädchen kam, das sprang und sang:
Wer lebt so froh wie ich?
Mein Liebster kommt das Thal entlang,
Mein Liebster suchet mich.

Der Vogel zwitschert durch die Luft,
Das Blümchen sieht mich an;
So sagt mir durch Gesang und Duft,
Wo bleibt der Jägersmann?

Weit, wolkenhoch ist sein Revier,
Und schnell, wie Wind und Wort,
Wie ich das stille Blümchen hier,
Greift er den Vogel dort.

O schnelle Lust! Sie sprang den Weg
Fort über Bachesrand,
Da kracht der Schuß, da schwankt der Steg,
Da sank sie und verschwand.

Der Vogel fiel, der Jäger flog
Zur Rettung in den Grund,
Doch Jäger, Blum' und Mädchen zog
Hinab der falsche Schlund.

Und stiller ward's, es kam herauf
Im vollen Sternenheer
Die helle Nacht, in ihrem Lauf
Zu grüßen Land und Meer.

Da sprach das Felsgebirg: Wohlan!
Halt fest, du Firmament,
Daß nimmermehr, als Weib und Mann,
Sich Erd' und Himmel trennt.

Hinabgestellt zur ew'gen Wacht,
So halt' ich fest wie du,
Kein Sturmwind hebt, kein Wetter kracht
Die Angel aus der Ruh.

Ich kenne nicht, was sterblich ist,
Es kommt und wandelt schnell;
Nur du mit tausend Augen bist,
O Nacht, mein Werkgesell.

So sprach der Fels; es wich die Nacht,
Der Morgen kam herauf.
Des Menschen wurde nicht gedacht:
Das ist des Lebens Lauf.

St. Schütze.

Mirta.

Mit Musik von Hrn. Bergt.

Kommt nicht Mirta dort gegangen,
Meines Lebens Lust,
Mit den unschuldvollen Wangen,
Mit der offnen Brust?

Leuchten nicht, wie Liebessterne
Augen rein und klar?
Kenn' ich Mirta nicht von ferne
An dem schwarzen Haar?

An des Nackens Liljenscheine,
An der Schulter Glanz?
Welche Hirtin setzt, wie meine
Los und leicht den Kranz?

Mirta kommt, sie trifft die Erde
Kaum im leichten Flug,
Trägt die Gabe ihrer Heerde
Im gemalten Krug;

Bringt im Weidenkörbchen Beere
Frisch im Hain gepflückt,
Roth wie Lippen der Cythere,
Und mit Laub geschmückt.

Ha! sie fliegt mit Zephyrtritte
Mir ans Herz, und lacht.
Götter! zieht um meine Hütte
Eine ew'ge Nacht.

Friedrich Kind

An Sidonia.

Von den Lauben, wo die Rosen schwebten,
Brachen Grazien den Purpurglanz,
Flohen mit dem schönen Raub, und webten
Deine Tag' aus diesem Kranz.

Darum gleicht dein Leben einer Aue,
Wo von keinem bösen Hauch bestreift,
Und, genährt von reinem Himmelsthaue,
Jede Geistesblüte reift.

Lebe dann, von heller Freud' umgeben!
Und dein Himmel leuchte blau und rein;
Aber muß ein Wölkchen ihn umschweben:
Soll's ein Rosenwölkchen seyn!

Tiedge.

Gute Hofnung.

Der Winter bleichet die Höh'n,
Füllt Thäler und Bäche mit Eise;
Statt Nachtigallengetön,
Zschirpt traurig der Spatz und die Meise!
Karg ist das tägliche Licht:
Gleichwohl verzag' ich noch nicht!
Wird wohl wieder Lenz werden, hoff' ich!

Nicht zagt' ich, als uns die Glut
Des Aerntemond-Löwens versengte;
Als Blitz und Donner und Flut
Den Schnitter und Lämmerhirt kränkte.
Ich nahm die Cither, und sang:
„Die Strengen herrschen nicht lang.
„Wird wohl wieder kühl werden, hoff' ich."

Nicht zagt' ich, als es nun kahl
Und rauh ward am Hügel der Traube.
Die dürre Rebe stand kahl;
Der Winzer entfloh mit dem Raube.

Ich flog zur Kelter ihm nach,
Verließ den Weinstock und sprach:
„Wirst wohl wieder grünen; das hoff' ich!“

Mich neckt mit Groll und Verdruß
Mein rosiges liebes Thereschen.
Ich raubt' ihr jüngst einen Kuß;
Da stach mich das dornichte Röschen:
Denn nehmen läßt sie nicht gern!
Doch bleibt das Zagen mir fern:
Wird selber wohl geben; das hoff' ich!

Kretschmann.

Lüge und Einfalt.

Im strengsten Wintermonde lag
Mein Onkel tödtlichkrank zu Prag.
Da ritt ich mit des Sturmwinds Eilen
In Einem Tage dreißig Meilen.
Ihr stutzt? — Es war der längste Tag.

Haug.

Der Epheu und die Weinranke.

Asta.

Freundin, sieh die schöne Ulme,
Wie den Epheu sie umschwebt,
Der um ihre stolzen Wipfel
Seine grünen Kränze webt.

Schöner grünt ihr Stamm im Arme,
Den um sie der Epheu schlägt;
Schöner prangt der schwache Epheu,
Den die Kraft der Ulme trägt.

Elvira.

Aber sieh, schon stirbt die Krone,
Ausgezehrt durch fremde Pracht!
Das ist nicht das Bild des Herzens,
Das so glücklich ist als macht.

Schau, wie jene Rebenfälle
Dort den hohen Stamm umfängt!
Unverkümmert prangt die Ulme,
Die voll Purpurtrauben hängt.

Elisa.

Heilige Liebe.

Flammen ſchlagen über dir zuſammen
Und du fächelſt aus der Glut mir zu —
Reine ſind es, die vom Himmel ſtammen!
Wohl dir! Selig wie ein Gott biſt du!

Sie aus heil'gem Funken einſt geboren,
Welcher leuchtet, aber nicht verzehrt,
O ſie ſind des rohen Haufens Ohren
Nur ein Mährchen, das er ſtaunend hört.

Doch ſie haben Pſyche's zartem Flügel
Sanftre ſchön're Farben ausgehaucht.
Glänzender entſchwebt ſie dieſem Hügel,
Wenn ſie ſich ins Flammenmeer getaucht.

Aber fliehe jenes ird'ſche Feuer,
Schnell verzehrend deines Lebens Glück!
Denn dein Herz läßt dir dieß Ungeheuer
Ach! als todte Kohle nur zurück.

Emilie Gr. T.

Auf die Jubelhochzeit meiner Aeltern.

Am 22. Jul. 1806.

Der Geist der Zeit verlacht der Vorwelt Sitten,
Und höhnt die Schwester oft in Ernst und Scherz.
Wohl ist er ihr in Künsten vorgeschritten,
Doch, was der Kopf gewann, verlor das Herz.

Die Selbstsucht hat sich an den Platz gedrungen,
Wo Biedersinn vor grauen Jahren stand.
Die Falsche spricht mit glatten Doppelzungen,
Und kein Vertrag ist ihr ein heilig Band.

Ruhm sei der Zeit, die Euch, ehrwürd'ge Gatten,
Zum Altar sah mit Jugendschritten gehn!
Was damals Hand und Mund gelobet hatten,
Das hielt das Herz so fest, wie Berge stehn.

Es treten heut ein halbes Hundert Jahre
Als Zeugen auf, und melden Euer Lob.
Sie sahn, wie Euch zu einem Musterpaare
Ein seltner Bund von Tugenden erhob.

Ihr liebtet Euch nicht in den Blütentagen
Der Jugend nur, und auf des Glückes Bahn:
Ihr schlosset stets in kummervollen Lagen
Noch inniger Euch an einander an.

Ihr lebtet ganz für Eurer Söhn' und Töchter
Nicht kleinen Kreis, der um Euch her entstand.
Ihr waret unsrer Wohlfahrt treue Wächter,
Und führtet uns zum Glück mit sanfter Hand.

Euch gnügte, streng im eigenen Entsagen,
Ein mäßiges an Freuden armes Loos;
Doch war für uns ein hoher Wurf zu wagen,
So schien, fürwahr! kein Ofer Euch zu groß.

Ihr hättet selbst, bei eines Nothfalls Dringen,
Durch Heldentod das Leben uns gewährt:
Dem Vogel gleich, der, wie die Dichter singen,
Mit Strömen seines Bluts die Jungen nährt. —

Hoch stehet Ihr nun auf des Alters Warte,
Und blickt hinab ins tiefe Lebensthal.
Da liegt vor Euch, wie eine Länderkarte,
All' Eurer Werke ruhmbekränzte Zahl.

O möchtet Ihr noch lang hinunter schauen,
Von Enkelkindern jubelvoll umtanzt!
Hinunter in die hellen, grünen Auen,
Wo die Erinnerung Euch Rosen pflanzt.

Wer so, wie Ihr, auf des Gewissens Waage,
Stets wog und that, was gut und rechtlich war,
Dem bietet jeder Geist verlebter Tage
Der Seelenruh balsam'sche Blumen dar.

Und Engel winden sie dereinst zu Kränzen,
Die kühlend sich um seine Schläfe ziehn,
Und oben, wo die ewgen Sterne glänzen,
Um sein verjüngtes Haupt unendlich blühn.

Langbein.

Haß und Liebe.

Frage.

Sage, wie kömmt es? dir sprudelt in reichlicher Fülle des Witzes
Springquell im liebenden Scherz, der dir im Zorne versiegt.

Antwort.

Wiss', ein kleines Gebiet beherrschet der Haß mir im Herzen,
Und ein beschränkter Monarch ist er, mein ärmlicher Haß.
Wenig kriegrische Macht gehorcht ihm, des Witzes geflügelt
Heer entweichet', und dient einzig der Liebe zu Sold.

Louise Brachmann

An einen jungen Dichter.

Im Kuß der Phantaſien zu entbrennen,
In holder Tändelei, in ſüßer Brunſt,
Sich baden in der Wunderblüten Dunſt,
Sein Leben von dem Leben los zu trennen:

Wie möcht' ich ſolches Thun nicht Wolluſt nennen?
Das Daſeyn ſelbſt wird dir ein Werk der Kunſt,
Und ein Vergeſſen, eine Liebesgunſt;
Doch hüte dich, dir's ſelbſtiſch zu vergönnen.

Ward Mannheit dir, ward Liebe dir gegeben:
So wirf ſie in die Zukunft ein, in's Leben;
Nicht wucherlos vergrabe dein Talent.

In deiner Selbheit mußt du dich zerſtören,
Bis ſich der Geiſt in allem wiederkennt,
Und er der Welt, ihm mag die Welt, gehören.

Iſidorus Orientalis.

Päan an das Gold.

Dämon, Elementgeist oder Götze,
Der, so weit der Horizont sich streckt,
Zwar durch ungeschriebene Gesetze,
Doch die ganze Welt beherrscht und neckt!
Horch! dir tönt der Jugend bunter Flügel,
Wenn du ihn zum raschen Fluge schnellst!
Horch! dir knarrt des Alters Schloß und Riegel,
Wenn du reich in seine Kasten fällst!

Wenn der Mensch in stolzen Excellenzen
Nichts als Seinesgleichen nur erblickt,
Machst du, daß sogar mit Reverenzen
Sich der Bauer vor dem Kleide bückt;
Denn du schaffest leeren Prunkgewändern
Ehrfurcht, die dem Manne nur gebührt,
Und schmückst manchen Rock mit Stern und Bändern,
Den sonst wahrlich nichts von innen ziert.

Du verstopfest Präsidenten-Ohren;
Demosthene werden durch dich stumm;
Manchen Edel- Brav- und Klug-Geboren
Machest du unedel, blind und dumm;
Aber du ersetzest Ruhm und Würde,
Du erweckst Bewunderung und Neid;
Du erleichterst Schwachen ihre Bürde,
Lehrest Schwätzern selbst Verschwiegenheit.

Selbst der blinden Themis blind're Boten
Hat oft deine treue Hand geführt,
Hat des Richters Codex oft mit Noten,
An den Rand geschrieben, neu glossirt.
Krösus soll (so sagt der Text) verlieren:
Du gewährst ihm doch den Siegeskranz,
Wagt er's nur, durch dich zu appelliren,
Und an dich, als Anwald und Instanz.

Kornauspaschern schaffst du sichre Pässe;
Dir verstummt des Visitators Mund.
Wie im Friedens- so im Mauth-Congresse
War'st du oftmals der Entscheidungsgrund.
Selbst in Consistorial-Verhandlung
Mischt sich deine Gunst zuweilen ein,
Und des dürrsten Candidaten Wandlung
In den Bonzen, schufest du allein.

Kraftvoll wirket deine Macht im Kriege,
Wie man aus den Welt-Annalen sieht,
Macht, daß bald, nach schwer erkämpftem Siege,
Sich ein Ueberwinder rückwärts zieht.
Schanzen zu gewinnen, zu verlieren,
Ist für dich gar oft ein leichter Kauf;
Vestungsthore sprengt, wie Kammerthüren,
Rasch dein goldner Zauberschlüssel auf.

Alle Leidenschaften, alle Sinne
Stimmst du bald hinauf und bald herab.
Selbst der letzte Lohn der süßen Minne
Hängt sehr oft von deiner Willkühr ab.
Amor selbst, wenn deine Schätz' erklingen,
Weicht vor dir, als einem höhern Gott.
Konnte Zevs wohl Danaen bezwingen?
Doch die Spröde ward vor dir zu Spott.

Seht Thersiten, wie auf Brust und Rücken
Ihm der Höcker immer höher schwillt.
Möchte das! Allein, gelehnt auf Krücken,
Schreckt aus ihm der Jugendsünde Bild.
Seht, er hinkt zu Phyllis! Jung und eitel,
Wie sie ist, wird sie ihm wohl entfliehn?
Keineswegs!. sie weiß ja dich im Beutel,
Schließt die Augen, und umarmet ihn.

Lais, durch die Zeit nicht abgekühlet,
Immer noch ein Raub der Leidenschaft,
Gleich dem Herbstwind, der mit Blättern spielet,
Die er welken Aesten erst entrafft;
Lais bleibt, trotz Modeprunk und Schminken,
Zwar an Wang' und Lippe gelb und blau:
Aber du, Verwandler, darfst nur winken,
Und die Alte wird zur Jungefrau.

Aber halt! Die hehre, wunderschöne,
Hohe Wahrheit winkt! Die Melodie
Aller dir verkauften Saitentöne
Wird vor ihr zu bittrer Ironie.
Meine Cither weigert mir verwegen
Jeden fernern Schmeichelei-Versuch,
Und des Päans Harmoniensegen
Stirbt in dieser Dissonanzen Fluch:

Stolzer Baal, der nur Verlust und Strafen
Wirkt und schafft, statt Segen und Gewinn,
Auf! Verlaß die undankbaren Sklaven,
Geh zu darbenden Verdiensten hin!
Dankbar werden dich die Musen ehren,
Leihst du edlem Willen deine Macht!
Willst du, Blinder, aber auch nicht hören,
O so flieh zurück in deinen Schacht!

E. A. W. v. Kyaw.

Das Mutterhaus.

Wer kommt aus fernen Landen?
Es ist ein lieber Sohn;
Er ging in Freude wandern,
Viel Jahre sind es schon.

Und ging und suchte Neues
Weit in die Welt hinaus,
Und fand das Alte treuer,
Und kehrt' ins Mutterhaus.

Und hat es nun gefunden,
Und klopft mit Freuden an:
Die Thür ist still und dunkel,
Und wird nicht aufgethan.

Er ruft viel traute Worte
Den öden Hof entlang:
Da öffnet sich die Pforte
Als wie mit Schwerterklang.

Da hört er Geistesstimme,
Die fremd und furchtbar spricht,
Er sieht kein Aug darinnen
Und seine Mutter nicht.

Er sucht des Hauses Güter
Und was ihm vor bekannt,
Und findet eine Cither
An der bemoosten Wand.

In seine Arme weinend
Nimmt er das alte Gut,
Es klingen ihm die Saiten
Der Kindheit frohen Muth.

Und als die Saiten klingen,
Wird ihm das Herz so groß:
Er hört sich Ruhe singen,
Wie auf der Mutter Schoos.

Er hört der Mutter Stimme
Voll Einfalt, lieb und mild,
Er sieht im Abendlichte
Ihr ruhig trautes Bild.

Die Cither war entfallen,
Als er die Liebste sah;
Er eilt sie zu umfangen —
Und sie ist nimmer da.

G. A. H. Grambergs.

Die Liebe.

Was ist's, das jedem Raum belebt,
Und des Orion goldnen Wagen
Und jeden Stern emporgetragen,
Ins laue Meer des Aethers hebt?
Was aus des Lebens dunklen Quellen
Hervorgestrahlt in Lichtgestalt,
In Sonnenglut und Feuerwellen,
Vergeistigt durch die Himmel wallt?
Es ist der Liebe Götterkraft,
Die aus des Chaos wildem Treiben
Das Edle hat emporgerafft,
Und an bewegten Sonnenscheiben
Mit ihrem Stahl das Licht erschafft!

Allmächtig schwingt im Glutentanz
Durch alle Welten sie die Flügel;
Aus ihr, wie aus dem Feuerspiegel,
Sprühn Wonne, Freude, Licht und Glanz,
Und Myriaden Lebenskeime
Wirft sie mit jedem Flügelzug
Durch die entzückten stillen Räume,
In die ihr Blick Bewegung trug;
Und jegliches Gefühl, das sie
Wie ein Gedüft, der Brust entsendet,

Wird frei in zarter Sympathie,
Und selbstbewußt, ein Geist, vollendet,
Ein Ausfluß schöner Harmonie!

In Licht und Wärm' und Freiheit zieht
Die Göttin durch des Himmels Bogen;
Wo ihre Glut die Geister sogen,
Singt ihr die Schöpfung heiß ihr Lied.
Doch wo der Durst den Becher leert,
In den sie Balsamflut gegossen,
Da wird die Wonn' in Schmerz gekehrt,
Das Streben sinkt; der Geist verdrossen,
Nicht mehr entflammt von ihrem Kuß,
Nicht mehr gespornt von Lieb' und Leben
Zu hoher Freude Vollgenuß,
Vermag nicht mehr, sich zu erheben,
Er wird sich selbst zum Ueberdruß!

Pet. Fr. Kanngießer.

Thätigkeit.

In Ruh gesetzt, kann Olla doch nicht ruh'n.
Sein unabsehliches Geschäft ist nun,
Zu seh'n, was wir und Andre thun.

Haug.

Lied.

Es blüht in jenem Hüttchen dort
Ein Mädchen, engelschön.
Mich zieht ein heißes Sehnen fort,
Seitdem ich sie gesehn.

Ihr Blick ist sanft, er ist so mild,
Von Rosen schön umwallt.
Ich wähnte sie auf dem Gefild,
Doch war's nur Truggestalt.

Oft wall ich vor dem Hüttchen hin,
Doch selten seh' ich sie.
Ihr stiller Gruß ist Hochgewinn,
Und den versagt sie nie.

Und seh' ich jene Holde nur,
Nur einen Augenblick,
Dann wall' ich fröhlich auf die Flur
Und fröhlicher zurück.

Ich öffne stets den stillen Mund
Zum liebevollen Wort;
Doch nimmer thu' ich ihr es kund,
Und schüchtern wall' ich fort.

Jüngst aber sah ich lächelnd sie,
Und Liebe sprach ihr Blick.
O dieses Blicks vergeß' ich nie,
Es schuf mein höchstes Glück!

Wilhelm Graf zu Löwenstein.

Der Reisende und der Cicerone.

Ein Fremder ging mit seinem Cicerone
Durch ein gewundnes Felsenthal,
In dem das Echo siebenmal
Die Worte wiedergab. Im Dithyrambentone
Erhob der Mann die Seltenheit.
Freund, das ist eine Kleinigkeit,
Sprach jener; in dem Land, das ich bewohne,
Besitzt der König einen Saal,
Der seine Worte hundertmal
Und mehr noch wiederholt. — Herr, sprach der Cicerone,
Ihr spaßet, oder hält sich der Regent
Vielleicht ein Parlament?

Pfeffel.

Des Fremdlings Abendlied.

Mit Musik von Herrn Zelter.

Ich komme vom Gebirge her,
Es ruft das Thal, es rauscht das Meer;
Ich wandle still und wenig froh,
Und immer fragt der Seufzer: wo?

Die Sonne dünkt mich hier so kalt,
Die Blüte welk, das Leben alt,
Und was sie reden, tauber Schall;
Ich bin ein Fremdling überall.

Wo bist du, mein gelobtes Land,
Gesucht, geahnt und nie gekannt?
Das Land, das Land so hofnunggrün,
Das Land, wo meine Rosen blühn?

Wo meine Träume wandeln gehn,
Wo meine Todten auferstehn;
Das Land, das meine Sprache spricht,
Und alles hat, was mir gebricht?

Ich wandle still und wenig froh,
Und immer fragt der Seufzer: wo?
Es bringt die Luft den Hauch zurück:
„Da, wo du nicht bist, blüht das Glück!“

G. P. Schmidt.

Sängers Frühlingsleben.

Wilde Blumen will ich brechen
Auf der lichtbeglänzten Flur,
Aufgesäugt von Silberbächen,
Freie Kinder der Natur;
Denn des Frühlings zarte Hand
Streute Blüten auf die Felder
Und umzog die stillen Wälder
Mit dem grünen Lichtgewand.

Und zur heitern Morgenfeier,
In des Frühlichts Himmelglanz,
Flecht' ich um die treue Leier
Einen frischgewebten Kranz;
Denn der Opfer erstes sei
Ewig dein, geliebte Laute,
Holde, sinnige Vertraute
Meiner Jünglingsschwärmerei.

Durch die milden Frühlingslüfte
Irr' ich dann den Forst entlang,
In der Blumen frische Düfte
Misch' ich meinen Lenzgesang,
Und voll reger Lebensluft
Hüpft der Freude klare Welle,
Wie der Aether, leicht und helle,
Mir bacchantisch durch die Brust.

Auf des Berges Riesengipfel
Und im reichbeblümten Hain,
Wo der Eichen breite Wipfel
Wehend kühle Schatten streun;
Zu der Bächlein Silberklang,
Die auf den smaragdnen Wiesen
Lustig in die Fernen fließen,
Tönt mein freudiger Gesang.

Und die muntern Dörfner walten
Gern mit regem Lebenssinn
In des Waldes grüne Hallen
Zum verwandten Sänger hin,
Wenn der Lüfte Aetherflug
Leise wehend auf und nieder,
Seiner Laute helle Lieder
Lockend in die Fernen trug.

In dem Schatten dunkler Bäume
Ruhend auf dem weichen Grün,
Lassen sie die heitern Träume
Leichtbeschwingt vorüberfliehn;
Und der Leier Hymnenklang
Lichtet sanft des Geistes Trübe:
Denn des Sängers Lied ist Liebe
Und allmächtig der Gesang.

Aber wenn die blaue Ferne
Matt im bleichen Duft verschwimmt,
Wenn der Mond, das Heer der Sterne,
Durch die stillen Wolken glimmt —
In der abendlichen Ruh
Flieg' ich mit beeiltem Schritte
Jauchzend dann der niedern Hütte,
Kypris! deinem Tempel zu!

Und voll Sehnsucht und Verlangen
Stürm' ich an das theure Haus.
Heimlich kommt's herangegangen,
Späht bedächtig nach mir aus,
Und fragt leise: ob ich's bin?
Und es öffnet dann die Pforte
Schnell mit süßem Liebesworte
Mir die traute Pförtnerin.

August Kuhn.

Trost der Religion.

Der Mensch.

In die Felsenritzen flieht die Taube,
Wenn der Geier ihrem Leben droht,
Doch die Seele, wildem Schmerz zum Raube,
Findet keine Zuflucht in der Noth.
Wohin, Rettung flehend, eilen?
Wer will Schutz mir vor mir selbst ertheilen?

Die Religion.

Komm in meine Arme
Wild umher getrieben!
Daß ich mich erbarme:
Lerne leben, lieben!
Frieden bietet dir mein Schoos,
Kettet von der Qual dich los.

Der Mensch.

Ach! mir ist so plötzlich wohl geworden,
Ruhe hat gestärkt mein ganzes Seyn;
Um mich tönt's in freundlichen Akkorden,
Und der Wiederklang in mir ist rein.
O daß doch für diese Erde
Nie dein Busen mir verschlossen werde!

Die Religion.

Wen ich aufgenommen
Halt' ich fest auf immer,
Herz! sei unbeklommen,
Denn ich laß dich nimmer.
Gieb dich hin der Seligkeit
Deine ganze Lebenszeit.

Der Mensch.

Aber wenn des Körpers Bande reißen,
Wenn verlischt der Strahl des Lebenslichts,
Wirst du dann nicht hart mich von dir weisen,
Mich verstoßen in das Graun des Nichts?
Hoher Wonne jetzo trunken,
Bin ich doppelt schmerzlich dann versunken.

Die Religion.

Laß dich dieß nicht quälen!
Ewig ist mein Walten,
Ewig sind die Seelen,
Fliehn laß die Gestalten:
Zu dem unermeßnen Glück
Bring' ich Gotte dich zurück.

Theodor Hell.

Treue des Glücks.

Nach einer wirklichen Begebenheit erzählt.

„Das Glück bleibt mein treuer Diener!“ rief mit stolzer Sicherheit der Graf von Tannenfels, als er die Nachricht von dem unerwarteten Tode seines letzten, kinderlosen Lehnsvetters erhielt, wodurch sein schon sehr großer Reichthum unermeßlich wurde.

Als der jüngere Sohn eines reichen Vaters, von dessen Lehngütern er nichts zu erwarten hatte, ging er in früher Jugend schon in Militärdienste, kam mit zufälligem Ruhm bedeckt, ohne eine einzige Wunde, aus zehn blutigen Schlachten zurück, stieg mit fliegender Eile von einer Stufe der Ehre zur andern, und beerbte unverhofft seinen ältern Bruder, der zu Hause im tiefsten Frieden als Bräutigam an einem Fieber starb. Alte und junge Vettern und Muhmen schienen sich seit jener Zeit recht zu beeifern, ihn durch ihren Tod immer reicher zu machen; er gewann die zweideutigsten Processe; die

gewagtesten Unternehmungen fielen zu seinem Vortheile aus; das schönste und tugendhafteste Mädchen seines Vaterlandes wurde seine Gemahlin, und machte ihn zum Verwandten der angesehensten Familien und zum Vater eines Sohnes und einer Tochter, in deren geistigen und körperlichen Anlagen die Natur ihre verschwenderischen Kräfte fast erschöpft zu haben schien.

Mit stolzer Sicherheit nannte er daher, bei dem Tode seines letzten Lehnsvetters, das Glück seinen treuen Diener; und als seine Gemahlin ihn bei dieser Gelegenheit mit sanft ermahnendem Tone bat, sich seines Glücks nicht zu überheben, damit er desselben auch immer würdig bliebe, erhob er sich mit noch stolzerm Tone, als vorher, und sagte: „das „Glück ist ein Weib, das seinen kühnsten Liebhaber „in der Regel am meisten begünstigt. Ich will es „in Fesseln legen, daß es mir dienen soll, wie eine „Sklavin.“ — Und zu seinem anwesenden Sohne Otto, dem schon sehr kecken Jünglinge, sprach er: „Geh du nur immer recht sicheren Trittes deine „Bahn, wie dein Vater! Wer kühn und stark ge„nug ist, das Glück zu beherrschen, der ist seiner „würdig, und dem muß es auch treu bleiben, bis „ans Ende.“

Aber das Glück lachte dieser Worte des Uebermuths; und die bescheidnere und weisere Gräfin, als ob sie das drohende Hohngelächter hörte, ging, voll banger Ahnung, seufzend hinweg. Sie eilte zu der sanften aufblühenden Tochter, schloß sie voll zärtlicher Wehmuth in ihre mütterlichen Arme, und sagte zu ihr mit herzlichem Tone: „O, Amalie! „verlaß dich auch auf das schmeichelndste Lächeln des „Glückes nicht! Je freundlicher es dir winkt, desto „bescheidner und schüchterner folge du ihm, damit „du nicht zu schmerzlich erschrickst, wenn es dich viel„leicht plötzlich verläßt!“ —

So strebte der Vater den Sohn, und die Mutter die Tochter, Jedes auf seine eigne Weise, zu bilden; und Jedes fand in dem Gemüthe seines Zöglings einen sehr empfänglichen Boden, in welchem der eingestreute Saame tiefe Wurzeln schlug. —

Der Graf baute Plan auf Plan zum immer blendenderen Glanze seines Hauses. Schon im Jünglingsalter sollte sein Sohn ein Ziel des Ruhms und der Ehre erjagen, wie es nur selten der reife Mann zu erkämpfen vermag. Doch Otto erreichte statt dessen sehr früh ein ganz anderes Ziel, welches seines Vaters ehrgeizigen Planen mit ihm auf immer ein Ende machte.

Otto mußte nach einem der glänzendsten Höfe Europa's eine weite Reise machen. Der Stolz des Vaters gestattete ihm keinen ältern, Rath gebenden Führer, so sehr sein jugendlicher Ungestüm ihn auch bedurfte. Ganz selbstständig und unabhängig sollte er überall erscheinen; nur Eduard von Hellberg, sein frühester Jugendfreund, dessen Mutter, seit sie Witwe geworden war, als die vertrauteste Freundin der Gräfin, ununterbrochen auf dem gräflichen Schlosse wohnte, durfte sein Reisegefährte seyn.

Die beiden Freunde liebten einander herzlich; doch gab Otto's ungezähmte Hitze Veranlassung zu manchem lebhaften Streite, der indessen gewöhnlich fast eben so schnell wieder vergessen, als entstanden war. Aber endlich einmal, nachdem sie Monathe lang die Freuden und Gefahren ihrer Reise brüderlich mit einander getheilt hatten, in einer unglücklichen Stunde, da Otto's warmes Blut durch Wein noch mehr erhitzt war, erhob sich zwischen ihnen ein schnellauflodernder, sehr lebhafter Zwist, der durch ein zufälliges Mißverständniß so ernstlich wurde, daß Otto sich so weit vergaß, seinen Degen zu ziehen. Eduard weigerte sich mit besserer Entschlossenheit, ein Gleiches zu thun; und schwur, daß er lieber sich unbewafnet tödten lassen, als das scheußliche Schau-

spiel eines Zweikampfes zwischen zwei treuen Jugendfreunden geben wolle. Doch er brachte seinen erbitterten Freund hierdurch nicht zu einer bessern Besinnung, sondern lenkte nur obendrein noch beschimpfende Spottreden von einigen anwesenden Brauseköpfen, die ihn für feig hielten, auf sich. Da er meinte, daß er diese nicht, auf Kosten seiner Ehre, zu schonen brauche, zog er nun gleichfalls seinen Degen, indem er ihnen erklärte, daß er dem Ersten dem Besten, der ihn noch ferner als muthlos verhöhnen werde, auf der Stelle die gehörige Antwort geben wolle. Augenblicklich stellte sich ihm ein dreister Kampflustiger entgegen; doch hierüber noch erbitterter, als zuvor, stieß Otto diesen zurück, und drang fechtend mit den Worten auf Eduard ein: „Solch eine Verachtung ertrag' ich nicht!“

Eduard wich zurück; und als er dieß nicht mehr konnte, bediente er sich seines Degens nur zur nothwendigsten Vertheidigung. Nach wenig Sekunden hatte er eine leichte Wunde erhalten. Jetzt überlief ihn ein rascher Zorn, und einen Augenblick drang er angreifend auf Otto'n ein. Doch eben im Vertheil, sich durch eine Gegenverwundung rächen zu können, hielt er plötzlich seinen Stoß zurück, und vertheidigte sich wieder blos mit seiner vorigen Besonnenheit.

Diese auffallende Schonung vollendete Otto's Erbitterung. Eben schwur er, daß er nicht geschont seyn wolle, als er das Blut aus Eduards Wunde erblickte. Jetzt mischte in den glühenden Zorn sich plötzlich ein lebhaftes Gefühl von Liebe, Mitleiden, Beschämung und Reue. „Bei Gott! du mußt auch „mich verwunden!“ rief er, mit einer Thräne im wildflammenden Auge; und da Eduard ihm ruhig erwiederte: „das thu' ich nicht!“ stürzte er mit absichtlichem Ungestüm seine Brust gegen Eduards Degenspitze, und sank dann mit einem dumpfen Ausrufe des Schmerzes zu Boden.

„Das ist abscheulich!“ stammelte Eduard, und starrte eine Weile in dumpfer Betäubung den Blutstrom an, der aus dem verletzten Herzen seines Jugendfreundes quoll. Der Angstruf der Anwesenden: „Er stirbt! er stirbt!“ brachte endlich den unschuldigen Mörder zur allerschmerzlichsten Besinnung. Mit den ausdrucksvollsten Tönen der Liebe und der Verzweiflung versuchte er es, den zuckenden Sterbenden ins Leben zurück zu rufen; doch nur zu bald verschwendete er seine Worte und Küsse an einen gefühllosen Leichnam. Als er hiervon überzeugt war, ergriff er mit sprachloser Heftigkeit seinen Degen, und taumelte damit ins Nebenzimmer, um ihn

in seine eigene Brust zu stoßen. Allein die Anwesenden eilten ihm nach, und verhinderten eine zweite gräßliche That. Sie wollten ihm zu einer schnellen Flucht behülflich seyn; aber ihr Zureden war vergeblich. Mit unerschütterlicher Festigkeit überlieferte er sich selbst der Obrigkeit zur Gefangennehmung und möglichst strengen Bestrafung. Er klagte sich wiederholt als den Mörder seines Freundes an, in der Hofnung, hierdurch ein Todesurtheil von seinen Richtern zu erzwingen. Doch die einstimmige Aussage aller Augenzeugen vereitelte diese Absicht seiner Verzweiflung, und wider seinen Willen ward er für unschuldig erklärt und wieder in Freiheit gesetzt.

Nun wollt' er den Tod auf einem Schlachtfelde suchen, und nahm Dienste bei der * * schen Armee, die eben im Felde stand. Er erreichte auch hier das Ziel nicht, was er suchte, und kehrte nach Jahr und Tag unverwundet von dem Schauplatze des Krieges zurück; aber die Thätigkeit, zu welcher er gezwungen gewesen war, die mancherlei Begebenheiten, die er erlebt, das bunte Gewühl von fremden Gegenden und Menschen, die er kennen gelernt hatte, waren von wohlthätiger Wirkung auf seinen Gemüthszustand gewesen. Er war mit Gewalt von dem Gegenstande seines Kummers abgezogen worden, und

er hatte hierdurch nach und nach das gehörige Maaß von Fassung und Ruhe wieder erhalten, um seinem Schmerze nicht mehr zu solchen Ausschweifungen, wie ehemals, Raum zu lassen. — Eine tiefe Trauer um den so schrecklichen Verlust seines geliebten Jugendfreundes, mit dem so viel stolze Hofnungen und so ausgezeichnete Anlagen plötzlich vernichtet waren, blieb unverscheuchbar in seinem Herzen zurück; allein das Bewußtseyn seiner Unschuld und das Gefühl einer pflichtmäßigen Selbsterhaltung erhoben sich immer lebendiger in ihm. Er faßte wieder Muth zum Leben und zu einer nützlichen Thätigkeit; nur bedurfte sein Herz, um ihn sich selbst und der Welt ganz wieder zu geben, noch eines beruhigenden Zuspruchs, oder, wie er es nannte, einer aussöhnenden Vergebung, aus dem Munde seiner eignen geliebten Mutter, und der Aeltern und der Schwester des Getödeten.

Eduard ahnete nicht, was für Hinderniße diesem Verlangen entgegenstanden; noch weniger, wie theuer er die Befriedigung desselben werde bezahlen müssen, denn ihm war bis jetzt noch ganz unbekannt geblieben, was die Nachricht von Otto's Tode auf dem gräflichen Schlosse für Veränderungen hervorgebracht hatte.

Die Gräfin und Amalia hatten reine Schmerzenstränen um den verlornen Sohn und Bruder geweint. Frau von Hellberg theilte nicht allein mit ganzem Herzen diesen Kummer, sondern litt auch unter einem viel ungeheurern, indem sie — der ersten, unvollständigen Nachricht gemäß — ihren Sohn für einen sehr strafbaren Freundesmörder hielt. Aber in der Seele des stolzen, vom Glücke so lange verwöhnten Grafen ward der Schmerz zum Zorn, und er schien überhaupt weniger über den Verlust eines geliebten Sohnes betrübt, als über die unerwartete Vernichtung seiner ehrgeizigen Plane und Hofnungen erbittert zu seyn. Ohne weitere Prüfung der Schuld oder Unschuld des unglücklichen Mörders, faßte er gegen denselben einen kalten, unversöhnlichen Haß, dessen nächste Folge es war, daß Frau von Hellberg sich veranlaßt sah, das Schloß, wo sie, eine lange Reihe von Jahren, so glücklich gewesen war, zu verlassen, und sich in eine höchst traurige Einsamkeit zurück zu ziehen. — Weder die aktenmäßig erwiesene Unschuld Eduards, noch der tiefe Gram der edeln Gräfin, welcher die Trennung von ihrer schwesterlichen Freundin eine zweite tödtliche Wunde schlug, vermochte, dem Grafen mildere Gesinnungen einzuflößen. Er schien es

nicht zu bemerken, wie die körperlichen Kräfte seiner Gemahlin nach und nach hinschwanden, bis es nicht mehr bezweifelt werden konnte, daß das Krankenlager, auf welches sie gesunken war, ihr Sterbelager seyn werde.

Jetzt kehrte, auf seine eigne schriftliche Einladung, Frau von Hellberg nach dem Schlosse zurück, um ihrer Freundin wenigstens noch die letzten Tage ihres Lebens durch schwesterliche Liebe und Pflege zu versüßen. Die Gräfin erkannte dieses mit warmer Dankbarkeit; und in ihrer Todesstunde, da ihr Gemahl durch ihren rührenden Abschied ungewöhnlich erschüttert war, und Amalia fast in Thränen zerfloß, ließ sie sich von ihm das feierliche Versprechen geben, daß Frau von Hellberg bis zu Amaliens einstiger Vermählung, als die mütterliche Freundin und Führerin derselben, auf dem Schlosse bleiben solle. Der Graf sagte mit Hand und Mund die Erfüllung dieser Bitte zu; und da sie ihr liebstes Kleinod nun so guten Händen anvertraut wußte, lächelte die Sterbende ruhig und furchtlos dem Augenblicke entgegen, der die Welt in ihr viel zu früh einer der herrlichsten Zierden ihres Geschlechts beraubte.

Frau von Hellberg ehrte den letzten Wunsch ihrer Freundin auf das heiligste; Amalie schloß sich

mit kindlicher Liebe und Zutraulichkeit an die zärtliche Stellvertreterin der verlornen Mutter; und auch den Grafen gereute, bei ruhiger Ueberlegung, sein gegebenes Versprechen nicht, weil selbst der Anstand es forderte, daß die sechzehnjährige verwaiste Tochter eine würdige Frau, wofür Frau von Hellberg allgemein bekannt war, als Aufseherin oder Gesellschafterin erhielt. Er erklärte sich daher gegen diese, nach dem Begräbniß seiner Gemahlin, auf eine für sie sehr genugthuende Weise; nur machte er, mit strenger Unversöhnlichkeit, die kränkende Bedingung dabei, daß sie auf seinem Schlosse von ihrem Sohne nie einen Besuch annehme. Frau von Hellberg konnte vor Wehmuth hierauf nichts erwiedern, als: „das Schicksal hat es schon unnöthig gemacht, dieser harten Bedingung eine Einwendung entgegen zu setzen.“ Sie war nehmlich damals gerade durch die falsche Nachricht getäuscht, daß ihr Sohn in einer Schlacht geblieben sei; daher war ihr jene Bedingung nur eine schmerzliche Erinnerung, ohne daß es ihr einfiel, es könne jemals ihre mütterliche Liebe mit dem unversöhnlichen Hasse des Grafen in einen gefährlichen Widerspruch gerathen.

In diesem halb schmerzlichen, halb beruhigenden Irrthume lebte sie mehrere Monathe lang mit lie-

bevoller Gewissenhaftigkeit und Treue nur für ihre übernommene Pflicht. Der Graf suchte sich unterdessen auf mehreren kleinen Reisen zu zerstreuen, und kehrte nur dann und wann auf sein Schloß zurück, um die Stille desselben plötzlich durch ein geräuschvolles Fest zu unterbrechen, und es dann eben so plötzlich wieder zu verlassen. Ohne seine Gemahlin jemals zärtlich geliebt zu haben, vermißte er sie jetzt doch recht sehr, denn sie war ihm nicht allein in jeder einsamen Stunde als geistvolle Gesellschafterin höchst schätzbar, sondern auch in jedem größern Kreise durch ihre alles bezaubernde Liebenswürdigkeit der stete Triumph seiner Eitelkeit gewesen. Er konn. es nicht bergen, wenn er es gleich nie eingestand, daß er die entstandene Lücke fortdauernd fühlte. Von einer zweiten Vermählung hielten ihn aber zwei sehr verschiedene Gründe ab. Der erste war, daß er zu oft erklärt hatte, er habe die Krone aller Weiber errungen, deren Stelle nie würdig ausgefüllt werden könne; der zweite war, daß er eine möglichst glänzende Vermählung seiner Tochter jetzt zum Hauptziele seines Stolzes gemacht hatte, und daß er deswegen sein ungeheures Vermögen, als eine höchst seltene Mitgift, ganz unzersplittert erhalten wollte.

Es konnte nicht fehlen, daß Amalie nicht nur die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich zog, sondern auch tausendfältige, wenn gleich größtentheils hofnungslose, Wünsche aufregte. Im höchsten Grade liebenswürdig durch körperliche Schönheit, durch einen fein gebildeten Geist und durch die einnehmendsten Tugenden ihres Geschlechts war sie schon durch sich selbst ein Kleinod von so unschätzbarem Werthe, daß sie des Reichthums ihres Vaters gar nicht bedurfte, um überall, wo sie erschien, die lebhafteste Bewunderung und Sehnsucht zu erregen. Vielmehr würden Bewunderung und Liebe ihr noch weit häufiger und vertrauenboller gehuldigt haben, wenn nicht in eben dem Maaße, als ihre Persönlichkeit anzog und fesselte, der blendende Glanz ihres väterlichen Reichthums Jeden, der nicht auf einer ähnlichen Höhe äußerer Verhältnisse stand, weggeschreckt und zurückgescheucht hätte. Je höher und glänzender die Stufe ist, auf welche der Mensch von dem Schicksal gestellt wird, desto einsamer steht er da, und desto frostiger ist die Luft, die ihn umweht. Die Gipfel der hohen Berge schimmern und glänzen herrlich in der Ferne; aber klimmt man hinauf zu ihnen, so steht man auf Schnee und Eis, welchem nur das Morgen- und Abendroth einen flüchtigen, trü-

gerischen Rosenschimmer leiht. Sucht man nach Lauben von Rosen und Myrten, so muß man hinabsteigen in ein stilles, glanzloses Thal. —

Amaliens kindliches, noch von keiner Leidenschaft beunruhigtes Herz fing nur erst an, dieß leise zu ahnen, da Frau von Hellberg für nöthig fand, ihr manchen Wink darüber zu geben, wie sehr sie, als die Tochter eines so reichen Vaters, der Gefahr ausgesetzt sei, durch Liebe heuchelnde Geld- und Ehrsucht getäuscht zu werden. Weit entfernt davon, in den Fehler eines übertriebenen Mißtrauens zu verfallen, ward Amalie hiedurch doch gehörig aufmerksam auf sich selbst gemacht, um ihr Herz vor einer gefährlichen Leidenschaft gegen irgend einen unwürdigen Schmeichler zu bewahren. Ohne kalten Stolz oder zurückstoßenden Uebermuth, wovon ihr kindlich schönes Gemüth durchaus frei war, ließ sie daher tausend Schmeichelworte an ihren Ohren vorüber gleiten, ohne sie zu beachten, wich einer Menge zudringlicher Annäherungen mit schüchterner Vorsicht aus, und erstickte auf diese einfache Weise nicht wenig Plane, die auf sie gemacht wurden, schon in der Geburt.

Ihr Vater gab diesem Benehmen seinen vollen Beifall, wiewohl in einem ganz andern Sinne, als

Amalie sich dasselbe zum Gesetz gemacht hatte. Auch war er nichts weniger als unzufrieden, da sie gegen einige förmliche Bewerber um ihre Hand die entschiedenste Abneigung äußerte; vielmehr schmeichelte es seinem Stolze, daß er den Söhnen der reichsten und angesehensten Familien, deren Wünschen man überall entgegengekommen seyn würde, eine abschlägige Antwort nach der andern geben konnte. Er glich dem Besitzer eines außerordentlichen Kleinods, der mit der wachsenden Zahl der bietenden Liebhaber seine Foderung immer muthiger steigert. — Der glänzendste Antrag machte ihn immer nur Hofnung zu einem noch glänzenderen; und so geschah es, daß seine und Amaliens Beschlüsse, trotz der größten Verschiedenheit ihrer Ansichten und Zwecke, eine geraume Zeit, ohne allen Zwang und Mißmuth von der einen oder der andern Seite, gänzlich gleichlautend ausfielen.

Auf einmal erschien, bei Gelegenheit eines rauschenden Jagdfestes, der Prinz von S** auf dem gräflichen Schlosse. Amalie saß bei der Tafel an seiner Seite, und fesselte seine Aufmerksamkeit in nicht geringem Grade, ohne es zu wissen und zu wollen. Dem Grafen entging es aber nicht, und er baute darauf eine Hofnung, die seine bisherigen,

stolzesten Wünsche fast noch überflog. Er gab Amalien einen leisen Wink hievon, den sie jedoch nicht verstand, oder nicht verstehen wollte. Der Prinz erschien zum zweiten und zum dritten Male, und ließ es nicht undeutlich merken, daß Amalie die Ursache seiner wiederholten Besuche sei; allein in dem Maaße, als hierüber die heimliche Freude ihres Vaters zunahm, mehrte sich ihre Verlegenheit. Ihr feiner, richtiger Sinn ersetzte nehmlich, was ihr an Alter und Erfahrung abging; daher empfand sie bei jedem erneuerten Besuche eine immer stärkere Abneigung gegen den Prinzen, der, ungeachtet seiner glatten, liebenswürdigen Außenseite, es doch nicht ganz verbergen konnte, daß er eigentlich nichts, als ein sehr hartherziger, selbstsüchtiger Wüstling war. —

In dieser wichtigen Zeit, da Amaliens künftiges Wohl oder Wehe bedenklicher, als jemals auf dem Spiele stand, und Frau von Hellberg hierüber eben sehr ernstlich bekümmert war, erhielt diese auf das unerwarteste von ihrem todtgeglaubten Sohne einen Brief. Er meldete ihr seine glückliche Rückkehr aus dem Kriege; er schilderte seine lange finstre Verzweiflung; er versprach zu leben und thätig zu seyn; aber er betheuerte auch, daß ihm zu seiner Ruhe die Verzeihung der gräflichen Familie unum-

gänglich nothwendig sei. Er sprach mit hinreißender Rührung von seiner Sehnsucht nach einer baldigen Wiederumarmung seiner geliebten Mutter; er entdeckte am Schlusse, daß er nur noch eine Poststation entfernt sei, und mit der schmerzlichsten Ungeduld die Erlaubniß erwarte, auf dem Schlosse erscheinen zu dürfen. — Eingelegt war auch ein Brief an den Grafen und die Gräfin, worin er mit dem tiefsten Schmerze von dem unglücklichen Tode ihres Sohnes sprach, und auf die herzergreifendste Weise bat, ihm durch ein Wort der Verzeihung wenigstens einen Theil seiner Ruhe wieder zu geben.

Frau von Hellberg hatte für den ersten Augenblick nur Eine Empfindung: die der lebhaftesten Freude, daß ihr Sohn nicht in der Schlacht geblieben war, sondern lebte. Sie rief laut nach Amalien, um eine Theilnehmerin an ihrem Entzücken zu haben. Statt dieser trat der Graf ins Zimmer, der zufällig vorübergegangen war und das ungewöhnlich laute Rufen gehört hatte. Der glücklichen Mutter däuchte seine unerwartete Erscheinung eine absichtliche, wohlthätige Schickung des Himmels zu seyn. Ohne den mindesten Zweifel, daß auch ihn ihre Freude sehr lebhaft ergreifen werde, rief sie ihm entgegen: „Er lebt! er lebt!“

„Das weiß ich," erwiederte der Graf, mit kaltem Ernst.

„Ach, nein! Sie wissen nicht, wer! Ich meine „meinen Sohn! meinen Eduard!" fuhr Frau von Hellberg fort.

Mit einem finstern Blick und noch kälterem Tone, als vorher, sagte der Graf: „Ich habe das lange „gewußt."

„O Gott!" unterbrach ihn Frau von Hellberg wieder — „und Sie haben mir armen Mutter es „verschwiegen!"

Mit immer finstrerem Blick antwortete der Graf: „Ich glaubte, Sie wären schon längst hiervon unterrichtet; und ich hielt Ihr Stillschweigen über „diesen Gegenstand für die nöthige Discretion."

Jetzt erst dachte die freudetrunkene Mutter an des Grafen unversöhnlichen Haß, und der erste bittre Wermuthstropfen fiel in den süßen Becher ihres Entzückens. Ein plötzliches Verstummen war die Folge hievon; doch eine lebhafte Hofnung gab ihr bald die Sprache wieder, und sie reichte dem Grafen, mit einer vertrauenvollen, herzlichen Bitte, den Brief ihres Sohnes hin. Aber er schob, mit unveränderter Kälte, ihre Hand zurück, ohne den

Brief eines Blickes zu würdigen, und sagte, mit der finstersten Härte: „Ich hoffe, Sie haben die Bedin„gung nicht vergessen, unter welcher wir unsre „jetzige Verbindung knüpften. Auch werden Sie „wissen, daß ich nie zurücknehme, was ich einmal „erklärt habe.“

Ungerührt von dem bittern Schmerze des tief verwundeten Mutterherzens, ging er hinweg, ohne eine Antwort von ihr abzuwarten. Was hätte sie ihm auch sagen sollen? Sie wußte, wie unversöhnlich er haßte; sie kannte die unerbittliche Härte, mit welcher er immer auf der strengsten Unwiderruflichkeit seiner Ausspräche und Beschlüsse bestand, um seine männliche Festigkeit keinen Augenblick zweifelhaft zu machen: was sollte sie also noch für Worte an ihn verschwenden? Sie mußte ihn hinweg gehen lassen mit dem elenden Triumphe, ihre Freude in Kummer verwandelt zu haben; und nur ein Thränenstrom sprach, nach seinem Verschwinden, ihre Gefühle aus.

Bald darauf trat Amalie ins Zimmer. Sie las die Briefe, sie hörte die Erklärung ihres Vaters, und warf sich weinend an die Brust der geliebten Pflegemutter. Lange hörte man nichts, als ihr beiderseitiges leises Schluchzen. — „Du liebst mich

„doch noch?“ waren die ersten, schüchternen Worte, womit Amalie endlich die Stille unterbrach.

„O Amalie!“ erwiederte Frau von Hellberg — „wenn ich dich nicht, wie eine Tochter liebte, und „mir das Vermächtniß deiner sterbenden Mutter „nicht über alles heilig wäre: würde ich wohl noch „einen Augenblick hier verweilen?“

Amalie drückte ihren Dank mit dem herzlichsten Kusse aus, dann aber sagte sie: „Zürne auch mei„nem Vater nicht, sondern bedaure ihn! Er ist ge„wiß sehr unglücklich: sonst könnt' er nicht so uner„bittlich seyn.“

„Herrliches Mädchen!“ rief Frau von Hellberg — „mit welcher Ansicht beschämst du mich! du „hast Recht: dein Vater ist ärmer und unglückli„cher, als ich! Hab' ich nicht in dir eine Tochter? „und lebt mein Eduard nicht? Aber dein Vater, „hat keinen Sohn mehr!“

Nach einer kleinen Pause fuhr sie fort: „Ich „will mich drein fügen. Um meinen Eduard zu „sehn — wenn es auch nicht gleich jetzt und nicht „hier geschieht — findet sich vielleicht über kurz oder „lang ein Ausweg; doch dein Vater sieht seinen „Otto nie und nirgends wieder!“

Es war eine große Empfindung, von der sie ergriffen war, denn selbst ihre mütterliche Sehnsucht nach der Umarmung ihres Sohnes mußte derselben weichen. Erst als sie, zur Beantwortung des erhaltenen Briefs, die Feder ergriff, begann sie deutlich zu fühlen, zu welchem Opfer sie sich entschlossen habe. Ihre Hand zitterte heftig und immer heftiger, so daß sie lange nicht schreiben konnte; allein sie sammelte ihre Kräfte wieder zu dem schweren Siege über sich selbst, und schrieb ihrem Sohne, daß sie, trotz ihrer unaussprechlichen Sehnsucht, ihn nicht sehen und sprechen könne.

Eduards Antwort war voll erneuerter, leidenschaftlicher Verzweiflung. Er wiederholte auf das flehentlichste seine vorige Bitte, und schwur, daß sein Herz, ohne die Gewährung derselben, keiner Beruhigung fähig sei. Frau von Hellberg faßte jetzt den Entschluß, sich, unter einem schicklichen Vorwande, auf ein paar Tage von dem Grafen zu beurlauben, und die kleine Reise zu ihrem Sohne zu machen, um ihn von allem Vorgefallnen und von ihrer gegenwärtigen Lage umständlich zu unterrichten, und ihn durch ihre mütterlichen Zuredungen zu beruhigen. Doch, indem sie die ersten Vorbereitungen hiezu treffen wollte, kündigte der Graf Amalien an,

daß der Prinz auf einige Tage zum Besuch kommen werde. Er begleitete diese Ankündigung nicht nur mit einigen Bemerkungen über das schmeichelhafte Wohlwollen des hohen Gastes, sondern auch mit mancher bedeutenden Vorschrift über Amaliens nothwendiges Benehmen gegen denselben, woraus diese mit Schrecken erkannte, daß auf sie ein Plan im Werke sei, den ihr innerstes Gefühl für durchaus unheilbringend erkannte.

Sobald ihr Vater geendet hatte, eilte sie zur Frau von Hellberg, und warf sich, mit dem Ausruf: „Jetzt, Mutter, steh mir bei!“ in die offnen Arme derselben. — Frau von Hellberg hörte die böse Neuigkeit; sie fühlte augenblicklich, wie unumgänglich nothwendig in den nächsten Tagen ihre ununterbrochene Gegenwart auf dem Schlosse sei; und mit zerrißnem Herzen schrieb sie zum zweiten Male an ihren Sohn, daß sie ihn nicht sehen und sprechen könne.

Sie hatte zwar hinzu gesetzt, daß sie auf Mittel und Wege sinnen wolle, ihn so bald als möglich für die jetzige abschlägige Antwort zu entschädigen; allein Eduard hielt diesen Zusatz nur für eine täuschende Hinhaltung, und gab die Hofnung, seinen

sehnlichsten Wunsch erfüllt zu sehen, mit bitterm Unmuth auf. Ein Zeitungsblatt, das ihm in die Hände fiel, veranlaßte ihn zu einem raschen, verzweiflungsvollen Entschlusse; und sogleich verließ er seinen jetzigen Aufenthaltsort, und eilte nach einer andern Gegend, um eine neue, gefahrvolle Laufbahn zu beginnen, die seinem finstern Gram ein gewaltsames Ende machen sollte.

Unterdessen war der Prinz pünktlich eingetroffen, und ihm zu Ehren jagte ein Fest das andere mehrere Tage lang. Wäre Amalie eitel gewesen, so würde sie sich sehr glücklich gefühlt haben; denn der Prinz, um welchen sich alle diese Feste eigentlich drehen sollten, wußte, mit feiner Gewandheit, sie beständig zur Königin derselben zu machen. Doch, anstatt sich hiedurch geschmeichelt zu fühlen, ward Amalie in dem nehmlichen Verhältnisse verlegner und ängstlicher, als sie den Prinzen immer schmachtendere und ihrem Vater immer unzufriednere Blicke auf sich heften sah. Der Stolz des Letztern würde ihr freilich nicht verziehen haben, dem Prinzen auf eine sehr zuvorkommende Weise zu begegnen; allein die unverkennbare Kälte, womit sie fortdauend die immer wärmern Huldigungen desselben aufnahm, widersprachen dem Plane des Grafen zu sehr, als

daß er dadurch nicht hätte, wenigstens in seinem Innern, sehr verstimmt werden sollen.

Als der Prinz sich endlich plötzlich entfernte, ohne sich ernstlich erklärt zu haben, erreichte der Unmuth des Grafen einen sehr hohen Grad, hingegen Amalie athmete wieder freier auf, denn die Hoffnung des Einen und die Befürchtung der Andern schienen nun sehr voreilig und ungegründet gewesen zu seyn. Doch sehr bald wurden Beide durch die unerwartete Neuigkeit überrascht, daß der Prinz für eine unverhältnißmäßig große Summe ein kleines Landgut gekauft habe, welches unmittelbar an den Park des Grafen grenzte; und mit gutem Grunde hoffte nun wieder der Graf und fürchtete nun wieder Amalie eine ernstliche Absicht des Prinzen. Nicht lange, so bestätigte sich dieß auch immer mehr und mehr. Der Prinz gab mehrere glänzende Feste, bei deren erstem er schon Amalien erklärte, daß er dieß kleine Landgut blos gekauft habe, um hier in ihrer Nähe die Entscheidung über das Glück seines Lebens abzuwarten.

Obgleich ihn eigentlich nur der fürstliche Reichthum des Grafen zu einer Verbindung mit Amalien hinneigte, so strebte er doch, aus Stolz, nach dem falschen Scheine, als ob eine wirklich zärtliche Nei-

gung ihn an die nicht fürstlich Erwählte fesle. Deswegen zögerte er so lange, den kürzesten und sichersten Weg einzuschlagen, nehmlich, den Grafen geradezu um die Hand seiner Tochter zu bitten, und wählte statt dessen den Umweg, Amaliens Herz förmlich, wie ein leidenschaftlicher Liebhaber, zu belagern. Der Eindruck ihrer blühenden Schönheit auf seine Sinne erleichterte ihm seine gewählte Rolle sehr, und seine Gewandheit und vielfältige Uebung in ähnlichen Rollen machte, daß er sie mit einer täuschenden Natürlichkeit spielte.

Je überlegter aber sein Spiel, und je freier sein Herz dabei war, desto erbitterter mußte sein beleidigter Stolz endlich darüber werden, daß er die beabsichtigte Wirkung auf Amalien immer auffallender verfehlte. Indessen bezähmte er seine Empfindlichkeit noch, indem er sich nun, mit dem ganzen Gewicht seines Ranges, dem Grafen förmlich als Schwiegersohn anbot.

Jetzt brach Sturm auf Sturm gegen Amalien los; aber sie wollte lieber das Aeußerste wagen, ehe sie die unglückliche Beute des Prinzen würde; daher widerstand sie den Zuredungen und Drohungen des Vaters eben so standhaft, als der künstlichen Zärtlichkeit des Prinzen, obgleich sie nirgends Rath

und Trost fand, als an dem Herzen ihrer mütterlichen Freundin.

Der Graf gerieth in eine peinliche Verlegenheit gegen den Prinzen. So nahe am Ziele seines stolzesten Wunsches sich auf einmal durch die hartnäckige Weigerung seiner Tochter aufgehalten zu sehn, war für ihn das unangenehmste, was ihm begegnen konnte. Dennoch glaubte er, nur mit schonender Vorsicht verfahren zu müssen, um nicht das schon bedenkliche Spiel gänzlich zu verderben. Daher bewilligte er von freien Stücken seiner Tochter noch einige Bedenkzeit, und den Prinzen suchte er durch unbestimmte Aeußerungen und Hoffnungen von einem Tage zum andern hinzuhalten. Allein der Prinz durchblickte sehr richtig die Ursache dieser Verzögerung, und wenn er gleich noch äußerlich die vorige Rolle fortspielte, so glühte sein Innres doch schon gegen Amalien von rachsüchtigem Zorne, und er that sich selbst das Gelübde, diese Beleidigung nicht ungeahndet zu lassen.

Gerade während dieser sehr bedenklichen Lage hatte Frau von Hellberg einen dritten Brief von ihrem Sohne erhalten. Er meldete darinn, daß er bei seinem bisherigen Souverain um den Abschied gebeten, und dagegen schon ein Lieutenants-Patent

unter den, zur Unterjochung Amerika's, von den Engländern erkauften deutschen Truppen zugesichert bekommen habe, weshalb er auf immer von seiner Mutter Abschied nahm.

Frau von Hellberg, deren Gemüth in jener Zeit schon so viel gelitten hatte, ward von dieser Nachricht so heftig erschüttert, daß auch ihre körperlichen Kräfte plötzlich wie aufgelöst zu seyn schienen. Nach mehrern, vergeblich angewandten Mitteln, rieth ihr der Arzt, das große gothische Schloß mit seinen dicken, kalten Mauern auf einige Zeit, zu ihrer Wiederherstellung, gegen eine freundlichere und gesundere Wohnung zu vertauschen, wozu er ein leerstehendes Sommerhaus im schönsten Theile des Parks vorschlug.

Der Graf, welcher sich jetzt überhaupt gegen Frau von Hellberg und Amalien in Gefälligkeiten erschöpfte, um Gegengefälligkeiten dadurch zu erkaufen, war sogleich erbötig, Beiden dort alle Bequemlichkeiten zu verschaffen, in der gewissen Hofnung, daß selbst den Prinzen diese romantische Nähe Amaliens sehr erfreulich seyn werde. Da er aber so unvorsichtig war, einen Wink hierüber in seine Zuredungen zu werfen, so verfehlte er fürs erste gänzlich seinen Zweck, indem Frau von Hellberg nun für

ihre Pflicht hielt, die erhaltene Anerbietung, so gut sie konnte, abzulehnen. Doch in einer schlaflosen Nacht kam ihr, wie ein Blitz, der Gedanke in die Seele, daß sie in dem entlegenen Sommerhause wohl ihren Sohn unbemerkt, und unbeschadet ihres abgezwungenen Versprechens, zu sich einladen könne, um ihre beiderseitigen sehnlichen Wünsche endlich zu erfüllen, und seinen Vorsatz mit allen Waffen mütterlich zärtlicher Bitten zu bekämpfen. Sie konnt' es nicht lassen, am nächsten Morgen Amalien diesen Gedanken mitzutheilen. Amalie sah darin das einzige wahre Genesungsmittel für ihre Pflegemutter; sie hielt sich streng an das Wort ihres strengen Vaters, daß Eduard nie das Schloß wieder betreten solle; und so ergriff sie mit der größten Lebhaftigkeit diesen Gedanken, betrieb mit Eifer die Veränderung ihrer Wohnung, und schrieb, wegen der Schwäche ihrer Freundin, selbst an Eduard, um ihn schleunig einzuladen und die dabei nöthigen Vorsichtsregeln mitzutheilen.

An dem nächsten warmen Tage, da Frau von Hellberg sich ohne Gefahr der freien Luft aussetzen konnte, bezog sie mit Amalien, in Begleituag eines einzigen Kammermädchens und eines Bedienten, das Gartenhaus. Sie bewohnten, mit Ausnahme

des Bedienten, die Zimmer der obern Etage, wo sie der gesundesten Luft und einer entzückenden Aussicht genossen, denn von vorne und von den Seiten lag das Haus ganz frei auf einem grünen Hügel, und nur hinten schloß sich dicht an dasselbe ein kleiner Akazienhain. Wäre nicht auf andere Weise der Friede ihrer Herzen gestört gewesen: so würde den beiden Freundinnen in dieser reizenden Wohnung unbeschreiblich wohl gewesen seyn.

Fast zwei volle Wochen vergingen der bekümmerten Mutter noch sehr langsam zwischen liebevoller Sehnsucht und ungewisser Hofnung. Endlich meldete Eduard durch einen Boten, daß er in einem benachbarten Wirthshause angekommen sei; er erhielt nun noch eine nähere Vorschrift; und am folgenden Abend, da der Bediente und das Kammermädchen entfernt waren, gelangte er glücklich, wie ein Gärtner verkleidet, in das Haus.

Es war eine der rührendsten Zusammenkünfte, die jemals zwischen einer Mutter und einem Sohne Statt gefunden haben. An die innigste Freude knüpfte sich der bitterste Schmerz; die zärtlichste Liebe erinnerte zugleich an den unversöhnlichsten Haß; das selige Gefühl einer schönen Gegenwart war in stetem Kampfe mit den Schrecken der Vergangen-

heit und dem Schauder vor einer unglücklichen Zukunft; und jedes frohe Lächeln wand sich nur flüchtig aus einem Trauerflore von Thränen hervor.

Endlich kam auch noch Amalie hinzu. Sie hatte, aus wahrhaft heiliger Scheu vor den Rechten und den Gefühlen der Mutter, bei diesem ersten traurig-schönen Feste der Mutter- und Sohnesliebe gar nicht gegenwärtig seyn mögen; allein Eduards schmerzlichlebhaftes Verlangen zog auch sie herbei aus dem düstern Hinterzimmer, wo sie schon, still weinend, die vorige Scene mitgefeiert hatte.

Sie trat mit dem ganzen, freundlichen Wohlwollen ihres sanften Gemüths hinzu; demohngeachtet durchzuckte die erste Berührung von Eduards Hand sie, wie ein heftiger, elektrischer Schlag; denn das einzige Wort, was er dabei hervorstammeln konnte, war: „Vergebung!" und unwillkührlich sagte sie zu sich selbst: „Das ist die Hand, die meinen Bruder getödet hat!"

Sie bedurfte einiger Minuten, um sich von diesem bösen Eindrucke zu erholen; dann aber goß sie auch die ganze Fülle ihrer himmlischen Güte in desto beruhigendere Worte aus, um dem unschuldigen Unglücklichen den Vorwurf, den sie nur gedacht hatte, zu vergüten. Sie erschien Eduarden daher auch,

wie ein schöner Engel, den sein versöhntes Geschick ihm zum Troste gesandt habe; und in einem lebhaften Ausbruche seines warmen Gefühls sank er vor ihr auf seine Kniee, um ihr und dem Himmel ewige Dankbarkeit für diese schöne Stunde zu gelöben. —

Er war nun von Vielem unterrichtet, war um Vieles beruhigt, und er und seine Mutter hatten einen schönen Genuß gehabt; dennoch war ihnen noch unendlich viel zu fragen und mitzutheilen übrig, und ihre Herzen foderten mit unwiderstehlicher Gewalt, vor ihrer Trennung vielleicht auf immer, ein öfteres Wiedersehn. Eduard kam daher am andern, und endlich, zur gänzlichen Trennung, auch am dritten Abend in seiner Verkleidung wieder; und mit zehnfach beklommener Brust sah man schon der immer näher rückenden Abschiedsminute entgegen, denn so sehr Eduard jetzt auch den rasch gethanen Schritt seiner Verzweiflung bereute, so konnte er ihn doch nicht wieder zurück thun, und eine unauflösliche Verpflichtung rief ihn zu dem blutigen Kampfe um die Freiheit Nordamerika's.

Indem man so mit Bangigkeit der fernen Gefahren einer ungewissen Zukunft dachte, hatte man keine Ahnung von einer ganz nahen Gefahr, in welcher man eben auf das unglücklichste schwebte. —

Dorette, das neue Kammermädchen, war gleich an dem ersten Abend viel früher, als zu erwarten war, in das Haus zurückgekehrt, und hatte durchs Schlüsselloch den größten Theil jener Scene, wo Amalie mit herbeigerufen worden war, belauscht. Sie war um so geneigter, in dem, was sie sah, etwas Verfängliches zu finden, da sie selbst seit einiger Zeit mit Surnov, dem Leibjäger des Prinzen, in einen strafbaren Liebeshandel verwickelt war. Surnov war der Spion seines Herrn, und kaum hatte er am folgenden Abend von seiner plauderhaften Geliebten ihre Entdeckung als Geheimniß anvertraut erhalten, so verkaufte er dieselbe um eine gute Belohnung an seinen Herrn.

Der Prinz sann auf nichts, als Rache für seinen beleidigten Stolz, da er nun auf einmal die Ursache von Amaliens Sprödigkeit gefunden zu haben glaubte. Gleich am nächsten Morgen eilte er zu dem Grafen, und sagte ihm mit bitterm Hohne, daß seine Tochter eine verschmitzte Buhlerin sei, die ihn bald zum Schwiegervater eines gemeinen Kerls machen werde, und daß er daher nie wagen solle, sich jemals der geschehenen Bewerbung eines Prinzen zu rühmen. — In dem Grafen braußten Stolz und Ehrgefühl in hellen Flammen auf; er foderte unwi-

derleglichen Beweis, oder ernste Genugthuung, und griff schon nach der Klingel, um Amalien sogleich zu sich rufen zu lassen. — Der Prinz hielt ihn mit Gewalt hievon zurück, und machte sich feierlich anheischig zu unwiderleglichem Beweis, oder ernster Genugthuung, noch vor Ablauf des Tages; nur mußte ihm der Graf dagegen sein Ehrenwort verpfänden, Amalien nicht den leisesten Wink von dieser Unterredung zu geben, auch nicht das Mindeste zu thun, wodurch sie nur einigermaßen in ihrer vermeintlichen Sicherheit gestört werden könne. — Nach dieser bestimmten Verabredung trennten sie sich. —

Auf solch eine Wendung seines schönen Plans war der Graf nicht gefaßt. Er verlebte daher heute den abscheulichsten Tag seines bisherigen Lebens. Am Abend endlich trat der Prinz rasch zu ihm ins Zimmer, und rief mit triumphirendem Tone: „Jetzt „gilt's, Herr Graf! Kommen Sie mit in den Liebestempel Ihrer tugendhaften Tochter!"

„Gut," sagte der Graf, und griff nach seinem Hut und einem Pistol, das, nebst noch einem andern, auf dem Tische lag. „Ich will nun sehn, welchen „frechen Ehrenschänder ich zu strafen habe. — Wollen Sie sich nicht auch versorgen?"

„O ja; wenn auch zum Ueberfluß," antwortete der Prinz, und nahm das andere Pistol. Hierauf gingen sie eilig nach dem Gartenhause, und ein Bedienter des Grafen folgte ihnen.

Die armen Verrathenen, welchen diese Anstalten galten, waren unterdessen noch in der arglosesten Ruhe beisammen. Nur Dorette war durch Surnov's Kommen und Fragen und zweideutiges Verschwinden mißtrauisch geworden, und fürchtete, voll bittrer Reue über ihre Plauderhaftigkeit, irgend einen gefährlichen Anschlag. Sie lauschte am Fenster des dunkeln Vorzimmers ängstlich in den mondhellen Garten hinaus. Sie sah und erkannte die Kommenden. Sie bemerkte, wie Surnov jetzt hinter einem nahen Strauche, wo er das Haus bewacht hatte, hervorgeschlichen kam, und zu dem Prinzen sagte: „Er ist noch oben." — Sie konnte nun nicht mehr bezweifeln, daß Surnov ein Verräther war.

Eduard war eben im Abschiednehmen begriffen, und versicherte Amalien, daß er sie, auch jenseit des Meeres, immer halb, wie eine Schwester, lieben, und halb, wie einen Engel, anbeten werde. Frau von Hellberg lag erschöpft auf dem Sopha, und zitterte dem Augenblick der Trennung entgegen. Da

kürzte Dorette mit dem Angstruf ins Zimmer: „Retten Sie sich! Der Prinz und der Herr Graf „treten eben ins Haus!“

Eduard wollte bleiben, und sich ihnen muthig entgegen stellen; nur der bestimmte Wink seiner erschrocknen Mutter bewog ihn, nach dem anstoßenden Hinterzimmer zu eilen. Dorette flog ihm nach. „Sie sind gewiß auch hier nicht sicher,“ sprach sie — „Retten Sie sich durch dieß Fenster auf den großen „Akazienbaum!“

Sie selbst riß das Fenster auf, reichte ihm die Hand zum Hinaufsteigen, und sah, daß er sich glücklich auf einen nahen Zweig schwang. Gleich warf sie das Fenster wieder hinter ihm zu, flog zurück ins Wohnzimmer, und sagte: „Er ist glücklich fort.“ — Nun noch wenige Augenblicke, und der Graf trat mit dem Prinzen zur rasch geöffneten Thür herein. Frau von Heuberg erblickte die Pistolen in ihren Händen, und fiel in eine todtähnliche Ohnmacht. Amalie sah nur dieß, und wußte nun nichts mehr von dem Entflohnen und den Gekommenen. Sie glaubte, sie suchten mit ihr nach stärkendem Wasser für die Hülfsbedürftige, als sie mit wilden Blicken jeden Winkel des Wohn- und des Hinterzimmers durchspähten, und der Prinz sogar die Bettgardinen

lüftete, wobei der Graf, voll der höchsten Erbitterung, mit den Zähnen knirschte. Ihre ganze Seele war nur mit ihrer geliebten Pflegemutter beschäftigt. Daher hörte sie auch nichts davon, als ihr Vater endlich, im Hinausgehn ins Vorzimmer, den lauernden Surnov mit einem Fußtritt zu Boden stieß und zu dem Prinzen sagte: „Ich hoffe, daß Ihre Genugthuung nun reeller seyn wird, als Ihr unwiderleglicher Beweis!“ und der Prinz hastig erwiederte: „das sollen Sie sogleich erfahren, Herr „Graf!“ — Auch hörte, oder beachtete sie es wenigstens eben so wenig, als nach einigen Minuten auf der Wiese, am Ende des Parks, ein Pistolenschuß fiel. Sie war jetzt eben in der vollen Freude über das erste neue Lebenszeichen der Kranken, und dankte dem Himmel dafür in so frohen Ausrufungen, daß Dorette es nicht einmal wagte, sie durch irgend eine bedenkliche Aeußerung zu stören.

Frau von Hellberg hatte nur auf wenige Sekunden ihre Augen aufgeschlagen, und sank dann in einen langen, tiefen Schlaf, der nur eine Folge ihrer großen Entkräftung war. Amalie saß sorgsam neben ihr, horchte in jeder Minute nach ihrem Athem, erinnerte sich dabei allmählich der vorigen stürmischen Scene, und betete in ihrem Herzen für

Eduards Erhaltung, damit er einst wohlbehalten in die Arme seiner Mutter zurückkehren könne.

Da ward rasch und stark ans Haus gepocht. Bald darauf winkte Dorette Amalien ins Vorzimmer, und sagte ihr bleich und zitternd, daß der Graf plötzlich weggereist sei, und beim Einsteigen in den Wagen noch das eben überbrachte Billet zu besorgen befohlen habe.

Amalie riß das Siegel auf, und las folgende Worte: „Der Prinz erzählte mir von geheimen „Zusammenkünften zwischen Dir und einem Unbe„kannten. Wir fanden Niemanden bei Dir, und „ich habe Deinen Ankläger durch eine Kugel ge„straft, die ihm wahrscheinlich das Leben kosten wird. „Ich war das Deiner und meiner Ehre schuldig. „Aber wehe Dir, wenn nur der mindeste böse Schein „auf dir haftet! — Leb wohl! Ich muß wegen „dieses bösen Vorfalls eine Reise machen. Wenn „Du mir etwas zu melden hast, so schicke Deinen „Brief an meinen Banquier."

Einen Augenblick stand Amalie, wie eine Bildsäule verwandelt, denn sie konnte weder einen Laut von sich geben, noch ein Glied bewegen. Dann wollte sie fortstürzen, um ihren Vater noch zu sprechen. Erst nach mehrmals erhaltener Versicherung, daß

dieß unmöglich sei, setzte sie sich auf einen Stuhl, und weinte lange schweigend auf das heftigste. Das erste, was sie endlich wieder sprach, waren die Worte: „Ach, Dorette! daß Frau von Hellberg ja nichts „von dem Unglück erfährt! Wir müssen ihr mor„gen sagen, mein Vater habe nur eine Geschäfts„reise gemacht.“

Sie setzte sich nun in tiefer Betrübniß wieder an das Lager der Schlafenden. Endlich, als es Nacht geworden war, und Dorette sie erinnerte, sich niederzulegen, fragte Amalie zum ersten Male, wie Eduard entkommen sei? Dorette erzählte triumphirend, durch was für einen guten Rath von ihr er entflohen sei, und führte Amalien in das hintere Zimmer an das Fenster, um ihr den nahen, hülfreichen Zweig zu zeigen.

Das Fenster wurde geöffnet, aber der große Zweig war nicht mehr da. Dorette verstummte sehr betreten. Amalie blickte hinunter, und rief ängstlich: „Liegt nicht da unten etwas auf dem Bo„den?“ — — „Es wird der Zweig doch nicht „seyn?“ stammelte Dorette. Amalie aber bebte vom Fenster zurück, und taumelte dann, händeringend, durch die Zimmer, zum Hause hinaus und nach dem großen Akazienbaume.

Nur zu bald sah sie mit Schrecken, daß der Zweig wirklich abgebrochen auf dem Boden lag. „O, wer giebt mir nun Nachricht," jammerte sie — „ob der Arme nicht Schaden genommen hat!" — Doch wie fürchterlich wurde jetzt von Sekunde zu Sekunde ihre Befürchtung zur Bestürzung, und diese zur schmerzlichsten Verzweiflung gesteigert: Sie erblickte, halb versteckt unter den Blättern des abgebrochenen Astes, einen ausgestreckten Körper; sie erkannte Eduards blutbeflecktes Gesicht; sie rief seinen Namen, ohne eine Antwort zu erhalten; sie ergriff seine Hand, und fühlte mit Schauder, daß sie ganz kalt und steif war; und mit betäubtem Entsetzen sank sie neben dem Leichnam auf den Boden.

Dorette war ihr voll Unruhe nachgefolgt, und sah jetzt mit Beben die schreckliche Gruppe. Durch ihr lautes Jammergeschrei kam Amalie wieder zur Besinnung. Diese wollte an den wirklichen Tod des Unglücklichen noch nicht glauben; sie rief, sie rüttelte ihn von neuem; sie verlangte, daß sogleich der Bediente geweckt werden solle, um nach dem Arzte geschickt zu werden. — Dorette wandte vergeblich ein, daß der unglückliche Vorfall dann allgemein bekannt werden, daß der Prinz dann triumphiren, ihr Vater wüten und sie selbst mit Schande bedeckt

werden würde. Alles umsonst. Amalie wollte um jeden Preis der armen Mutter den heißgeliebten Sohn zu retten suchen. Sie trieb Doretten mit Gewalt hinweg, um den Bedienten zu wecken, und frisches Wasser und Leinwand zum vorläufigen Verbande irgend einer Wunde, die man finden würde, herbei zu holen.

Dorette ging fort, um den erhaltenen Befehl auszurichten, fand aber das Zimmer des Bedienten leer, denn diesen hatte die Neuigkeit von der schnellen Abreise des Grafen nach dem Schlosse gezogen, wo er die ganze Nacht blieb. Dorette kehrte mit dieser Nachricht zurück, und hatte, außer den verlangten Sachen, auch noch eine kleine Handlaterne mitgebracht. Mit Hülfe derselben entdeckte man nun an dem linken Schlafbein Eduards eine Oeffnung, durch welche ein spitzer Stein über einen Zoll tief in das Gehirn gedrungen war. Jetzt konnte sein Tod nicht mehr bezweifelt werden; Amalie gab die Nutzlosigkeit aller weiteren Rettungsversuche zu, und überließ sich nur noch ihrem trostlosen Schmerze.

Dorette litt nicht weniger an den Qualen ihres bösen Gewissens, welches ihre Plauderhaftigkeit als die Ursache dieses unübersehbaren Unglücks anklagte.

Sie lag knieend auf dem Boden und bedeckte Amaliens Hände mit Küssen und Thränen; aber sie hatte den Muth nicht, das böse Geständniß zu thun, sondern suchte nur ihre trauernde Gebieterin zu trösten, und von dem Leichnam, dessen Anblick ihr Herz zerriß, hinweg zu führen.

Endlich kams zwischen Beiden zur Sprache, was aus dem Leichnam werden solle, und sie waren bald darüber einig, daß es nothwendig sei, ihn noch in dieser Nacht von einem ganz sichern Vertrauten begraben zu lassen. Dorette hatte hiebei am meisten Amaliens Ehre, den Zorn des Grafen, die Rachsucht des Prinzen und überhaupt das Urtheil der Welt im Auge; Amalie aber fast einzig und allein die unglückliche Mutter, für welche der schreckliche Tod des Sohnes durchaus ein Geheimniß bleiben mußte, wenn man sie selbst nicht auf das grausamste tödten wollte. Alles, alles, schwur Amalie, thun und ertragen zu wollen, wenn sie nur ihrer geliebten Pflegemutter den ungeheuern Schmerz, sich selbst die Veranlassung zu dem traurigen Schicksal ihres Sohnes vorzuwerfen, ersparen könne.

Amalie schlug ihren Bedienten, oder den Gärtner zu den Geschäft des Begrabens vor. Dorette wandte aber mit Recht gegen den Ersten ein, daß er

zu alt und schwach, und gegen den Letztern, daß er zu furchtsam und geschwätzig sei. Sie sann und sann, sie schlug vor und verwarf; und nach ihrer besten Ueberlegung wußte sie am Ende keinen bessern Helfer aus dieser Noth, als den, welcher sie zunächst mit herbei geführt hatte, den Verräther Surnov, vorzuschlagen. Sie nannte ihn gegen Amalien ihren geheimen Bräutigam, der dreist und stark genug zu dem Geschäfte sei, und es, ihr zu Liebe, auch als Diener des Prinzen, gewiß übernehmen werde. Ihre eigne Gutmüthigkeit ließ sie glauben, er müsse jetzt seine Verrätherei noch bittrer bereuen, als sie selbst ihre Plauderhaftigkeit, er werde daher gern durch seine Hülfe den weitern bösen Folgen des geschehenen Unglücks vorbauen wollen, und um seines eigenen guten Namens willen das strengste Stillschweigen beobachten.

Amalie wußte keinen bessern Vorschlag zu thun; daher eilte Dorette nach dem Landhause des Prinzen, wo, wegen der Verwundung desselben, sich Niemand schlafen gelegt hatte. Sie bat den verstörten Surnov um Herbeischaffung eines Spadens, zog ihn dann mit sich fort, und antwortete nur mit Thränen, wenn er sie fragte, was sie beginnen wolle. — Endlich stand sie mit ihm vor dem Leichname, den

Amalie eben verlassen hatte, um nach ihrer kranken Freundin zu sehn. „Sieh, Surnov,“ sprach sie — „das ist dein Werk! den Prinzen hast du durch „deine Verrätherei gefährlich verwundet, und die„sen Unglücklichen getödet! — Du kannst ihn nicht „wieder lebendig machen: so begrabe ihn denn „wenigstens sogleich in der Stille, damit Dei„ne Schande nicht allgemein bekannt und das Un„glück noch größer werde! Thue es geschwind, so „will ich Dir dein Unrecht vergeben, und Dir oben„drein noch eine Belohnung verschaffen.“

Sie ließ ihn zu keiner Einwendung oder Entschuldigung Zeit, sondern zeigte ihm die nahe Laube, die Amalie zur Begräbnißstelle bestimmt hatte, und trieb ihn nicht allein an, daß er das Grab gleich zu machen anfangen mußte, sondern sie trug auch in ihrer Schürze einen großen Theil der ausgegrabenen Erde in das vorbeiströmende Flüßchen, damit kein Hügel die heimliche Ruhestätte verriethe.

Als das Grab endlich tief genug war, und der Leichnam eben hineingelegt werden sollte, kam Amalie noch hinzu, die ziemlich lange den unruhigen Schlummer der Kranken bewacht hatte. Sie kniete noch einmal weinend nieder neben dem Todten, schnitt eine Locke von seinem Haupte, und drückte

sanft ihre Lippen auf seine kalte Stirn, indem sie ganz leise flüsterte: „Mein armer, armer Bruder!“ Und als er in das Grab gelegt war, warf sie laut schluchzend die erste Hand voll Erde auf ihn.

Sobald Surnov mit seiner Arbeit fertig war, reichte Amalie ihm dankend ihre Hand, und gab ihm eine Börse, die sehr schwer von Gold und Silber war. Dorette aber fiel ihm weinend um den Hals, und sagte: „Sei nun ehrlich und verschwie„gen, und mache Keinen weiter unglücklich!“ — Er versprach es, mit einem freundlichen Blick auf die erhaltene Börse, und verschwand in dem Wäldchen.

Eben dämmerte der Morgen herauf; ein frischer Wind bewegte die Blätter der Laube; in den Zweigen der großen Akazie schlug ein Vogel sein einfaches Morgenlied. — „Horch!“ sagte Amalie, schauerlich angeschreckt — „dort oben tönt ihm ein „Grabgesang, und hier neben uns flüstert sein Geist „uns ein trauriges Lebewohl! Mein schöner Gar„ten ist zum Gottesacker geworden, und meine Lieb„lingslaube zur Grabstätte! Ich werde nun nie „wieder froh! — — Und wenn sich die arme Mut„ter da wieder hinsetzen wird, um sich eines schönen „Morgens oder Abends zu freuen, unwissend, daß „zu ihren Füssen der modernde Leichnam ihres ein-

„zigen Sohnes liegt — —: Gott! o Gott! wie „werd' ich den Anblick ertragen!" —

Dorette zog sie mit Gewalt hinweg von dem Platze der schmerzlichen Trauer, führte sie ins Haus, und überredete sie, sich noch ein wenig zum schlafen niederzulegen. Sie that es; doch wie hätte sie schlafen können, so bald nach den herzzerreißendsten Auftritten! — Auf die schreckliche Nacht folgte ein höchst betrübter Tag. Frau von Hellberg war sehr schwach. Sie schien sich der Art der Trennung von ihrem Sohne gar nicht zu erinnern; wenigstens erwähnte sie derselben mit keiner Silbe, sondern sah nur von Zeit zu Zeit die betrübte Amalie wehmüthig an, und drückte mit einem schweren Seufzer ihre Hand. — Ueber das Befinden des Prinzen kam die Nachricht, daß seine Wunde ihn nicht schnell, aber unfehlbar durch eine langsame Abzehrung tödten werde. — Gegen den Grafen war ein Verhaftsbefehl erlassen, der ihn durch Couriere verfolgte, um ihn noch vor der Grenze des Landes zu erreichen. — Alles das, zusammengenommen mit dem schrecklichen Geheimniß, das auf ihrer Seele lastete, stürmte fast vernichtend auf Amalien ein. Und dennoch war das Maaß ihres Unglücks noch nicht voll; sondern ihre Verzweiflung sollte noch viel schrecklicher werden.

Drei Tage lang hoffte Dorette vergebens auf eine Zusammenkunft mit Surnov. Der Prinz wollte ihn an seinem Krankenbette gar nicht sehen; er war also ganz müßig, hatte sich in der nahen Stadt von Tabagie zu Tabagie herumgetrieben, und einen großen Theil der erhaltenen, beträchtlichen Summe verspielt. Bei seiner Rückkehr verlangte er daher, Amalien zu sprechen, drängte sich bis in ihr Vorzimmer, sprach da von der Wichtigkeit des Dienstes, den er ihr geleistet, von dem wahrscheinlichen Verlust seiner guten Stelle, und von seinen Gewissensbissen, vor dem Prinzen und vor der Obrigkeit ein so wichtiges Geheimniß zu verschweigen. Und er sprach das alles so laut, daß Amalie fürchten mußte, Frau von Hellberg werde dadurch aufmerksam gemacht werden. Sie gab ihm daher alles Geld, was sie noch hatte, und da ihm dieses noch nicht gnügte, versprach sie, ihm nächstens eine noch größere Summe zuzustellen. Mit immer lauterer Stimme wies er diese ungenügende Zusage zurück, so daß Amalie endlich in der Angst ihres Herzens einen kostbaren Ring, den sie von ihrer sterbenden Mutter empfangen hatte, von dem Finger riß, und ihm, zur einstweiligen Beruhigung, als Unterpfand gab.

„Ei! ein Ring!“ rief nun der Unverschämte,

indem er ihn an seinen Finger steckte — „aber zu „einem Ringe gehört sich auch ein Kuß.“ — Amalie wollte thun, als ob sie diese Worte nicht gehört habe, und wandte sich von ihm ab nach der Thüre. Er hatte die Frechheit, sie am Arm zurückzuhalten. „Gott im Himmel!“ rief sie entrüstet — „welch „einem Menschen hat Dorette mich preis gege„ben!“ — Da erwiederte er mit steigender, boshafter Frechheit: „Hier auf dieser Stelle hat mich „neulich Ihr Vater durch einen Fußtritt beschimpft; „hier müssen Sie mich nun durch einen Kuß wie„der zu Ehren bringen. — Ich bin ein Schelm, „wenn ich anders von dannen gehe!“ — Mit einem unwillkührlichen Schrei wollte Amalie sich ins Wohnzimmer stürzen. Aber sie war eine schwache Taube in den Klauen eines Geiers! Frau von Hellberg war erschrocken vom Sopha aufgestanden, und indem sie die Thür öffnete, sah sie, wie Surnow eben Amalien gewaltsam auf die glühende Wange küßte, und dann, ohne ein Zeichen von Schreck, langsam davon ging.

Amalie stürzte zu Boden, und verhüllte halb ohnmächtig ihr Gesicht in dem Schooße ihrer Freundin. — „Gott im Himmel!“ stammelte diese — „Ist der Mensch wahnsinnig?“ — Sie wollte an

den Prinzen schreiben; sie wollte sich selbst zu ihm tragen lassen, damit der gefährliche Mensch verwahrt, oder weggejagt würde. — „Um Gottes willen! Nein! Nein!“ rief Amalie mit dem Ausdruck der entsetzlichsten Angst.

„Was heißt das?“ fragte Frau von Hellberg — „Entdecke Dich mir doch!“ — — „Beste Mutter!“ schluchzte Amalie — „Fragen Sie mich nach nichts! „Dringen Sie nicht weiter in mich! Wir wollen „fort von hier! Ich will sogleich deswegen an meinen Vater schreiben.“

Sie riß sich los, setzte sich trostlos in das hintere Zimmer, und schrieb ihrem Vater, er möchte ihr erlauben, ihm sogleich mit ihrer Pflegemutter nachzufolgen, sie werde sonst hier durch ein böses Verhältniß namenlos unglücklich, und sie müsse ihm mündlich ein höchst trauriges Geheimniß entdecken. — Dieser Brief ging durch eine Stafette an den Banquier ihres Vaters, der eben so die weitere Beförderung besorgte. Sie erhielt auf die nehmliche Art eine möglichst schnelle, nur nicht tröstliche, Antwort. Ihr Vater schrieb ihr in dem bittersten Zorne, daß er von einer Tochter, die ihm Entdeckungen von bösen Verhältnissen zu machen habe, nichts mehr, we-

der mündlich, noch schriftlich, wissen wolle, — Nun war ihre einzige Hofnung, sich zu retten, dahin! —

Um Surnov's Habsucht zu befriedigen, ließ sie durch Doretten in der Stadt einen Theil ihrer kostbaren Juwelen verkaufen, wofür sie eine ansehnliche Summe erhielt. Sie durfte hiemit nicht länger zögern, denn der Unverschämte zwang nicht nur Doretten, sie wiederholt an die Erfüllung ihrer Zusage zu erinnern, sondern ging auch häufig um das Haus, und stellte sich stundenlang ihren Fenstern gegenüber, um sie durch seinen Anblick zu erschrecken und zu mahnen.

Dorette überbrachte ihm nun die große Summe, um den Ring von ihm zurück zu kaufen, und ihn für immer abzufinden; er griff gierig nach dem Gelde, doch er gab den Ring, den er seit jener Zeit immer an seinem Finger trug, nicht heraus, sondern bestand darauf, daß er denselben Amalien, im Garten, oder in ihrem Zimmer, selbst einhändigen müsse, weil er überdem noch etwas wichtiges mit ihr zu sprechen habe. Dorettens bittere Thränen und Scheltworte waren gleich fruchtlos. Er sagte ihr lachend, daß ihm an ihrer Liebe nichts mehr gelegen sei, indem er es jetzt mit einer ganz anderen Geliebten zu thun haben wolle.

Amalie zitterte an allen Gliedern vor Unwillen und Angst, daß sie noch einmal mit Surnob sprechen solle; doch um den Ring — das heilige Andenken an ihre sterbende Mutter — zu erhalten, und den frechen Foderer nicht wieder in die Nähe ihrer kranken Freundin kommen zu lassen, blieb ihr nichts übrig, als zu ihm in den Garten zu gehn. Sie betete zu dem Geist ihrer verklärten Mutter, indem sie den sauren Gang that, und trat dann mit der ganzen Würde ihrer Unschuld und angebornen Hoheit zu dem Verächtlichen hin.

Ein höchst widriges Gefühl ergriff sie, als sie den Ring an seinem Finger erblickte; doch wie ungleich schrecklicher wurde ihr noch zu Muthe, als er nun mit ihr zu sprechen begann! Glühend von Wein, wie er es jetzt sehr häufig war, sagte er ihr, er müsse jetzt, zur Beruhigung seines Gewissens, wegen der strafbaren Beerdigung ihres ehemaligen Liebhabers, manchmal in ein Weinhaus des nahen Städtchens gehen; seine dortigen Freunde wollten ihm nicht glauben, daß er diesen Ring, nebst einem Kusse, von einer sehr vornehmen und überaus schönen Dame erhalten habe; er sei daher gezwungen gewesen, sich, mit Verpfändung seiner Ehre und einer großen Geldsumme, dazu anheischig zu machen, daß

sie Alle es noch vor Ablauf dieser Woche sehen soll-ten, wie diese Dame ihn vor ihren Augen küssen und dafür den Ring zurück erhalten werde. — Sei-ne Forderung war also, daß sie einen Tag bestim-men solle, an dem er seine Freunde hieher bestellen könne, um ihnen das versprochene Schauspiel, zur Gewinnung seiner Wette, zu geben.

Mit der schmerzlichsten innern Empörung stam-melte Amalie die Worte hervor: „Elender! so be-„halte denn deinen Raub!“ und mit gen Himmel gerichtetem Blicke setzte sie hinzu: „Mutter! ich „bin unschuldig an diesem Frevel!“

Sie wollte hinweggehn; aber der Bube hielt sie zurück, um seine vorige Frechheit noch zu überbieten, und die Unglückliche mit noch schändlicheren Wor-ten zu mißhandeln. Er trug sich ihr förmlich als ihren Liebhaber an, und gelobte ihr, seine Wette und sein Ehrenwort bei seinen Weinbrüdern gänz-lich im Stiche zu lassen, wenn sie ihm heimlich die Gunstbezeugungen gewähre, die er bisher bei Do-retten genossen habe.

Amalie mußte sich an einem neben ihr stehenden Baum halten, um nicht umzusinken; so schrecklich durchbebten beleidigtes Ehr- und Schaamgefühl und nie empfundener Zorn sie bis in das innerste Mark

jedes Nerbens. Sie würdigte den Schändlichen keines Blickes und keiner Antwort, sondern ging hastig, wiewohl mit sehr ungleichen Schritten, nach ihrer Wohnung zurück, so bald sie die nöthigen Kräfte dazu wieder hatte. Der Nichtswürdige hatte jetzt den Muth gar nicht, sie aufzuhalten; aber er rief ihr nach, daß er sie am folgenden Tage auf der nehmlichen Stelle erwarte, um von ihr zu hören, welchen von seinen beiden Vorschlägen sie wählen wolle.

In wilder Fieberhitze warf sich Amalie auf ihr Lager. Sie glaubte, krank zu werden und zu sterben, und sie sah ihrem Tode, als ihrem einzig möglichen Retter, mit Sehnsucht entgegen. Aber der Morgen erschien, und sie fühlte sich, trotz ihres namenlosen Kummers, an ihrem Körper durchaus nicht krank. Sie raffte daher den ganzen Rest ihrer Seelenkraft zusammen, bat nochmals ihren Vater in einem rührenden Briefe, sich ihrer zu erbarmen, und nahm sich vor, sobald die Gesundheit der Frau von Hellberg es einigermaßen erlaube, ohne Verzug abzureisen, und bis dahin das Haus nicht zu verlassen, um Surnov nicht wieder zu begegnen.

Doch als am Abend die Stunde vorüber war, wo dieser sie erwartet hatte, sah ihn Dorette mit einem Spaden in die Begräbnißlaube gehn. Sie

stürzte ihm nach, und fragte voll Verzweiflung, was er beginnen wolle. „Siehst du es nicht?“ war seine höhnische Antwort, indem er den Spaden in die Erde trat — „Ich will für deine Dame den todten „Liebhaber wieder auferstehen lassen, da sie hochmü„thig genug ist, den Lebenden zu verschmähn.“

„Unmensch! Bist du rasend?“ schrie Dorette, und warf sich auf die Stelle, wo der Leichnam begraben lag, ausgestreckt nieder — „Nun durchstich „erst mich mit deinem Spaden, eh du die neue „Schandthat thust!“

Ueberrascht trat Surnov zurück; und knieend flehte ihn Dorette nun an, die unglückliche Amalie nicht mehr so teuflisch zu quälen. Doch er that einen gräßlichen Schwur, daß er morgen, wenn Amalie sich nicht pünktlich einstelle, um ihm ihre Wahl zu sagen, unfehlbar den Leichnam ausgraben und wieder unter ihr Fenster tragen werde. Und er setzte noch hinzu, daß sie keine Ursache habe, weder so hochmüthig, noch so spröde zu thun, denn ihr Vater werde bald ein landflüchtiger Bettler seyn, und wer einmal so verliebt sei, noch einen todten Kerl in so schlechter Kleidung, wie der Begrabene, zu küssen, der dürfe sich gar nicht weigern, einem lebendigen, prinzlichen Leibjäger ganz und gar zu

Willen zu leben. — Dorette mußte ihm versprechen, das alles Amalien zu sagen, um sie zu bestimmen, sich morgen einzustellen; ehe wich er nicht aus der Laube.

Amalie hörte das Schreckliche, und warf sich verzweiflungsvoll zur Erde. Was sie gestern noch für eine Sünde gehalten hätte, das that sie heute im schmerzlichsten Gefühl der unabänderlichsten Nothwendigkeit: sie betete inbrünstig zu Gott, daß er sie in dieser Nacht ja möchte sterben lassen. Aber ihr heißestes Flehen blieb unerhört; sie sah den Morgen ihres grauenvollsten Tages anbrechen, und ohne daß sich eine Rettung für sie zeigte, schlug endlich auch die verhängnißvolle Stunde, wo sie sich im Garten einstellen sollte.

Mit dem ganzen Rest ihrer Juwelen in der Tasche, wankte sie verzweiflungsvoll der bezeichneten Stelle zu, um den letzten Versuch zu machen, sich aus den Klauen der boshaftesten Rohheit loszukaufen. Eine namenlose Angst zerriß ihr Innres. Ihr einziger Trost war, daß Dorette ihr in einiger Entfernung folgte, um ihr, im Nothfall, zu Hülfe zu eilen.

Jetzt that sie die letzten Schritte, und sie sah ihren furchtbaren Peiniger, von Weine berauscht, in einem tiefen Schlafe vor ihren Füßen ausgestreckt. An seiner linken Seite lag seine geladene Jagd-

flinte, mit aufgezogenem Hahn, und die Mündung gerade gegen seine Brust gerichtet. Schweigend stand sie in den unerwarteten Anblick verloren; blickte dann seufzend zum Himmel, und endlich wieder auf den schlafenden Bösewicht nieder.

Plötzlich fuhr sie, händeringend, um einige Schritte zurück, und Dorette kam hinzugeeilt, und fragte, wie ihr zu Muthe sei. —

„Schrecklich! schrecklich!“ war ihre Antwort — „Sieh! ein einziger leichter Druck gegen diesen „Stahl — und die Kugel flöge in die Brust dieses „Menschen, und er könnte mich nicht mehr peini„gen! — Eine innre Stimme quält mich mit dem „Zuruf, er sei von Gott in meine Hand gegeben, „und er habe diesen Tod reichlich verdient! Und „in der vorigen Nacht hatt' ich einen noch gräßli„chern Traum! Da fand ich ihn schlafend am off„nen Schlunde eines Vulkans, und stürzte ihn hin„unter; aber als ich ihm nachsah in die hölliſche „Flamme, ergriff mich ein Schwindel und zog mich „unaufhaltsam ihm nach! — So steh' ich zwischen „diesem Unmenschen, der mich zu Tode martert, „und zwischen zuflüsternden bösen Geistern, die mich „zur Verbrecherin machen wollen! — Wer kann „mich retten aus dieser entsetzlichen Noth!“

Wie angeschreckt von einem neuen, gräßlichen Gedanken, fuhr sie jetzt heftig zusammen, ging dann schweigend hinweg, und winkte Doretten, bei Surnov zu bleiben. Dorettens ängstliche Blicke folgten ihr, und sie sah, daß die Unglückliche nach einiger Zeit neben einem Strauche auf die Kniee sank, und ein paar Minuten in einer betenden Stellung blieb. Wehmüthig betete Dorette in ihrem Herzen mit, daß Gott der armen Verlassenen doch helfen möchte, bis ihr auf einmal einfiel, daß jener Strauch, neben welchem Amalie kniete, ganz dicht am Ufer des Flusses stehe. Von einer plötzlichen Befürchtung ergriffen, eilte sie daher ihrer Gebieterin zu; aber ehe sie das Ufer noch erreichte, rissen die flüchtigen Wellen schon Amalien in ihr selbstgewähltes Grab. —

Aus vielen Augen wurden ihr die schmerzlichsten Thränen nachgeweint. Wer sie auch nur Ein Mal gesehen hatte, trauerte über ihren frühen, unglücklichen Tod, denn nie hatte die Bosheit ein schöneres, heiligeres Leben zerstört, als in ihr.

Frau von Hellberg folgte ihr bald nach; aber der Graf lebte noch lange ein freudenloses, lästiges Leben, wo er sich vergeblich nach dem tröstlichen Anblick einer Tochter, wie Amalie war, sehnte. Er

verlor, zur Rache für den Tod des Prinzen, fast sein ganzes Vermögen. Er war ohne Kinder und Freunde. Der Glanz seines Hauses war verloschen, wie ein flüchtiges Meteor. Rings um ihn her war alles still und öde; die ganze Welt erschien ihm, wie ausgestorben. — In seinem Innern war kein Quell des Trostes und der Freude; und mit finsterm Unmuthe begriff er jetzt, daß das Glück sich keineswegs fesseln lasse, wie eine Sklavin, und daß seine ehemalige, stolze Sicherheit eine frevelhafte Thorheit gewesen sei.

A. G. Eberhard.

Der Dichter und die Feder.

Die Feder.

Muß ich nun an den Tanz? Die Seele raubst du mir,
Und einen Schnabel giebt dein Messer mir dafür.
Das dünkt dich wohl erlaubt, weil auch, wie hohle Klappern,
Leer und gemüthlos oft die Menschen weiblich klappern? —
Der schwarze Becher steht vor mir schon übervoll,
Woraus ich Gallensaft mit Abscheu trinken soll,
Und so trift mich das Loos, gleich diesem Krüppelhaufen
Von Kielen neben mir, mich stumpf und kurz zu laufen,
Wie einst auf langer Jagd, ohn' eine Ruhestatt,
Des Lügners Windhund sich zum Dachs gelaufen hat.

Der Dichter.

Nicht anders! Und wozu die wunderlichen Klagen?
Was unterm Mond besteht, muß sein Geschick ertragen.
Gern hättest du vielleicht, da dir's nicht hier gefällt,
Als Glied vom Federwisch, zur Köchin dich gesellt?

Die Feder.

O keineswegs! Ich mag nur dir nicht angehören,
Weil Dichter alle Welt mit Fabelwerk bethören.
Ich wünsch' ein andres Fach.

Der Dichter.

Gut, ich entlasse dich,
Denn deines gleichen giebt's noch Tausende für mich.
Du kannst, wohin du willst, auf Abentheuer reisen,
Und ich will dir sogar die Wege dazu weisen.
Dort wohnt im grauen Wolf ein tüchtiger Jurist!
Er ist, so sagt der Neid, ein etwas böser Christ,
Allein er paßt für dich: ein Gräul sind ihm Gedichte,
Und mehr behaget ihm die tollste Mordgeschichte.
Er braucht der Federn viel; er schrieb sich damit reich,
Und ausgeschöpft von ihm ward schon ein Dintenteich.
Weit wie ein Tanzsaal ist sein ehernes Gewissen,
Der Schaam hat er den Kopf recht herzhaft abgebissen,
Und ihn umstrahlt der Ruhm, daß er den Wahlspruch hat:
Fiat justitia et mundus pereat!
Was hältst du von dem Herrn? Willst du dich zu ihm wenden?

Die Feder.

Ich danke schön. Mir graut vor Rabulistenhänden.

Der Dichter.

So geh' ins goldne Faß zum alten Rentner Mard,
Der durch sein gutes Herz ein kleiner Crösus ward.
Ein wunderseltner Fall! Doch ihm ist es gelungen,
Und hohes Lob ward ihm von jungen Herr'n gesungen,
Weil er, ein Freund in Noth, manch Darlehn ihnen gab,
Wenn sie verpfändeten der reichen Väter Grab.
Er ließ zwar Hundert stets von Hundert sich verschreiben,
Und säumte nicht, die Schuld mit Sturm herbei zu treiben,
Doch eben dadurch tritt sein edles Herz ans Licht.
Ich thue dieß, sagt er, aus reiner Menschenpflicht.
Damit in Zukunft sich die Wüstlinge bedenken,
Bevor sie in ein Meer von Sorgen sich versenken.
So practisch lehrt Herr Mard bis heute die Moral,
Geh hin, und mische dich in seiner Federn Zahl!
Führst du das Zinsenbuch bei diesem Sohn der Tugend,
So nimmst du selbst mit Theil an Besserung der Jugend.

Die Feder.

O pfui! ich soll dem Dienst des Wucherers mich weihn?
Der Dieb, der Rabe, mag ihm seine Federn leihn!

Der Dichter.

Nun so empfehl' ich dir Herrn Saus, den Zeitungsschreiber.
Er wohnt im Blasebalg, beim Hospital der Weiber.
Die Blüte seines Stils, die Zierlichkeit und Kraft
Dankt er den Grazien in seiner Nachbarschaft.
Er sucht sie fleißig heim, sie spinnen an der Kunkel,
Er sitzt in ihrem Kreis, belauschet ihr Gemunkel,
Und jede Neuigkeit, die ihrem Mund entwischt,
Wird in der Zeitung treu dem Leser aufgetischt.
Doch spaßhaft foppet er die alte Dame Wahrheit.
Vergebens predigt sie und pocht auf Sonnenklarheit:
Er stopfet, so sie nicht nach seinem Sinne spricht,
Sich Baumwoll' in das Ohr, und lacht ihr ins Gesicht.
Er schlägt sich öffentlich, wenn Fürsten blutig rechten,
Zu einer der Partei'n und hilft ihr wacker fechten.
Der Feinde Phalanx stürzt dann — wie ein Kartenhaus,
Und was nicht fällt, das reißt mit Hasenfeigheit aus.
Dort sein geliebtes Heer steht im Kartätschenwetter
Wie Fels und Eiche fest, und wundenfrei wie Götter.

Die Feder.

Sehr mächtig ist Herr Saus, sehr duldsam sein Papier!
Allein ich wandre doch zu einer andern Thür.

Der Dichter.

Vielleicht machst du dein Glück im rosenfarbnen Affen.
Dort ficht ein junger Fant mit Amors goldnen Waffen.
Ein Spiegel zeiget ihm den schönsten Mann der Welt,
Der, wie er selbst gesteht, den Damen stark gefällt.
Er hauchet fort und fort aus seines Herzens Tiefe
Auf seidenes Papier die zartsten Liebesbriefe.
Die Weiblein lehret er mit süßer Schmeichelei,
Der Ehe Heiligkeit sei nur Pedanterei;
Den Mädchen winkt er zu, sich aus den schweren Ketten
Der väterlichen Zucht in seinen Arm zu retten.
Kurz, er versteht den Pfiff! Drum flieg' in seine Hand!
Schon harrt im Schreibepult ein Blatt mit goldnem Rand
Auf deines Schnabels Kuß.

Die Feder.

Zum Henker mit dem Laffen!
Ein Sittentribunal sollt' ihn ins Zuchthaus schaffen.

Der Dichter.

O Grillenfängerin! Wir mustern Haus für Haus,
Und immer steust du was an braven Männern aus.
Will sich vielleicht dein Hang zur Trägheit nur verschleiern,
Die vor Geschäften flieht, und ewig wünscht zu feiern?

Je nun, ist dieß der Fall, so weiß ich auch wohl
Rath.
Begieb dich zum Pallast des ersten Manns im Staat,
Zu Seiner Excellenz dem Grafen von Dunsthausen.
Es wird dir Anfangs zwar vor Aktenbergen grausen,
Die in dem Cabinet des Herrn Ministers stehn,
Doch fürchte darum nicht, es werde schlimm dir
gehn.
Die Alpen von Papier, durch deren enge Gassen
Der Supplikant sich krümmt, sind nur Parademassen,
Der Graf berührt sie nicht; er schont sich, wie be-
kannt,
Als guter Patriot, für's liebe Vaterland,
Weil er vom Arzt erfuhr, daß man der Lebensbäche
Gesunden, vollen Strom durch Kopfarbeiten schwäche,
Sie überläßt der Graf dem treuen Secretär,
Und leiht zu dessen Fleiß den hohen Namen her.
Am Spieltisch schützt er sich vor leiblicher Zer-
rüttung,
Und was er höchstens schreibt, ist die Besoldungs-
quittung.

Die Feder.

Das hielt' ich freilich aus bis an das Welt-
gericht,
Doch schäm' ich mich.

Der Dichter.

Warum? Der Graf schämt sich ja nicht!

Die Feder.

Er ist ein großer Herr und darf sich viel erlauben.
Was man am Adler lobt, das tadelt man an Tauben.

Der Dichter.

So, so! Nun schlag' ich dir die letzten Orte vor.
Befördre Menschenglück im Lotterie-Comtor,
Geh zu dem Doctor Saft, ein Säftchen zu ver-
schreiben,
Hilf einem Steuerrath die Steuern höher treiben,
Entwirf und führ' ans Ziel der Hofkabalen Plan,
Und zettle Krieg auf Krieg in Cabinetten an!

Die Feder.

Halt ein! Ich sollte mich in Menschenblute baden,
Und den gerechten Fluch der Völker auf mich laden?

Der Dichter.

Verlassen willst du doch der Musen Lustgebiet,
Wo Niemand dich verwünscht und holder Friede
blüht!
Ihm, ach! seit langer Zeit von Land zu Land ver-
trieben,
Ist eine Freistatt nur in Liedern noch geblieben.
Da wird ihm liebevoll, wie einer jungen Braut,
Ein Blumenparadies von Dichtern angebaut.
Ein Chor von Mädchen scherzt im Duft der Rosen-
lauben,
In Bechern von Kristall schäumt Nektar edler
Trauben.

Und wer mit offnem Sinn in diese Schöpfung blickt,
Fühlt sich dem bangen Kreis der Wirklichkeit entrückt. —
Hochherzig aber führt der Dichter oft auch Kriege
Für Wahrheit und für Recht, und freut sich schöner Siege.
Er donnert gegen Trotz und gegen stolzen Wahn,
Doch ruft er Irrende mit Glimpf zur rechten Bahn.
So wirkt er, still beschränkt und von dem Glück verlassen,
Mehr für der Menschheit Wohl als hundert mächt'ge Massen,
Und wenn sein flaches Grab längst Thau und Reif befällt,
Dann lebt und wirkt sein Geist noch in der Oberwelt.

Die Feder.

Wie lockend schilderst du des Sängers Thun und Treiben!

Der Dichter.

Jetzt sprach ich ernst und wahr.

Die Feder.

Laß uns beisammen bleiben!

Langbein.

Bräutigams Ständchen.

Mit Musik v. Hrn. A. Bergt.

In schauerlicher Nacht
Mondlosen Rabendunkel
Hat dennoch Cypris Macht
Durch ihres Sterns Gefunkel
Mich bis hieher gebracht:
O Doris, öffne nun dein Kammerfenster sacht,
Wirf deinen Schmolke weg, und Siegwart oder Bunkel!

Es führt der treue Stern
Verliebte, so wie Schiffe.
Er hält sie beide fern
Vom Graben und vom Riffe.
Der Botsmann zagt nicht viel,
Wenn dieser Stern nur scheint; und sein Guitarren-Spiel
Trifft Amor (horch einmal!) im Finstern selbst am Griffe.

Berauscht von Morpheus Mohn
Schläft todtengleich Matante;
Die Zofen träumen schon
Es schnarcht die Gouvernante;

Rings um uns her ist Ruh:
Wir wachen noch allein, Freund Amor, ich und du,
Von Lauschern unbehorcht, die Morpheus Zauber
bannte.

Betrübt zwar merkt er dich
Am Fenster hocherhaben.
Da stehn wir, er und ich
An dem verwünschten Graben!
Frag nicht: Was wollt ihr? Still!
Ich will, Erhabenste, was er nur darf, nicht will,
Durch bloßes: Gute Nacht! ein wenig ihn erlaben.

Zwar könnte bald und kühn
Sein Flügelpaar hier siegen;
Doch ich mag sonder ihn,
Er ohne mich nicht fliegen.
Geduld! Fromm warten wir
Auf jene beßre Nacht, geweiht dir, ihm und mir!
Itzt soll uns nur der Wunsch für gute Nacht genügen.

Drum gute, gute Nacht!
Die Hofnung steht im Keimen;
Und jene beßre Nacht
Wird endlich doch nicht säumen!
Schlaf flugs und fröhlich ein;
Und träum' in Abschlag, wie dereinst im Kämmerlein
Wir, Arm in Arm geschmiegt, mit offnen Augen
träumen.

Kretschmann.

Lida.

Komm, Röschen, in den Schatten!
Dort ist es kühl und frisch
Auf jenen Veilchenmatten
Am Haselnußgebüsch.

Komm, laß uns Blumen pflücken!
Geschwind für dich zum Kranz!
Das Haar will ich dir schmücken
Als gingest du zum Tanz.

Auch sollst du etwas hören;
Doch — ohne Hinterlist! —
Magst du mir wohl auch schwören,
Daß du verschwiegen bist?

Willst du mich auch nicht necken,
Du lose Schelmin du?
So will ich's dir entdecken —
Nun höre mir nur zu!

Gelockt durch eine Flöte
Die in den Bergen klang,
Ging in der Abendröthe
Ich jüngst das Thal entlang.

Ich irrte durch die Bäume
Am dunkeln Weiher hin,
Und träumte süße Träume
Mit frohem, heitrem Sinn.

Da rauscht' es in den Sträuchen,
Und näher rauscht's heran,
Und aus den grünen Zweigen
Trat rasch ein Jägersmann.

Schnell kam er hergeflogen,
Und bot mir seine Hand,
Und so vereint durchzogen
Wir still das Abendland.

Wie blitzte sein Geschmeide
Im rosenfarbnem Licht!
Wie glänzt' ihm sel'ge Freude
Vom lieben Angesicht!

Wie sang er, wie die Klänge
Der Flöte süß, ein Lied,
Das mehr als Wortgepränge
Die inn're Glut verrieth!

Wie seufzt' er bei der Weide,
Wo mich sein Arm umfing,
Als er mit bangem Leide
Zurück ins Dörfchen ging.

Wie drückt' er mir so innig
So feierlich die Hand,
Als ernst ich und tiefsinnig
Vor unsrer Hütte stand.

Wie küßt' er bei der Pforte
Sanftlächelnd mein Gesicht!
Sein Lächeln — seine Worte —
Vergeß' ich ewig nicht.

Und nun in meinen Träumen,
Im Thal, auf Bergeshöhn
Und unter allen Bäumen
Wähn' ich nur ihn zu sehn.

Dreimal des Tags und drüber
Steh' ich am Weiher da,
Und geh den Busch vorüber,
Wo ich zuerst ihn sah.

Und denk', er soll wohl kommen,
Und wenn ich ihn nicht seh,
So wird mir so beklommen
Und in der Brust so weh! —

Nun, Röschen, setz dich nieder
Und sprich ein traulich Wort;
Doch kommt er etwa wieder:
So — stiehl dich heimlich fort!

August Kuhn.

Der Braut Morgenlied.

Küßt ihr mich, ihr Frühlingslüfte?
Küßt den Morgenthau!
Streuet Andern eure Düfte,
Blumen auf der Au!

Wollen, Traute, mit euch scherzen
Gegen's Abendroth,
Denn es thut dem vollen Herzen
Jetzt ein andres Noth.

Aber wem die liebe Wonne,
Wem sie doch vertraun?
In des Himmels goldne Sonne,
Zieht es mich, zu schaun.

Mit des Mädchens süßen Qualen
Seid ihr wohl bekannt:
O ihr schönen, hellen Strahlen,
Ewig Glut und Brand!

G. P. Schmidt.

Die innere Welt.

1806.

Die Welt entbrennt in neuen Kriegesgluten,
Frech schwingt die Zwietracht ihrer Fackel Brand;
Die Waffen, die noch kaum vom Kampfe ruhten,
Drohn furchtbar in der Krieger Eisenhand,
Und Millionen Menschenherzen bluten.
Zerrissen ist der Eintracht süßes Band.
Es sinken Reiche, stürzen Königskronen,
Und aus den Trümmern steigen neue Thronen.

Der Genius der Menschheit weint und zaget,
Und schlägt zum Himmel auf den Thränenblick.
Doch keiner Hoffnung Morgenschimmer taget,
Und unerbittlich waltet das Geschick.
Der Menschenbrust ist jeder Trost versaget;
Es flieht aus ihr der Glaub' an Ruh und Glück.
Nur die Verzweiflung schüttelt ihre Nattern,
Und läßt empor ihr blut'ges Panner flattern.

Doch ist dem Sterblichen ein Trost geblieben.
Wenn rings um ihn sich Wetterwolken ziehn,
Wenn alle Blüten im Orkan zerstieben,
Heil ihm! er kann der Außenwelt entfliehn.

In seiner Brust ist eine Welt geblieben;
Dort kann er sich ein Paradies erziehn.
Ob um ihn rast des Krieges wild Getümmel,
In seinem Busen lacht ein heitrer Himmel.

Zu Euch entflieht er, hohe Pieriden!
Ihr öffnet mild ihm Eures Tempels Thor;
Und von der düstern Außenwelt geschieden,
Schwebt er, in kühnem Flug, zu Euch empor.
Ihr senkt in seine Brust den goldnen Frieden,
Den hofnungslos die arme Welt verlor.
So pflegt vom Feld, bedeckt mit Blut und Leichen,
Die Lerche singend himmelan zu steigen.

L. Noeller.

Wanderung der Musen.

Wie? reisefertig steht ihr, holde Musen?
Ihr wollt umher nach beßrer Wohnung spähn?
Wohin geht Euer Weg? — „Zu den Tunguſen;
Leb wohl! wer weiß, ob wir uns wiedersehn."

Bürde.

Der Epheu.

Die Fichte.

Sieh, ich erhebe mein Haupt kühnragend in Lüfte des Himmels,
Trotze den Wettern; so steht muthig im Kämpfen ein Held.
Schwaches Pflanzengewächs, du windest dich zitternd am Boden!
Ungleich theilte das Maas herrlicher Kräfte Natur.

Der Epheu.

Schwach wohl bin ich, und schüchtern nur hebt mein zartes Gewind sich;
Aber die Ulme, wie du, steht sie ein glänzender Held!
Und ich rank' an der theuern mich auf mit liebender Sehnsucht:
Liebe gewährt mir die Kraft, die mir versagte Natur.

Louise Brachmann.

Grome.

Ihr denket anders? — Es sei!
Nur bildet keine Parthei!

Haug.

Tanzlied.

Mit Muſik von Herrn Maſcheck.

Heiſa, immer flink und munter,
Nun herauf und nun herunter,
Jetzt zuſammen, dann allein;
Sollſt mein liebes Mädchen ſeyn.

Nun herum, bis ich behende
Jetzt mich wieder zu dir wende,
Nun hinab die langen Reihn;
Sollſt mein liebes Mädchen ſeyn.

Wende mir nicht ſo den Rücken,
Laß dich freundlich wieder blicken!
Wangen, wie ſo hübſch und fein!
Sollſt mein liebes Mädchen ſeyn.

Willſt du ſtehn und dich beſinnen,
Lauf' ich zu den Nachbarinnen.
Willſt du warten? — Böſer Schein!
Sollſt mein liebes Mädchen ſeyn.

Willſt du mit dem Nachbar tauſchen,
Hüpfend mir vorüber rauſchen,
Lauf' ich mit dir aus und ein,
Sollſt mein liebes Mädchen ſeyn.

Tanze du nur hin und wieder,
Ich erhasche dich schon wieder,
Mach dich groß und mach dich klein,
Sollst mein liebes Mädchen seyn.

Nun herum mit dir im Kreise,
Arm in Arm nach rechter Weise,
Also kann es mich erfreun,
Sollst mein liebes Mädchen seyn.

Wirbelnd durch die Luft geschwungen,
So ists recht, nur fest geschlungen,
Schöne Lippen, rother Wein!
Sollst mein liebes Mädchen seyn.

Leise laß uns schweben, hüpfen,
Hurtig, Mädchen, dann entschlüpfen,
Komm, es soll dich nicht gereun,
Sollst mein liebes Mädchen seyn.

St. Schütze.

Bestrafte Unklugheit.

Als Veitin sterbend lag, sprach Veit, anstatt von Leide,
Von einer zweiten Eh', und sie genas vor Neide.

Haug.

Das Kind und der Schmetterling.

Fröhlich folgst du, mein Kind, der regsam geflügelten Blume;
Siehe dein Bild! vor dir spielt es im blühenden Glanz.
Spiele du nach, und erfreue dich so des beweglichen Lebens!
Mußt du es haschen? Du streifst eitel die Farben hinweg.

G. A. H. Gramberg.

Rosaura.

Wie kommt's doch, daß sie, dicht vom Kinn herab bedeckt,
Die kleinste Nacktheit so versteckt? —
O nicht die Ehrbarkeit rieth ihr zu diesem Geize,
Die Schaam nicht, so vermummt zu gehn:
Sie will nur nicht, daß wir, anstatt verborgner Reize,
Verborgne Fehler sehn.

C. A. W. v. Knaw.

Der erste Kuß.

In des Paradieses Auen
Auf dem duft'gen Veilchenmoos
Ruht die lieblichste der Frauen,
Kaum erblüht, auf Adams Schoos.
Sanft des Busens Knospenfülle
Schwellt der Liebe Hauch empor;
Als der Unschuld schönste Hülle
Weht der Locken goldner Flor.

In des Epheu regen Gittern,
Durch der Cedern dunkeln Kranz,
Durch das Laub der Feige zittern
Abendroth und Mondenglanz,
Weben um die zarten Glieder
Wechselnd Glut und Silberlicht;
Balsamblüten gaukeln nieder
Ueber Hals und Angesicht.

Aus dem Strauch der weißen Rosen
Hüpfen Täubchen blendend weiß,
Trippeln, tändeln, flattern, kosen
Um das Paar in näherm Kreis.
Fliehend mit gebognen Schwingen,
Wiederkehrend, schnäbeln sie;
Unter süßem Spiel erringen
Sie den Sitz auf Eva's Knie.

Eva lauscht mit holden Blicken,
Lächelt, seufzt, in stiller Lust,
Läßt die Rosenfinger picken,
Drückt das Täubchen an die Brust,
An die warmen Purpurlippen;
Und mit durstigem Geschwelg'
Scheint die Girrende zu nippen
Von des Mundes Honigkelch.

Feurig glänzt des Jünglings Auge;
Neidend ungekanntes Glück,
Naht er sich dem süßen Hauche;
Eva . . . weicht nur sanft zurück.
Lippe brennt an Lipp'; es windet
Sich zu innigerm Genuß
Arm in Arm — und so erfindet
Man der Liebe Wonnekuß.

Friedrich Kind.

Minona
oder die Kunde der Dogge.

Wie treiben die Wolken so finster und schwer
Dort über die liebliche Leuchte daher!
Wie rasseln die Tropfen auf Fenster und Dach!
Wie treibet's da draußen so wütig und jach,
Als trieben sich Geister in Schlachten!

Und Wunder! Wie plötzlich die Kämpfenden ruhn,
Als bannten itzt Gräber ihr Treiben und Thun!
Und über die Haide, und über den Wald —
Wie weht es herüber so öde, so kalt!
So schaurig vom schimmernden Felsen!

O Edgar! wo schwirret dein Bogengeschoß?
Wo flattert dein Haarbusch? wo tummelt dein Roß?
Wo schnauben die schwärzlichen Doggen um dich?
Wo spähst du am Felsen der Beute für mich?
Dein harret das liebende Mädchen!

Dein harret, o Jüngling! in jeglichem Laut,
Dein harret so schmachtend die zagende Braut;
Es dünkt ihr zerrissen das liebliche Band,
Es dünkt ihr so blutig dein Jägergewand —
Wohl minnen die Todten uns nimmer!

Noch hallet den mooſigen Hügel entlang
Wie Harfengelispel der Minnegeſang.
Was frommt es? Schon blinken die Sterne der Nacht
Hinunter zum Bette von Erde gemacht,
Wo eifern die Minnenden ſchlafen!

So klagt ſie; und leiſe tappt's draußen umher,
Es winſelt ſo innig, ſo ſchaudernd und ſchwer;
Es greift ſie Entſetzen, ſie wanket zur Thür,
Bald ſchmiegt ſich die ſchönſte der Doggen vor ihr,
Der Liebling des harrenden Mädchens;

Nicht, wie ſie noch geſtern mit koſendem Drang,
Ein Bote des Lieben, zum Buſen ihr ſprang —
Kaum hebt ſie vom Boden den trauernden Blick,
Schleicht wieder zum Pförtchen, und kehret zurück,
Die ſchreckliche Kunde zu deuten.

Minona folgt ſchweigend mit bleichem Geſicht,
Als ruft es die Arme vor's hohe Gericht —
Es leuchtet ſo düſter der nächtliche Strahl —
Sie folgt ihr durch Moore, durch Haiden und Thal
Zum Fuße des ſchimmernden Felſen.

„Wo weilet, o ſchimmernder Felſen, der Tod?
Wo ſchlummert der Schläfer, von Blute ſo roth?“
Wohl war es zerriſſen das liebliche Band,
Wohl hatt' ihm, geſchleudert von tückiſcher Hand,
Ein Mordpfeil den Buſen durchſchnitten.

Und als sie nun nahet mit ängstlichem Schrei,
Gewahrt sie den Bogen des Vaters dabei:
„O Vater, o Vater, verzeih es dir Gott!
Wohl hast du mir heute mit frevelndem Spott
So schrecklich den Dräuschwur erfüllet!

Doch soll ich zermalmet von hinnen itzt gehn?
Er schläft ja so lockend, so wonnig und schön!
Geknüpft ist nun ewig das eherne Band;
Und Geister der Väter im Nebelgewand
Ergreifen die silberne Harfe.“

Und plötzlich entreißt sie mit sehnender Eil
Der Wunde des Lieben den tödenden Pfeil;
Sie stößt ihn, ergriffen von Freuden und Weh,
Mit Hast in den Busen, so blendend als Schnee,
Und sinket am schimmernden Felsen.

Bertrand.

Vags Wunsch.

Mein Liebestaumel ist vorbei;
Doch hielt ich gern auf Wort und Ehre.
O mache, Söhnchen der Cythere,
Nur bald Rosettchen ungetreu!

Haug.

Lied beim Bischoff zu singen.

Was wird so feierlich einhergetragen?
Scheint mehr als Unser eins!
Es ist so dick, als wär's nur Bauch und Magen,
Und voll des süßen Weins.

Ein Bischoff ist's, den Ketzer selbst verehren;
Sie sammeln sich um ihn,
Und fühlen sich bei seinen sanften Lehren
Von heil'gem Feuer glühn.

Wenn so sich zeigt der süße Saft der Trauben
In geistlichem Gewand,
Da sind wir alle stracks von einem Glauben,
Und reichen uns die Hand.

Und singen laut an unsrer Tafelrunde
Mit fröhlichem Gesicht:
„Genießen soll man jede gute Stunde,
Und Freud' ist unsre Pflicht."

Und wird uns aus des Lebens Reiseranzen
Manch Herbes aufgetischt:
Wohl dem, der so die bittern Pomeranzen
Zu süßem Tranke mischt!

A. H.

An G. A. Eberhard.

Freund, Egeria's Gerieſel
Wallt nicht über Goldſand hin;
Froh und frei, wie Kindesſinn,
Tanzt es über arme Kieſel
Unter Blütenzweigen hin.
Auch der Ruhm iſt nur ein Schatten,
Der, wenn unſer Licht verliſcht,
Bald ſich von der Stelle wiſcht,
Wo wir einſt geſungen hatten.
Dennoch ehren wir die Kraft,
Die aus ihrem Flammenfeuer
Blitze ſchießt für Ungeheuer,
Oder Himmel ſingt und ſchafft.
Ob die rauhe Zeit es höre,
Was die ſanfte Muſe ſpricht:
Das, geliebter Freund, das ſtöre
Deine Muſenſtunden nicht.
Laß die Zeit vorüber wüten!
Deine Nachtigallen fliehn
Zu den Hesperidenblüten
Roſenfarbner Phantaſie'n.

Tiedge.

An P. Flemming.

Den zarten Sinn, das innige Behagen,
Die unkunstvolle Kunst, das schlichte Wesen,
Das bunte Spiel, das seiner selbst Vergessen,
Der anmuthsvollen Bilder sichres Wagen,

Das fromme Herz, das kindliche Verzagen,
Und der Gefühle wunderbares Lösen —
So, Flemming, hab' ich Dich aus Dir gelesen,
Und will Dich stets an meinem Herzen tragen.

Den Weltgemüthern heißt Dein Buch veraltet,
Vergessen schlummerst Du im frühen Grabe,
Im Tode so bescheiden, als im Leben.

Doch jener Bote, der nicht fern mehr waltet,
Wird Dich erwecken mit dem Liljenstabe,
Und aus der Gruft zu uns wirst Du Dich heben.

Isidorus Orientalis.

Der Teufel und die Malerin.

Es war eine Malerin, jung und fein,
Die malte nur Engel mit Heiligenschein,
Und machte viel fromme Leut';
Den Teufel aber verdroß es sehr,
Ihm wurde die Hölle so menschenleer,
Wie kaum zur Apostelzeit.

„Noch trägt sie ein fleischliches Herz in der Brust,
Ich muß es verkehren in Liebeslust!"
So dacht' er im argen Sinn,
Und hüllt' in Scharlach und Seide sich ein,
Und tritt in Gold und Silber herein
Zur heiligen Künstlerin.

„Mich treibt nicht irdische Eitelkeit,
Auch ist es kein Mädel, um das ich gefreit,
Das etwa mein Bildniß begehrt;
Die Mutter ist es, die weit von hier
In Kummer und Krankheit verlanget nach mir,
Und deines Erbarmens werth."

Es freut sie die Bitte; schon saß er da;
Und wie nun ins funkelnde Auge sie sah,
Schoß heimliches Feuer hervor;
Und doch je heller und heller es sprüht,
Je mehr ist sie nur mit der Kunst bemüht,
Zu malen das Flammenthor.

Und wie sie zur strahlenden Wange ging,
Da war es, als ob sie ein Engel umfing
Im rosigen Morgenduft;
Und doch — je röther und röther er glüht,
Je mehr sie den Blick ins Irdische flieht,
Zu treffen die Himmelsluft.

Und wie sie zum purpurnen Munde kam,
Umblüht ihn ein Lächeln so wundersam,
Der Mond scheint lieblicher nicht;
Und doch — je milder und milder er lacht,
Je mehr ist sie nur auf die Kunst bedacht,
Zu treffen das Mondenlicht.

Und wie sie zur denkenden Stirn sich wagt,
Da ist es, als bräche, von Wolken umragt,
Ein murmelndes Wetter herein;
Und doch — je ernster und ernster er schaut,
Je fester nur hat sie der Kunst sich vertraut,
Zu treffen den Wetterschein.

Da wankt der Teufel in seiner List,
Und wie sie vergleichend die Wangen ummißt,
Zergeht der harmonische Bund:
Zu roth ist die Wange, das Kinn zu klein,
Und wolkigte Züge statt Mondenschein
Umkreuzen den schwellenden Mund.

Sie eilet und bessert mit schärferem Sinn,
Macht bleicher die Wangen und länger das Kinn,
Und müht sich, so viel sie kann;
Doch kehret sie wieder zur Stirn zurück,
So siehet er wieder mit anderem Blick
Mit anderen Augen sie an.

Bald brennt er in heißer Liebesglut,
Bald schaut er düster vor Zorneswut,
Bald schmachtet er freundlich und mild;
So übet er jegliche Leidenschaft,
Und immer ergreifet des Pinsels Kraft
Von allem ein werdendes Bild.

Zuletzt da starret aus Schatten und Licht
Mit irdischen Lüsten ein gräßlich Gesicht:
Die Augen in Zwietracht verkehrt,
Die Wangen hinauf und hinabgeschwellt,
Die Nase verhöhnend hinaufgestellt,
Der Mund von Begierden empört.

Die Künstlerin bebt lautschreiend zurück,
Und wie sie aufs neue erhebet den Blick,
Da schwankt' es zur Thür hinaus,
Schleppt nach an der Schwelle den stolpernden Huf;
Die Nachbarn hörten den Klageruf,
Und stürzen ins rauchende Haus.

Nun steht der Teufel im Bildniß da,
Das Volk strömt wandernd von fern und nah,
Bleibt schaudernd am Markte stehn.
Es kommen die Priester und führen mit Hohn
Zum Dom es hinauf in Procession,
Da ist es noch jetzo zu sehn.

St. Schütze.

Verzweiflung eines Autors.

O weh! mein Buch ist schlecht. Ich muß vor Schaam erblassen.
Wie so mein Freund? Hat Zeitung und Merkur
Es nicht gelobt? Das wohl, doch die Censur
Hat unverdammt es durchgelassen.

Pf.

Der Witwe Morgenlied.

Was lispelst du mir, Blütenhain?
Ich hab' es nicht vernommen.
Was buhlst du, lieber Sonnenschein?
Ich hör' und fühle mich allein,
Und kann zu dir nicht kommen.

Drum laßt mich weiter, weiter gehn —
Wo seid ihr Thränenweiden?
Wir werden besser uns verstehn,
Wir haben uns wohl oft gesehn,
Und kennen unsre Leiden.

G. P. Schmidt.

An Parcidus.

Dir gab der Götter Gnad und Zorn
Ein reiches Weib, o Parcidus!
Du hast des Ueberflusses Horn,
Und ach! des Hornes Ueberfluß.

Haug.

Der Hahn und der Kapaun.

Ein Haushahn ging mit Frau und Kindern!
Still und gemüthlich seinen Pfad,
Um hämisch seine Lust zu mindern,
Rief ein gefiederter Kastrat:
„Ei wie du stolz bist auf die Deinen!
Dich macht die Vaterliebe blind;
Denn unter allen diesen Kleinen
Seh' ich kein einzig schönes Kind.
Es sind gemeine Dorfnaturen,
Erbärmlich ungelenk und platt,
Kurz, sehr alltägliche Figuren,
An welchen Niemand Freude hat." —

„Hm!" sprach der Hahn: „Du schwacher Sünder,
Wie hoch du deine Saiten spannst!
Bekrittle doch nicht meine Kinder,
Da du selbst keins erzeugen kannst!"

* * *

Ein Fabelchen für manchen Dichter
Und seine matten Splitterrichter.

Langbein.

Eidyllion.

Dreifach erſcheint uns jeglicher Tag des erfreuenden Lebens:
Blüte wird er zuvor, welche die Hofnung gezeugt;
Frucht in Gegenwart nun; den Kern pflanzt ſtill die Erinnrung,
Und das Genoſſene wächſt wieder zum Leben herauf.

G. A. H. Gramberg.

Der Stern und der Irrwiſch.

„Schöne brüderliche Flamme!“
Rief dem Stern der Irrwiſch zu,
Und verloſch im nächſten Nu
Unbemerkt auf ſeinem Schlamme.

Friedrich Kind.

Sang höherer Weihe.

Zur Gesangsweise:
Zeiten schwinden, Jahre kreisen. 2c.

Einer.

Liebe Brüder, welch ein Schweigen?
Liebe Schwestern, wie so still?
Laßt empor Gesänge steigen!
Lied ertön' und Vaudevill!
Heil den Menschen, welche singen
In der Herzen Vollerguß!
Sie umweht mit Schwanenschwingen,
Harmonie, dein Genius.

Alle.

Wir empfangen ihn und bringen
Dank ihm dar und Weihekuß.

Einer

Von dem ersten Wiegenliede
Bis zum letzten Grabchoral
Führt der Harmonie Silfide
Lieblich durch das Erdenthal.
Vor Gemeinem übergleitend,
Strebt zum Würdigen sein Flug,
Und Gefühle, widerstreitend
Eint er im Magnetenzug.

Alle.

Preis ihm, der uns, sicher leitend,
Zu des Lebens Höhen trug!

Einer.

Bei des Schicksals Sturmgedränge
Schwindet unsers Daseyns Traum,
Der Systeme Wortgepränge
Und der Mystik Wellenschaum.
Aber felsenfesten Glauben,
Tief dem Innern eingeprägt,
O kein Sturm darf euch ihn rauben!
O bewahrt ihn unverletzt!

Alle.

Bis zu jenen Himmelslauben
Bleibt er theuer uns, wie jetzt.

Einer.

Im Beschaun der Sternendome
Wird der Mensch sein selbst bewußt,
Lauscht der Flut am Zeitenstrome,
Wie dem Gott in eigner Brust;
Flüchtet durch der Schöpfung Räume,
Bis zum unerforschten Quell,
In das Thal der Lebensbäume,
Zu der Gottheit Fußgestell.

Alle.

Es enthüllt sich das Geheime!
Glanz verklärt das Dunkelhell.

Einer.

Auf den schnell durchmeßnen Bahnen
Vom Geburt- zum Sterbetag,
Bleibt das Wissen — leises Ahnen!
Kärglich des Erspähns Ertrag.
Doch dem Geist, reich ausgestattet,
Flammt ein unverletzbar Licht,
Das, ob Nebel es verschattet,
Allerhellend sie durchbricht.

Alle.

Folgt, durch Kämpfen unermattet,
Dem Bewußtseyn und der Pflicht!

Einer.

Von dem Thron sei bis zur Hürde
Glauben uns an Menschheit werth,
Den Gefühl der innern Würde
Uns verbürget und verklärt.
Daß er unverrückt bestehe,
Sich bewähre ungeschwächt,
Zieht zur selbsterrungnen Höhe,
Brüder, aufwärts das Geschlecht.

Alle.

Dieses Glaubens Kraft vergehe
Nimmer wie der Menschheit Recht!

Einer.

Nicht in Theoriensyrten,
Nicht bei eitler Größe Glanz,

Grünen Eichen, sprossen Myrten
Für den ächten Bürgerkranz.
Wirken laßt uns! helfen! rathen!
Vorwärts strebe Sinn und Blick!
Nimmer Aernten ohne Saaten!
Muth besiegt selbst das Geschick.

Alle.

Unser Ziel ist: edle Thaten!
Unsre Loosung: Bürgerglück!

Einer.

Schwer erreicht im kalten Prüfen,
Spricht sich kräftig aus, gedeiht
In des frommen Herzens Tiefen
Glaube an Unsterblichkeit!
Steigt im Fortgang unsers Strebens
Nach dem Bessern, des Vereins
Mit der Tugend, des Erhebens
Zu der Gottheit mit uns eins.

Alle.

Tod ist Fortsetzung des Lebens!
Anbeginn verklärten Seyns!

Arthur vom Nordstern.

Der Apfel aus Balsora.

Nach Scheherezade.

Die Weisheit und Strenge Harum Al Raschids, des Kalifen zu Bagdad, seine Gewohnheit, die Straßen und öffentlichen Plätze bei Nachtzeit unerkannt zu durchwandeln, um von der Ausübung seiner Befehle sich mit eignen Augen zu überzeugen, ist genugsam bekannt. Einstmals, als er auf einem solchen nächtlichen Spaziergange in einfacher Tracht und blos von dem Groß-Wessir Giaffar, aus dem Stamm der Barmeciden, und Mesrur, dem Oberkämmerling, begleitet, in ein enges Gäßchen einlenkte, begegnete ihm ein Greis, mit langem, schneeweißen Barte, der ein Netz auf der Achsel, einen Weidenkorb in der Hand trug, und, wie man im Mondschein sehr deutlich gewahren konnte, von Alter und Kummer niedergedrückt, an einem Stabe nur mühsam sich fortschleppte.

Der Kalif gab dem Wessir einen Wink, den Alten anzureden. — „Wer bist du, guter Freund?“ —

fragte Giaffar. — Ich bin ein Fischer" — antwortete der Greis — „aber gewiß der ärmste und unglücklichste, den es je gab. Mit frühem Morgen verließ ich heute meine Hütte, um zu fischen; jetzt, im Dunkel der Nacht, kehre ich zurück, ohne auch nur einen Weißfisch gefangen zu haben; meine Frau und meine Kinder müssen nun ungesättigt einschlafen."

Der Kalif konnte dieß unmöglich anhören, ohne von Mitleid ergriffen zu werden. — „Ist das Glück dir nicht günstig" — sprach er zu dem Fischer" — „so ist es mir vielleicht desto günstiger. Laß uns denn etwas mit einander wagen! Entschließe dich, mit mir umzukehren, und noch einmal das Netz auszuwerfen; ich kaufe dir deinen Zug und meine Hofnung im voraus mit hundert Zechinen ab!"

Der Fischer bedachte sich keinen Augenblick; die Freude über einen so vortheilhaften Handel schien ihn mit neuer Kraft zu beleben und gleichsam zu verjüngen. Man langte in kurzem am Ufer des reißenden Tigris an; das Netz wurde eilig geworfen, und schon die Anstrengung, mit welcher es gezogen werden mußte, versprach einen sehr reichlichen Fang. Doch fand sich statt der gehofften Fische eine verschlossene hölzerne Kiste von ziemlicher Größe,

aber mäßiger Schwere. Der Kalif ließ sogleich dem Fischer die versprochene Summe auszahlen; Mesrur, der Kämmerling, mußte die Kiste auf seine Schultern nehmen, und man eilte neugierig, den Inhalt derselben zu untersuchen, nach dem Palast.

Als man die Kiste zerschlagen hatte, zeigte sich ein großer, von Palmblättern geflochtener Korb, dessen Oefnung mit einem rothen Faden zusammengeheftet war. Die mit jedem Augenblick steigende Ungeduld des Kalifen verstattete keine Zeit, den Faden zu lösen; man zerschnitt ihn, und zog aus dem Korbe einen mit Teppichen umwickelten und mit Stricken zusammengeschnürten Pack. Man riß hastig Stricke und Teppiche aus einander, und sah mit Entsetzen den Leichnam eines jungen Frauenzimmers, blendend wie Schnee, doch in Blute schwimmend.

Das Erstaunen des Kalifen wurde plötzlich von dem heftigsten Zorne verdrängt. — Elender!" — redete er mit einem wütenden Blick den Wessir an — „wachst du also über die Sicherheit meines Volks? Fast unter meinen Augen, innerhalb meiner Hauptstadt, werden unbestraft Meuchelmorde begangen, und man wirft die Gemordeten in den Strom, daß sie einst am Tage des Gerichts die göttliche Rache wider mich aufrufen?" —

„Unwürdiger meiner Gnade, meines Vertrauens!“ — setzte der Kalif dann hinzu — „ungeahndet soll dir dieses nicht hingehen. Wenn du nicht in kurzem den Mörder dieser Unglücklichen mit dem Tode bestrafst, so — bei dem heiligen Namen Gottes sei es geschworen! — so sollst du selbst mit vierzig deiner Verwandten erwürgt werden!“

Der Wessir zitterte. Er flehte um einen Aufschub von drei Wochen, während dessen er alles anwenden wolle, den Thäter zu entdecken; allein der erzürnte Kalif gestattete ihm nur eine Zeit von drei Tagen.

In unglaublicher Bestürzung und Verwirrung kehrte Giaffar in sein Haus. Je länger er über Al Raschids Bescheid nachdachte, desto bedenklicher dünkte ihm seine eigne Lage. — „Ach wie ist es wahrscheinlich“ — so sagte er zu sich selbst — „wie läßt es sich hoffen, in dem volkreichen Bagdad einen Mörder ausfindig zu machen, der dieß Verbrechen gewiß ohne Zeugen, im Schatten der Nacht, verübt, und ohne Zweifel schon längst durch schnelle Flucht sein Leben gesichert hat?“ —

„So wäre denn ich“ — fuhr er fort — „so wären vierzig der Meinigen ohne Rettung! Der Kalif hat bei dem heiligen Namen Gottes geschwo-

ren, und kann, selbst wenn ihn sein Jähzorn gereu» te, diesen Eid nicht brechen! — — Zwar — ein Mittel blieb noch übrig. Ich könnte irgend einen Gefangnen für den Mörder ausgeben, könnte ihn hinrichten lassen, um den Kalifen zu beruhigen." —

Der edle Giaffar ging einige Male hastig auf und ab. „Nein! nein, Giaffar!" — rief er dann aus — „Du wirst dein Gewissen nicht durch ein Bubenstück brandmarken! Du wirst dieß unbefleck» te graue Haupt eher dem Strange darbieten, als durch Betrug ein schimpfliches Leben retten!"

Der Wessir hatte indessen alle, unter seinem Be= fehl stehende, höhere und niedere Gerichtsbediente in seinen Vorzimmern versammeln lassen. Er trat zu ihnen hinaus, und gab ihnen den schärfsten Be= fehl, dem Verbrecher auf das sorgfältigste nachzu» forschen; er machte sie auf den Schimpf, ja sogar auf die ihnen selbst drohende Strafe aufmerksam, wenn eine in ihren Bezirken verübte, so grausame That von ihnen unentdeckt blieb'; er sparte weder Drohungen, noch Verheißungen, sie zur genauesten Erfüllung ihrer Pflicht anzutreiben. Doch umsonst! so viel Mühe man auch anwandte, so wenig gelang es doch, selbst nur eine Spur zu erlangen, und der

Weſſir ſah zuletzt ein, daß ohne ein Wunder der gewiſſe Tod ihm bevorſtehe.

Der Morgen des dritten Tages, der letzte ihm vergönnte Augenblick brach heran, und bald erſchien die vom Kalifen geſandte Wache, um Giaffar nach dem Palaſt abzuholen. Sobald der Kalif ihn erblickte, verlangte er Auskunft über den Mörder; als aber der Weſſir den gänzlichen Mangel einer Entdeckung frei bekannte, gerieth der Kalif aufs neue in eine furchtbare Wut, und gab augenblicklich Befehl, den Weſſir nebſt vierzig andern ſeines Geſchlechts vor dem Thor des Palaſts aufzuknüpfen.

Schon wurden die dem Tode beſtimmten Barmeciden aus ihren Häuſern geſchleppt; ſchon war man beſchäftigt, die Galgen aufzurichten; ſchon hatte ein Herold in der Stadt bekannt gemacht, daß der Groß-Weſſir, zur Strafe vernachläſſigter Gerechtigkeitspflege, mit vierzig ſeiner Anverwandten, gehenkt werden ſolle; ſchon wurden die Verurtheilten von dem Blutrichter und den Schergen aus dem Palaſt geführt, und unter die Galgen geſtellt; ſchon legte man ihnen den tödtlichen Strick um, und das verſammelte Volk, das Giaffar und ſeine Verwandten außerordentlich ehrte und liebte, erwartete mit Thränen die Vollziehung des ſchrecklichen Ausſpruchs.

Da drängte sich ein junger, wohl gekleideter Mann durch das Gewühl, eilte zu Giaffar, küßte seine Hand und sprach: „Erhabner Wessir, nicht du und die edlen Barmeciden, ich allein bin des Todes schuldig. Sehet in mir den Mörder des im Tigris gefundenen Frauenzimmers!

Erfreuet, doch zugleich tief gerührt, blickte der Wessir auf den bedauernswürdigen Verbrecher, in dessen Mienen kein Zug von Bosheit, wohl aber die Spuren des edelsten Gemüths und des tiefsten Kummers augenscheinlich zu finden waren. Man eilte, dem Wessir und seinen Verwandten die todtbringende Schnur abzunehmen und den Jüngling zu verhaften; man brachte den Schuldigen und die durch sein Geständniß Geretteten vor den Kalifen.

Hier warf sich Giaffar auf sein Angesicht, küßte siebenmal die Erde, und berichtete dem Kalifen, daß dieser Jüngling sich vor allem Volk als Mörder des jungen Frauenzimmers angezeigt habe. Der Kalif, auf der empfehlenden Gestalt des Verbrechers verweilend, wollte dieß kaum glauben, und fragte den Jüngling mit Milde und Ernst, ob er sich wirklich einer so schrecklichen Missethat schuldig gemacht habe?

„Ich schwöre bei dem großen Gotte," — so antwortete der Gefangene — „bei dem Schöpfer des hohen

Himmels, daß ich die gefundene junge Frau vor vier Tagen getödet und in den Tigris geworfen habe. Ich will gesondert werden von den Gläubigen am Tage des göttlichen Gerichts, wenn meine Worte nicht wahr sind!"

Der Kalif, durch den schweren Eid des jungen Mannes von seiner Mordthat überzeugt, und durch sein offnes Bekenntniß zugleich für ihn eingenommen, fragte ihn aufs neue: „Aber was konnte dich bewegen, Unglücklicher, eine so gräßliche That zu begehen? Was konnte dich bewegen, dich selbst dem Tode zu überliefern?"

„Beherrscher der Gläubigen!" — erwiederte der Jüngling — „sollte es auch mein Verbrechen in Aller Augen vergrößern, so bekenne ich doch frei, daß die Ermordete meine eigne Frau war. Ich bin ein Kaufmann von mäßigen Vermögensumständen; die Getödete ward schon in ihrem zwölften Jahre mit mir vermählt. Sie hat mir in den eilf Jahren unsers Ehestandes drei Söhne geschenkt, welche noch leben, und ich muß ihr das Zeugniß geben, daß sie mich nie auch nur mit einem Worte betrübt hat. Eben so bescheiden, als sanft und verständig, eben so sittsam, als schön, dachte sie auf nichts, als mich zu

erfreuen; ich liebte sie grenzenlos, und mein einziger Wunsch war, jedem der ihrigen zuvor zukommen."

„Es sind nun ungefähr zwei Monate, seit meine geliebte Fatme krank ward. Ich versuchte jedes Mittel, um ihre Gesundheit herzustellen, und mein Bestreben gelang in so weit, daß sie nach einem Monate sich zu bessern schien, und sich in dem Stande befand, wieder einmal das Bad zu besuchen. „Liebster Mann!" — sagte sie zu mir liebkosend, ehe sie ausging — „ich verspüre schon seit einiger Zeit ein unbeschreibliches Gelust, Aepfel zu essen; ich fürchte sogar, daß, wenn diese Begierde nicht befriedigt würde, mir irgend ein Uebel zustoßen könne. Du würdest mich aufs höchste erfreuen, wenn du mir Aepfel verschafftest!"

„Man kann leicht denken, ob ich ihr meine Bereitwilligkeit bezeigte, diesen Wunsch, wo nur immer möglich, zu erfüllen. Ich begab mich augenblicklich auf die Märkte, um Aepfel zu kaufen; allein da eben erst die Zeit der Blüte war, so glückte es mir nicht, auch nur einen einzigen zu bekommen, ob ich schon für das Stück eine Zechine bot. Mißvergnügt über diesen widrigen Zufall kam ich heim, und mein Verdruß stieg aufs höchste, als meine Frau, aus dem Bade zurückkehrend, mit auffallender Lüsternheit nach

den Aepfeln fragte, und die Unlust über ihre vereitelte Hofnung, trotz aller Anstrengung, nicht gänzlich unterdrücken konnte, ja in der ganzen folgenden Nacht kein Auge zuschloß. Schon mit frühem Morgen stand ich auf, um in alle umliegende Gärten zu gehen; doch war ich auch heute in der Hauptsache nicht glücklicher, als am vorigen Tage, ob mir schon ein alter Gärtner versicherte, daß zwar hier alle Mühe umsonst sei, in den Gärten Eurer Majestät zu Balsora aber gewiß Aepfel zu kaufen wären.“

„Die zärtliche Liebe zu meiner Frau, ein Blick auf ihre blasse Wange, auf ihre durch die Schlaflosigkeit matter gewordenen Augen, erzeugten alsbald in mir den Entschluß, selbst eine Reise nach Balsora nicht zu scheuen. Ich theilte Fatmen meinen Vorsatz mit; sie umarmte mich mit inniger, dankbarer Freude, und ließ mich ohne den mindesten Einwand ziehen. Die Sorgfalt für meine Kranke, der Eifer für meine Geschäfte, die ich nur ungern verlassen hatte, beschleunigten meine Schritte; ich kaufte zu Balsora drei Apfel, mit dem Namen des großen Kalifen, unsers Herrn, bezeichnet. Sie waren die einzigen im ganzen Garten; ich bezahlte das Stück mit zwei Zechinen, und traf nach vierzehn Tagen glücklich in Bagdad wieder ein. Mit der ungedul-

digsten Erwartung, wie angenehm meiner Frau dieses Geschenk seyn würde, überreichte ich ihr die Aepfel. Sie dankte mir zwar zärtlich, doch weniger feurig, als ich gehofft hatte, sagte, ihre Sehnsucht sei indessen vergangen, und begnügte sich, die Aepfel neben sich hinzulegen. Ich hielt sie noch immer für krank, und entschuldigte damit bei mir selbst ihre Gleichgültigkeit."

„Einige Tage nachher, da ich auf dem Gewandmarkte in meiner Bude saß, sprang ein schwarzer Sklave bei mir vorbei; er hielt einen Apfel in der Hand, den ich augenblicklich für einen von den drei in Balsora eingekauften erkannte; auch mußte es einer von diesen seyn, weil in allen Gärten zu Bagdad noch kein einziger gereift war."

„Meine Bestürzung, mein Schreck, kannte keine Grenzen. Meine weite Versendung nach Aepfeln, die Fatme, ohne sie zu berühren, bei Seite gelegt hatte, und nun einer dieser Aepfel, von mir mit Hintansetzung der dringendsten Geschäfte, mit mancher Beschwerde erlangt, mit hohem Gelde erkauft, mit der innigsten Liebe dargebracht, im Besitz eines elenden Sklaven — wär' es wohl zu verwundern gewesen, wenn ich alle Fassung verloren hätte? Dennoch bemeisterte ich meine Hitze. — „Guter

Sklav!“ — rief ich dem Schwarzen nach — verzieh ein wenig, und sage mir, wo sind solche Aepfel zu kaufen?“

„Der Sklave kam einige Schritte zurück. — „Ei, was geht mich das an?“ — erwiederte er mit schelmischem Grinsen — „Der Apfel ist ein Geschenk meines Liebchens! Ich besuchte sie eben, und fand drei der schönsten Aepfel bei ihr. Wir hatten ihren Mann, den guten ehrlichen Tropf, wegen dieser Aepfel nach Balsora gesprengt: der Spaß schien mir doch auch gar zu lustig, und ich steckte bei unserer letzten Umarmung zum lustigen Andenken einen davon zu mir!“ — Mit diesen Worten lief er eilig davon, und war bald aus meinen Augen.“

„Alle meine Besinnung verließ mich nun; ich verschloß, über mein Unglück brütend, meine Bude, eilte nach Hause, nach dem Zimmer meiner Frau, und sah nach den Aepfeln. Es lagen in der That nur noch zwei an der vorigen Stelle, und als ich nach dem dritten fragte, wandte meine Frau langsam ihr Gesicht und antwortete, wie mir es schien, mit einiger Verlegenheit, sie wisse nicht, wer den dritten genommen habe. Meine Eifersucht verwandelte sich in Wut; ich zweifelte keinen Augenblick mehr an Fatme's Treulosigkeit; ich zog den Dolch aus mei-

nem Gürtel, und stieß ihn der Unglücklichen in die Brust. Kaum sah ich sie todt zur Erde sinken, als eine unglaubliche Angst mich überfiel; ich wickelte den Leichnam in einen Teppich, steckte ihn in einen Palmkorb, verschloß alles zusammen in eine Kiste, und trug diese bei einbrechender Nacht in den Tigrisstrom."

„Düster vor mich hinstarrend, fast ohne Gefühl, kehrte ich heim; ich trat, ohne noch mein Herz durch Thränen erleichtern zu können, an das Bette meiner Frau; ich trat an das Bette meiner Kinder. Nur die beiden jüngsten lagen darin und schliefen; der Aelteste hatte sich in einen Winkel versteckt, kam jetzt hervor und umschlang, bitterlich weinend, meine Knie."

„Was weinst du?" — fuhr ich ihn schrecklich an — „Wo bist du gewesen? Willst du mich verrathen? Hast du mit angesehen — —"

„Ach, lieber Vater!" — rief der Knabe schluchzend — „du wirst auf mich zürnen, und die liebe Mutter auch. Ich nahm ihr heute heimlich einen von den schönen Aepfeln, die du für sie mitgebracht hattest — —"

„Du? du?" — schrie ich in der wildesten Verzweiflung, und riß den Knaben heftig in die Höhe.

Meine Sinne vergingen mir; ich schwankte, und sank auf ein naheſtehendes Ruhebette.“

„Da ich mich erholte, lag der Knabe vor mir auf den Knieen, und bedeckte meine Hände mit Thränen und Küſſen.“ — Schlage mich nicht, lieber Vater! Vergieb mir, und bitte die Mutter, daß ſie mir auch vergebe. Ich kann nichts dafür, gewiß, ich kann nichts dafür; ich wollte nur damit ſpielen, und hab' ihn dem garſtigen Schwarzen nicht gutwillig gegeben; er hat ihn mir genommen!“

„Meine innre Beklemmung verdoppelte ſich; ich fürchtete, ein mehreres zu hören, und konnte es doch nicht unterlaſſen; ich drang in den Knaben, mir alle Umſtände aufs genaueſte zu erzählen. — Ich hatte ſchon lange mit dem Apfel geſpielt“ — ſagte er mit kindlicher Unſchuld — „und wollte ihn ſchon wieder in das Haus tragen; da lief ein großer ſchwarzer Sklave vorbei, und riß mir den Apfel aus der Hand. Ich lief ihm nach, und bat ihn, mir meinen Apfel wieder zu geben. Ich ſagte ihm, meine Mutter ſei krank, und du, lieber Vater, wärſt nach Balſora gereiſt, um die drei Aepfel zu holen. Aber er lachte mich aus, ſtieß mich zurück, und lief, ſo ſchnell er nur konnte, um eine Ecke. Ich fürchtete mich nun, es der guten Mutter zu ſagen, das

mit ſie nicht etwa noch kränker würde; ich ging vor die Stadt, und wollte warten, bis du wieder zu Hauſe wärſt; es wurde finſter; ich ging heim; ich ſuchte dich, ich ſuchte die Mutter — aber da ich Niemanden fand, ſcheute ich mich, und verſteckte mich, bis ihr heim kämet. Ach, ſei nicht böſe auf mich, und ſage lieber der Mutter gar nichts davon!"

„Die Unſchuld meiner geliebten Fatme war nun gewiß; ich drückte den armen Knaben in meine Arme, und hieß ihm, ſich zu Bette zu legen; mein Unglück, mein Verbrechen ſtand Tag und Nacht, in ſeiner ganzen furchtbaren Größe vor mir. Doch ſuchte ich nach und nach meinen Schmerz zu bekämpfen, und nur erſt in dem Augenblicke, als ich erfuhr, daß der edle Weſſir und vierzig Barmeciden die Strafe meiner Schuld büßen ſollten, zwang mich mein Gewiſſen, nicht Verbrechen auf Verbrechen zu häufen, und meine Miſſethat durch den Tod ſo vieler Unſchuldigen nicht zu vergrößern." —

Der Kalif hatte mit Erſtaunen zugehört, und fand am Schluſſe den Angeklagten mehr des Mitleids, als der Todesſtrafe, würdig. — „Deine That" — ſprach er zu dem jungen Kaufmann — „verdient Verzeihung bei dem göttlichen, Scho-

nung bei dem menschlichen Richter. Du hast aus Liebe gesündigt, und das Gefühl, die Geliebte unschuldig getödtet zu haben, dein Verlust ist Strafe genug. Nur der boshafte Schwarze ist die wahre Ursache des Mords; er allein soll bestraft werden." — „Dir also" — so wandte er sich zu Giaffar — „übertrage ich die Sorge, ihn aufzusuchen, und gönne dir drei Tage Zeit dazu. Bringst du ihn während dieser Zeit nicht heraus, so büßest du dennoch deine Nachlässigkeit in Erfüllung deiner Pflicht mit dem Tode!"

Giaffar, der sich durch das eigne Angeben des Thäters schon ganz für gerettet angesehen hatte, erschrak nicht wenig über diesen neuen strengen Befehl. Er entfernte sich in tiefer Betrübniß; er war überzeugt, daß es dem Kalifen nur um eine Ursache, ihn zu tödten, zu thun sei, und daß er zuverlässig nur noch drei Tage zu leben habe. Denn, war es vorher unmöglich gewesen, einen Mörder zu entdecken, der eine ziemlich geräumige Kiste bis zum Strande des Tigris geschafft hatte, wie war es erst wahrscheinlich, einen Schwarzen ausfindig zu machen, der bloß einem Kinde im Vorbeilaufen einen Apfel entwandt hatte?

Der Wessir verlebte daher, ohne wegen des

Schwarzen auch nur die mindeste Untersuchung anzuordnen, die ersten zwei Tage in dem Schooße seiner Familie, welche unaufhörlich über den Tod ihres Erhalters wehklagte, und die Grausamkeit des Kalifen verwünschte; als aber der dritte Tag herannahte, bereitete er sich mit männlicher Standhaftigkeit zum Tode, und errichtete in Gegenwart des Kadi sein Testament. Dann nahm er von seinen Angehörigen und Dienern zärtlichen Abschied, und kaum hatte er sich aus den Armen der Seinigen gerissen, als ein Officier des Kalifen hereintrat und den Befehl brachte, vor dessen Throne zu erscheinen. Giaffar zeigte sich bereit, dem Officier zu folgen, und stand schon auf der Schwelle seines Hauses, als man ihm noch, aus dem entlegensten Theile der Frauengemächer, Saffien, seine jüngste, erst fünfjährige Tochter herzubrachte, um auch ihr noch seinen Segen zu ertheilen.

Er liebte dieß liebliche Kind vor allen übrigen, schloß es daher auch jetzt auf das zärtlichste in seine Arme und küßte es; nun erst floß eine Thräne über seine Wange. — „Was weint der gute Vater?“ — sagte die Kleine traurig — „Weine nicht, Väterchen! Ich will dir auch meinen Apfel geben, den der gute Rihan mir geschenkt hat!“

Bei diesen Worten der kleinen Saffie schrie der Groß-Wessir vor Erstaunen und Freude laut auf. Das liebkosende Mädchen zog schnell einen, mit dem Namenszuge des Kalifen gezeichneten Apfel unter dem Kleide hervor, und legte ihn dem verwunderten Vater in die Hand. Augenblicklich wurde Rihan, ein schwarzer, mißgestalter Sklave des Groß-Wessirs, herzugerufen, und unter den schärfsten Drohungen befragt, woher er den Apfel bekommen?

„Mein Gebieter, erhabner Wessir!“ — antwortete Rihan, und warf sich mit gekreuzten Armen zu Boden — „ich kann es mit den heiligsten Eidschwüren betheuern, daß ich weder in eurem, noch auch im Garten des Beherrschers der Gläubigen, diesen Apfel gestohlen habe. Nein, so etwas soll man dem Rihan nicht nachsagen! Aber, um ohne Scheu die Wahrheit zu sagen, ich ging vor einigen Tagen durch eine Gasse, wo drei oder vier kleine Buben mit einander spielten; der eine von ihnen hatte diesen Apfel in der Hand, der mir recht allerliebst gold- und purpurfarbig, und für den Buben viel zu gut schien. Halt! fiel mir sogleich ein, damit könntest du der lieben kleinen Saffie — die, wenn Ihr mir's zu sagen gnädigst verstatten wollt, gleichsam in mein Herz hineingewachsen ist —

eine rechte Freude machen. Ich nahm dem Buben den Apfel bescheidentlich aus der Hand, und wollte mich geruhig damit nach Hause verfügen. Aber der Bube lief hinter mir her, und schrie ganz gewaltig. Er that, als wenn der Apfel wer weiß wunder welche Rarität wäre, und wollte mir aufheften, sein Vater sei vierzehn Tage nach drei solchen Aepfeln gereiset, und die Mutter werde sterben, wenn sie keine Aepfel äße. Ja, mach' du Rihan was weiß! dachte ich, und machte mich aus dem Staube. Ich freute mich schon im Voraus, wie sich das Herzenskind, die Saffie, darüber freuen würde, und beäugelte den Apfel von Zeit zu Zeit; da fragte mich ein Krämer, der mich auf der Welt nichts anging, wo man solche Aepfel bekomme? Dem heftete ich nun brühwarm wieder die Nase auf, die der Junge mir drehen wollte. Seht! das ist die ganze Geschichte, und weiter weiß ich nichts, und wenn Ihr mich todtprügeln laßt."

Der Wessir fand es sehr sonderbar, daß die Schelmerei eines Sklaven, den er übrigens wegen seiner Drolligkeit und einer Art Affenliebe gegen die Kinder seiner Herrschaft immer gewogen gewesen war, den Tod der unglücklichen Kaufmannsfrau verursacht, ja beinahe auch den seinigen nach sich

gezogen habe. Er ließ sogleich den Sklaven binden und vor den Kalifen bringen.

Dieser, der eben heute bei besonders guter Laune war, konnte sich, da ihm Giaffar die Art, wie das Geheimniß entdeckt worden sei, und die Aussage des Sklaven Rihan hinterbrachte, des Lächelns kaum erwehren. Doch wandte er sich mit zorniger Miene zu dem Sklaven, und befahl, ihn augenblicklich zu henken. Aber dieser schlaue Schwarze hatte sich, ungeachtet seiner Todesangst, aus Giaffars Vortrage alle Umstände genau gemerkt, und war fest entschlossen, nichts zu seiner Rettung unversucht zu lassen.

„Beherrscher der Gläubigen, den Gott auf den Stuhl der Ehren gesetzt hat, Sohn der Sonne und Bruder des Mondes und des Siebengestirns!" — schrie er jetzt gewaltig, da man ihn abführen wollte — „ich bin nicht werth, den Staub zu küssen, welchen deine Fußsohlen berührt haben. Wolltest du aber aus unverdientem Erbarmen die Stricke, womit man mich gar unsanft gefesselt hat, auflösen lassen, und mir vor deinen erhabenen Ohren einige Worte vergönnen, so bin ich überzeugt von deiner Gerechtigkeit, nicht bloß das Leben, sondern auch von deiner weltberühmten Großmuth für die-

sen Zorn, den du auf einen Unschuldigen geworfen hast, für diese meine Todesnoth unterschiedliche Beutel voll Zechinen geschenkt zu bekommen."

Der Kalif, dem dieser Eingang und die possierlichen Gesichter des mißgestalteten Sklaven einige Unterhaltung versprachen, wollte sich das Vergnügen nicht versagen, Rihans Vertheidigung anzuhören.

„Der Herr des Himmels" — so begann der Schwarze seine Rede — „schenke Ew. Majestät für diese Gnade, die Ihr einem armen Schwarzen erweiset, tausend Jahre. Was aber mich unglücklichen Wurm anlangt, der nicht werth ist, von Euch zertreten zu werden, so erkühne ich mich, sonnenklar zu beweisen, daß ich für meine Person nicht das mindeste gethan habe, was einer Strafe, geschweige gar des Todes, würdig sei. Und ist es in Ew. Majestät glücklichen Staaten wohl erhört, daß man einem armen Schwarzen die Gurgel zuschnüre, nicht um das, was er selbst, sondern um das, was ein andrer steinfremder Mann verübt hat?"

„Hüte dich" — unterbrach ihn der Kalif" — einen Unschuldigen zu verläumden. Ich habe den jungen Kaufmann von aller Schuld losgesprochen."

„Beherrscher der Gläubigen!" — versetzte der

Sklave" — ich bin nicht würdig, auf Euern Befehl gehenkt zu werden. Da aber dem also ist, daß Ew. Majestät den Kaufmann von aller Schuld losgesprochen, so erkühne ich mich zu erweisen, daß solchergestalt und mithin, und so recht eigentlich genommen, kein Mensch auf der ganzen weiten Welt an dem Tode der Kaufmannsfrau Schuld sei."

„Laß denn hören!" — erwiederte der Kalif.

„Beherrscher der Gläubigen!" — fuhr Rihan fort" — ich habe einem achtjährigen Buben einen Apfel aus der Hand genommen. Wo wäre hier ein Verbrechen? War es nicht rathsamer, ich nahm ihn, als daß der Bube den schönen Apfel aus Ew. Majestät Garten im Sande herumkugelte und verdarb?"

„Ich bin mit dem Apfel davon gelaufen? Ich gestehe dieß ein. Aber wo ist hier ein Verbrechen? Ist es erhört, daß man Jemanden wegen des Laufens bestraft hat?"

„Ich habe den Apfel mit mir genommen. Sehr wohl! Aber warum das? Aus der rechtschaffensten Absicht; eines Theils den Buben zu bessern und zu belehren, daß er einen Apfel, mit Ew. Majestät Namen verherrlicht, nicht verunehren dürfe; andern Theils, um das kleine Töchterlein meines gütigen Herrn damit zu erfreuen. Wo ist

hier ein Verbrechen? Ist die Fürsorge für gute Kinderzucht, ist die Ehrfurcht gegen Ew. Majestät, ist die Treue gegen seine Herrschaft nicht einer Belohnung werth? und muß sichs ein simpler Kaufmann zu Bagdad nicht zur Ehre anrechnen, wenn die Tochter des Groß-Wessirs sich herabläßt, einen Apfel anzunehmen, den er nicht weiter, als aus Balsora, geholt hat?"

„Der Kaufmann auf dem Gewandmarkt hat mich angerufen. Wohl! War das meine Schuld?"

„Ich bin stehen geblieben! Das gebot mir die Pflicht der Höflichkeit, und meine Begierde, jedem zu dienen."

„Er hat mich gefragt, wo ich den Apfel her habe; ich habe ihm die Wahrheit nicht ganz gesagt; gut! Konnte ich denn wohl, ohne meinem guten Ruf zu schaden, ihm die Wahrheit sagen? Und war es nicht rathsamer, ihm durch einen Scherz zu antworten, den ich damals für nichts anders als eine derbe Lüge hielt?"

„Ich habe ihm geantwortet, der Apfel sei ein Geschenk meines Liebchens. Ich gestehe, daß auch dieß sich anders verhielt. Aber — welcher Schwarzer oder Weißer ist schon gehenkt worden, weil er sich der Gunst eines Weibes gerühmt hat?"

„Endlich, der Mann hat mir geglaubt, und deshalb seine unschuldige Frau erstochen? Nun, beim großen Gott! wie konnte ich glauben, wie konnte ich vorher sehen, was erfolgt ist? War es meine Schuld, daß gerade das Kind dieses Kaufmanns mit dem Apfel spielte? War es meine Schuld, daß gerade der Vater dieses Knabens mich anrief? Oder hielt ich es damals für möglich, daß irgend ein Ehemann seiner Ehefrau zu Liebe vierzehn Tage weit reise, um Aepfel zu holen? Konnte ich glauben, daß ein Mensch einen Apfel, der, den Namen Ew. Majestät abgerechnet, denn doch nur ein Apfel ist, mit zwei Zechinen bezahlen könne? Konnte ich glauben, daß mir irgend ein Vernünftiger so etwas glauben werde, und handelte ich nicht vielmehr freundlich gegen den Kaufmann, daß ich ihm einen Scherz mittheilte, der mich selbst zu lachen gemacht hatte? Zuletzt, um dem Glauben ein Ende zu machen und Ew. Majestät Gnade nicht zu mißbrauchen, konnte ich wohl glauben, daß der Kaufmann es glauben werde, irgend ein Weib könne mich lieben?"

„Beherrscher der Gläubigen, würdigt mich Elenden eines einzigen Anblicks, und ich will des Todes sterben, wenn selbst Ew. Majestät die geringste Liebenswürdigkeit an mir zu entdecken vermag. Wahr-

lich! Gott verzeihe es dem, der mich Rihan *) genannt hat; ich sehe nicht das mindeste an mir, das der Basilie gleicht."

„Beherrscher der Gläubigen, gewiß, Eure weltberühmte Weisheit hat längst eingesehen, daß ich unschuldig bin. Hoch und theuer sei es geschworen, daß ich die ehrliche Kaufmannsfrau nie gesehn, nie gekannt, nie geliebt habe, und sollte man an meiner Versicherung noch zweifeln, so wird der erlauchte Wessir mir bezeugen, daß ich fast von Jugend auf als Wächter des Harems angestellt war! — Beherrscher der Gläubigen, ich schweige und sage weiter kein Wort!" —

Der Kalif hatte dem Sklaven nicht ohne Vergnügen zugehört; Rihans Vertheidigung, seine ganze lächerliche Gestalt, und die Anhänglichkeit an die Tochter des Wessirs, erwarben ihm seine Gunst, und die Vorstellung des Wessirs, daß dem Sklaven eigentlich nichts, als die Entwendung eines Apfels, zur Last falle, verschaffte Rihan volle Begnadigung.

Der Kalif nahm Giaffar zu Gnaden an, und ließ dann, weil er heute Niemanden traurig wissen

*) Rihan, auf Arabisch: das Basilienkraut.

wollte, den jungen Kaufmann zu sich rufen. — „Du hast deine Fatme aus Liebe getödtet“ — redete er ihn an — „darum ist dir verziehen im Himmel. Aber, da du also zu lieben vermagst, so sollst du dich nicht ewigem Gram überlassen! Wähle dir daher unter meinen Sklavinnen die schönste und tugendhafteste, und welche deiner Fatme am ähnlichsten ist. Ich werde sie ausstatten, wie es Harum Alraschid geziemt.“

Friedrich Kind.

Trennung und Wiederkehr.

Aus dem Ossian.

Windela.

Liebster ist ein Sohn des Hügels,
Flüchtig jagt er Hirsch und Reh
Auf der grünen Bergeshöh:
Graue Hunde sind geschwinde
Ihm zur Seiten überall,
Und der Bogen tönt im Winde.

Ruhst du bei der Quelle Spiegel
Oder hoch am Wasserfall?
Still, es rauscht im Windeshall
Dort das Schilf, und um den Hügel
Ziehn die Nebel — ungesehn
Will ich nahen dem Geliebten,
Und vom Felsen ihn erspähn.

Lieblich unter Branno's Eichen
Traf dich einst mein erster Blick;
Rüstig von der Jagd zurück
Kamst du, Schönster; dir zu gleichen
Sah ich keinen rings im Kreise.

Hilrich.

Welche Stimme tönt so leise,
Wie im Sommer Windeshall? —
Weder bei des Schilfes Rauschen,
Liebste, sitz' ich, noch zu lauschen
Hoch am Fels dem Wasserfall.

Ferne wandr' ich immer weiter
In den Krieg mit Fingals Heer,
Und die Hunde, die Begleiter,
Sie erwarten mich nicht mehr.

Und nicht mehr zum grünen Hügel
Werd' ich kommen, dich zu sehn,
Wenn du an des Stromes Spiegel
Unten wandelst, still und schön.

Schön und glänzend wie der Bogen
An dem Himmel, wie der Strahl
Stillen Mondes auf den Wogen
Abends glänzt im dunkeln Thal.

Windela.

Und bist du gegangen, so sitz' ich hier
Am Hügel allein, und über mir
Erblick' ich das Reh auf der Weide;
Es weidet und fürchtet im grünen Raum
Den Wind nicht mehr und den säuselnden Baum,
Der Jäger ist fern von der Haide,
Ach' ist wohl in Grabesraum!

Ihr Fremdlinge, die ihr an Ufern wohnt,
O schont des Geliebten, des Theuern schont!

Hilrich.

Muß ich fallen, fern alleine,
Liebste, bau auf stiller Flur
Mir ein Grabmal — graue Steine
Und ein Häufchen Erde nur.

Diese mögen künft'gen Zeiten
Mich verkünden; sitzet dann
Sich die Speise zu bereiten,
Mittags hier der Jägersmann,

Spricht er: Seht, der Tapfern einer
Ruht im steinern Hause hier!
Also leb' ich; denke meiner,
Liebste, ruh' ich fern von dir.

Windela.

Ja, ich denke dein auf immer,
Fallen wirst du, ferne ruhn.
Liebster, ach! was soll ich thun,
Kehrst du aus der Ferne nimmer?

Mittags um den Hügel wallen,
Durch die Haide will ich gehn,
Und die Jagd von ferne sehn.
Dein gedenk' ich, du wirst fallen.

Wohl des Jägers Wiederkehr
Sahn die Hügel, doch Windela,
Die Geliebte, war nicht mehr.

An die graubemoosten Steine
Ihres Grabes lehnt sich Hilrich,
Hofft, daß lebend sie erscheine.

Sieh! da wandelt durch das Thal
Herrlich sie, doch ihr Gebilde
War nicht bleibend; vom Gefilde
Schwand sie mit dem Sonnenstrahl.

Hört das Lied von Hilrich jetzt,
Traurig klingt es, doch voll Milde.

Hilrich.

An bemooster Quelle hier,
An des Hügels rauhem Gipfel
Sitz' ich, wo des Baumes Wipfel
Rauscht im Sturmwind über mir.

Thalwärts ziehn die dunkeln Wogen,
Unten stürmt es auf dem See,
Her vom Hügel kommt das Reh,
Ferne ruht des Jägers Bogen.

Auch kein Hirtenlied ist nah,
Alles still zur Mittagsstunde,

Traurend in des Herzens Grunde,
Schlimmes ahnend sitz' ich da.

O Windela, meine Lust,
Schwebst du still durch diese Gründe?
Flatternd fliegt dein Haar im Winde,
Seufzerschwer ist deine Brust.
Eine Thrän' um deinen Freund,
Den die Nebel dir verhüllen,
Seh' ich deinem Aug' entquillen.

Tröstend komm' ich her und will
Dich nun führen zu den Deinen,
In des Vaters Haus; doch still —
Selber seh' ich sie erscheinen.

Gleich dem Lichtesglanz im Thal,
Gleich im Herbst dem Mondesstrahl,
Wie im Sommersturm die Sonne!

Lieblich Mädchen, meine Wonne,
Kommst du zu mir, kommst du, ach!
Ueber Felsen, über Klüfte?
Still, sie spricht; ihr Ton, wie schwach!
Also wehn im Schilf die Lüfte.

Windela.

Liebster, kommst du von dem Heer?
Wo sind deine Freunde blieben?

An dem Hügel hört' ich drüben,
Du seist todt, und weinte sehr.

Hilrich.

Ja, ich komme von dem Heer,
Aber einzig von den Meinen;
Keinen sieht dein Auge mehr;
Auf dem Schlachtfeld rings aus Steinen
Hab' ich schon ihr Grab erhöht.

Aber Schönste, meine Freude,
Warum hier auf wüstem Hügel,
Warum einsam auf der Haide?

Windela.

Einsam bin ich, mich allein
Hat das kalte Haus empfangen;
Ach! vor Gram um dich vergangen,
Muß ich bleich im Grabe seyn.

Hilrich.

Ha! sie schwindet, welch Verschwinden!
Wie die Nebel vor den Winden.
Weile, Liebste, meinem Flehn,
Sieh mein Auge dich beweinen! —
Liebste, schön ist dein Erscheinen,
Auch im Leben war'st du schön.

Am bemoosten Quell fortan
Will ich sitzen, hoch am Hügel;
Liebste, schweigt der Mittag dann,
Sprich mit mir, auf Windesflügel
Schwing dich, komm im Hauch der Flur,
Laß mich, wenn zur Mittagsstunde
Du erscheinst im stillen Grunde,
Hören deine Stimme nur!

St. Schütze.

Bettinelli an Cotin.

„Du dichtest in drei Tagen mehr
Als ich in tausend Jahren?“
Doch liest man dich Propagandär
Frivoler Modewaaren,
Ach! in drei Tagen schon nicht mehr,
Und mich in tausend Jahren.

Haug.

Der Plauderer.

Drei wilde Burſche zechten
Und trieben frank und frei
Von ihren Buhlernächten
Viel wüſte Prahlerei.

„Hört, ſprach der eine Ritter,
„Mein Lieb heißt Elſabeth.
Das Mädel iſt nicht bitter,
Und nimmt mich heut ins Bett.

Hoch jubelten die Gecken;
Doch horchend an der Wand,
Hört Elſabeth mit Schrecken
Su ihre eigne Schand.

In der Geſpenſterſtunde
Kam flink der Ritter an,
Und rief mit trunknem Munde:
„Heh! Liebchen, aufgethan!“ —

„Fort, fort, und nicht gezaudert!“
Schalt ſie durchs Schloß der Thür:
Wer wie ein Staarmatz plaudert,
Trifft keine Herberg hier.“ —

„Ha, Kind, ich will nicht hoffen,
Daß du mir das wirst thun!
Es ist kein Haus mehr offen,
Wo soll mein Haupt denn ruhn?“ —

„Das, Herr, sind Eure Sorgen!
Legt Euch auf einen Stein,
So hängt und klebt Euch morgen
Am Rock kein Federlein!“

Langbein.

Der unkluge Wunsch.

Ach, wär' ich doch nur todt! rief ein von seinem Manne
Geschlagnes Weib, dem selbst Xantippe wich.
Todt! sprach der Mann, ei, ei! Was denkst du, liebe Hanne!
Der Teufel schlägt weit stärker noch, als ich.

Pf.

Die Romanze
von den beiden Kobolden.

Hört, Groß' und Kleine mit einander
Die Wunder an,
Die bei dem Hagestolz Leander
Jüngsthin geschahn!
Einsiedlerisch am Tisch', im Bette,
Lebt er, nebst seiner Köchin Jette
Und seinem alten Diener Franz,
Der unverletzten Keuschheit ganz.

Frau Jette selbst, schon grau an Haaren,
Welk von Gesicht,
Entbrannte bei den funfzig Jahren
Freund Franzens nicht.
Drum fand Cupid im ganzen Hause,
Das einer Alatrappen-Klause
Am Aeußern und im Innern glich,
Kein Spältchen auf, wodurch er schlich.

Dieß wurmte baß den kleinen Blinden,
Der zornig ward.
Bald wußt' er ein Gespenst zu finden
Von Kobold sart,
Das als der Anwald seiner Rache
Zum Oberboden von dem Dache
Vom Boden in die Zimmer kam,
Und viel Spektakel unternahm.

Es ähnelt einer gar nicht schönen
Gnomiden Frau:
Es rief mit schauderhaften Tönen:
Miau! Miau!
Und, gleich dem Klöpfel einer Glocke,
Hing zwischen seinem Unterrocke
Ein solcher Katzenschwanz hervor,
Daß jeden, der ihn ansah, fror.

Oft sah es Franz vor seinem Bette
Mit Furcht und Graus;
Dann schlurft' es zu der alten Jette,
Und warf sie 'raus;
Besuchte dann, im Weiterwandern,
Mit gräßlichem Miau, Leandern,
Von Schrecken so in Schweiß getaucht,
Als hätt' er Fliedermuß gebraucht.

Nun rief er einen frommen Pater,
Der es beschwor.
Ach aber, ach, der Höllenkater
Blieb nach wie vor!
„Freund, (sprach der Schröpfer) über Geister
Von dieser Art bin ich nicht Meister:
Denn sie, der Hagestolze Pein,
Verbannt ein Eheweib allein.“

Da tönte nun Leanders Klage:
„Ich armer Wicht!
Frei'n, oder Nichtfrei'n ist die Frage;
Doch darf ich nicht
Zum Wählen lange Frist mir nehmen:
Kann nur ein Weib den Kobold zähmen,
Wohlan, so sei es frisch gewagt,
Denn Noth bricht Eisen, wie man sagt.“

Noch wenig kannt' er Witwe Greten,
Die Nachbarin;
Doch fiel sie jetzt, bei seinen Nöthen,
Ihm in den Sinn.
Sie war an Reiz zwar kein Hexe;
Doch hatte sie für ihrer Sechse
Entschlossenheit und kecken Muth;
Auch sang und betete sie gut.

Stracks schlug er seinen Freierbolzen
„Auf Gretchen an.
„Die (dacht' er) paßt mir Hagestolzen
Und Veteran!
Sie steht schon ziemlich in den Jahren,
Wird nichts an meiner Pflege sparen,
Und (was hauptsächlich!) scheucht vom Haus
Die Katzenschwänzlerin heraus."

Gedacht, gethan! — Sie war nicht lange
Leanders Frau;
Da hört' er schon nicht mehr das bange
Miau! Miau!
Nur einmal sucht' es ihn zu necken,
Doch kaum wollt' er sein Gretchen wecken,
Da winkte schon der Kobold sehr,
Und schwand hinweg, und kam nicht mehr.

Befreit war er aus diesen Nöthen
Kein halbes Jahr:
Da merkt' er schier, daß auch in Greten
Ein Kobold war.
Zwar hatte sie von jener Katze,
Den Zagel nicht, auch nicht die Tatze;
Sie maute nicht: doch scharf und spitz
Gab ihm ihr Zünglein Ritz an Ritz.

Gar bald vermißt' auch Franz und Jette,
Den Kobold sehr;
Denn, ach! vom Morgen bis zu Bette
War Gretchen mehr!
Leandern selbst befiel ein Grauen:
Dann raubt' ihm jener auch mit Mauen
Manch Stündchen Schlaf; die Teufelei
War immer doch Glock Eins vorbei.

Jetzt aber, (armer Mann!) entledigt
Die Nacht ihn nicht,
Am Tage Zank, Gardinenpredigt
Bei Lampenlicht!
Von feinem Fischwerk keine Schuppe,
Kein Wild, und keine Hühnersuppe;
Kein Wein, kein Bischoff, kaum noch Bier!
Doch beten mußt' er täglich zwier.

Verzweifelnd lief er nun zum Pater
Mit nassem Blick,
Und bot ihm für den Kobold-Kater
Sein Weib zurück.
Der aber wies ihn von der Stelle.
„Ich bin (so sprach er) Junggeselle,
Und, was noch schlimmer, bin schon alt,
Drum mangelt mir es an Gewalt.

„Ein weiblich costumirter Teufel
Vertreibt sich schwer;
Doch umgekehrt; ach! sonder Zweifel
Will das weit mehr!
Der erstre läßt sich wohl noch bannen;
Der andre wanket nie von dannen!
Drum kann — gieb dich geduldig drein! —
Selbst Doctor Faust dich nicht befrein!“

Das war dem Kobold-Heimgesuchten
Ein Donnerwort.
Gebeugt von seines Schicksals Wuchten
Schlich er sich fort,
Ergab sich hülflos dem Pantoffel,
Trank Brunnenwasser zur Kartoffel,
Ward dürr wie Holz, stumm wie der Stein,
Und ward bald — Hahnrei obendrein.

Kretschmann.

Anekdote.

„Nicht geschlafen! Ho! bete du!“
Rief der Kutscher dem Bischoff zu.
„Denn wir sind an des Abgrunds Rand;
Unsere Sitze werden vakant.“

Haug.

Stilles Heimweh.

Warum doch trübt der schönsten Züge Milde
So oft ein Schatten sanfter Traurigkeit?
So drängen Wolken, dämmernd hingestreut,
Sich vor des Mondes lichtem Aetherschilde.

Und weißt du nicht, daß aus dem Lichtgefilde
Der bessern Heimath, aus der Unschuldheit
Verbannt, wir alle wandeln, gramgeweiht,
Und einsam schmachtend nach der Heimath Bilde.

Doch ird'sche Luft zieht oft zur Erd' uns nieder,
Und schöne Seelen fühlen nur so tief
Die Sehnsucht nach dem Engelgruß der Brüder.

Drum senken sich die holden Augenlieder,
Den süßen Mund umdämmert sanfter Harm;
Es naht der Geist der sel'gen Heimath wieder.

Louise Brachmann.

An Lyde.

Freundin, klage nicht des Lebens
Allzuraschen Wechsel an,
Keine Freude blüht vergebens
Auf des Erdenwallers Bahn.

Laß welken die Blumen der Jugend
Am Mittag im sengenden Strahl!
Sie glänzen veredelt einst wieder
In Edens verjüngendem Thal.

Wie mit frühster Morgenröthe
Schon der Lerche Lied erwacht,
Wie auf Philomelens Flöte
Horcht die tiefste Mitternacht:

So laß uns mit frohem Gesange
Begleiten die fliehende Zeit,
Genießen, was lieblich und lockend
Natur, die Allgütige, beut!

Nur durch Uebermaaß zersplittert
Sich der Freude Hochgenuß;
Nur der Unverstand verbittert
Selbst sich Scherz und Spiel und Kuß.

Wer weislich sich freute, verbleibet
Noch heiter im greisenden Haar;
Es reicht dann der Becher des Trostes
Erinn'rung mit Lächeln ihm dar.

Meißner.

Der Genügsame.

Wer sein Hüttchen hasset, weils nicht schöner,
Weil's nicht größer ihm das Schicksal bot:
O der wohnt so schlecht, als jener,
Dem es einzustürzen droht!

Tiedge.

Die frohe Spinnerin.

Frisch rolle, mein Rädchen,
Und hakte nicht ein
Du spinnest dem Mädchen
Die Seide so fein.

Nun rückt er, der Faden,
Die Stunde, sie eilt,
Bald ist es schon Morgen,
Mein Rädchen nicht weilt.

Und Morgen und Morgen,
Und wieder ein Tag,
Stets heller und länger,
Und die Schwalbe wird wach.

Sie baut sich ans Fenster
Und schauet herein:
Dann web' ich die Fäden
Im mailichen Schein.

Es wehen die Blüten
Der Bäume mir lind;
Es kommen die Blumen;
„Was machst du, mein Kind?"

Dann färb' ich das reine
Gewebe so bunt;
Und es lobt mich der Nachtigall
Freundlicher Mund.

Und salbt sich der Waizen,
Ist's Körnlein erwacht,
Dann ist mir das Kleidchen
Voll Hoffnung gemacht.

Dann, Schwestern, dann kränzt mich
Im blühenden Kleid;
Dann komme, du Spielmann,
Zur fröhlichen Zeit.

Dann Mägdlein und Knaben,
Zur Hochzeit, zum Tanz!
Und du Rädchen sollst haben
Meinen bräutlichen Kranz.

G. A. H. Gramberg.

Poetische Lectüre.

Ovids Verwandlung liest der Cantor mit dem Knaben,
Da wird denn wohl Ovid sich auch verwandelt haben.

St. Schütze.

Der Substitut
des heiligen Georgs.

In einer dunkeln Dorfkapelle,
Dem heiligen Georg geweiht,
Stand er in Lebensform auf einer hohen Stelle,
Zum Trost des Volks, seit langer Zeit.
Der Priester sorgte stets aufs beste
Für des verehrten Schutzherrn Ruhm,
Und reinigt' einst zu seinem Feste
Mit eigner Hand das Heiligthum.
Um dieses gute Werk zu krönen,
Wollt' er ihn selbst, den Herrn Patron, verschönen,
Und säubert' ihn vom Fuße bis zum Schopf;
Der Besen aber stieß zu hart ihm an den Kopf,
Und dieser (der vielleicht schon immer
Ein wenig schwach gewesen war)
Brach, knacks! vom Hals und fiel in Trümmer.

Der Priester raufte wild sein Haar.
„O ich Unglücklichster auf Erden!
Was fang' ich an? Das Dorf wird rasend werden!
Ich stehe morgen in Gefahr,
Daß es in Rotten sich vereinigt,
Und mich aus Christeneifer steinigt." —

So klagend trat er an die Thür,
Und seufzte himmelan: Ihr Engel,
Ihr guten Engel, helfet mir!" —
Es kam nicht Einer; doch dafür
Erschien ein alter Galgenschwengel,
Der weit und breit das Land durchzog,
Theils betteln ging und theils betrog.
Er schlich gebückt an einem Stabe,
Und bat um eine milde Gabe.

Mit Staunen sah der Kapellan
Vom Fuße bis zum Kopf ihn an,
Und murmelte hinweg gewendet:
„Den haben mir die Engelein gesendet!
Er gleichet, schwarzbraun wie ein Mohr,
Dem Heil'gen, der sein Haupt verlor,
So Zug für Zug, als wären's Zwillingsbrüder.
Der Kerl ist mir ein wahrer Schatz;
Ich stell' ihn an Georgens Platz,
Und alles Volk fällt vor ihm nieder." —

Ein kluger Einfall! Der Vagant
War in der Gegend nicht bekannt,
Und nah und fern ließ sich kein Lauscher spüren.
So hemmte nichts den Kapellan,
Das kühne Wagstück auszuführen,
Und leise fühlt' er stracks dem Bettler auf den Zahn:
Ob er des nächsten Tags der Rolle
Des heiligen Georgs sich unterfangen wolle.

Der Gauner hätte wohl für ein Glas Brann-
tewein
Sich nicht bedacht, der Teufel selbst zu seyn:
Was sollt' er lange sich besinnen,
Als Heiliger ein Trinkgeld zu gewinnen?
Er sagte Ja, verschlief die Nacht
In einem Winkel der Kapelle,
Und blähte sich bei früher Tageshelle,
Bekleidet mit der Gallatracht
Des Heiligen, an seiner Stelle.

Bald fanden sich viel fromme Seelen ein,
Und strömten hin zum Könige des Festes.
Er that, wie ihm befohlen war, sein Bestes,
Und stand wie ein geborner Stein.
Sie warfen sich mit flehenden Geberden
Zu seinen Füßen auf die Knie,
Und glaubten fest, von ihm erhört zu werden.
„Seht, wie er lächelt!" riefen sie:
Er blickt uns an, als lebt' er noch auf Erden!"

Der Afterheilige vernahm
Mit Schrecken diese Schmeichelworte,
Verwünschte still den bösen Kram,
Und sehnte weit sich weg von seinem Orte,
Wo bald das Ding noch schlimmer kam.
Ein Teufelchen, das, ohne Zweifel
Beordert von dem Oberteufel,
In einer Wespe Körper fuhr,

Stach, wie mit einem Dolch, ihn tückisch in die Nase.
Er platzte schier heraus mit einer Flucher-Phrase;
Doch blieb's bei dem Gedankenschwur
Flugs nach dem Gottesdienst der Rache zu genießen,
Und jenen Plagegeist zu fangen und zu spießen.

Indessen nahm die schwellende Blessur
Der Fliegengott selbst in die Kur,
Und eilte Balsam drauf zu gießen.
Das war brühheißes Wachs, das an des Altars Wand
Drei Spannen überm Kopf des Substituten
Von einer Kerze floß, die dort hellflammend stand,
Und, schief gebeugt von Satans Hand,
Nicht geizig war mit ihren Perlengluten.
Dieß Tropfbad hielt der Patient
Nur zwei Sekunden aus. „Kreuz tausend Element!"
Schrie er und sprang mit Schmerzgrimassen,
Herab von seinem Postament.
Ha! welcher Aufruhr in den Gassen
Der Kirchenstühle! Alles floh
Zur Thür mit Zetermordio,
Als würd' ein Leu von Ketten losgelassen.
Der Bettler stürzend durchs Gewühl,
Rief laut: „Schön Dank für so ein Spiel!
Nein, lieber ein Verdammter in der Hölle,
Als so ein Heiliger in dieser Angstkapelle!"

Langbein.

Aufschrift.

Was hier geschieht — o Seltenheit! —
Geschieht selbst bei der größten Schnelle,
Im rechten Maaß, zu rechter Zeit;
Man löst die schwierigsten der Fälle
Im Nu, und jeder trifft das Ziel,
Denn jeder steht an seiner Stelle;
Mit einem Wort, hier treibt ihr Spiel —
Die fürstliche Musik-Capelle.

Bürde.

Zorn der Liebenden.

Scharf ist der Liebenden Zorn; er wächst wie die Staude mit Stacheln.
Zürnt nur, ihr Mädchen! den Dorn werden bald Rosen umblühn.

G. A. H. Gramberg.

Annchen.

Ein Lämmchen, weiß wie Schnee,
Lag still im grünen Klee,
Und rosig wie der Mai,
Lieb Annchen kniet' dabei.
Sie flehte mit gefaltner Hand,
Zum Himmel fromm das Aug gewandt:
Du guter Gott im Himmelreich!
Mach mich den lieben Engeln gleich —
„Ach nein! ach nein!
Bist schon wie Gottes Engel rein."

Als wieder Lenz erschien,
Wollt' ich zu Annchen ziehn
Im Morgensonnenlicht,
Und fand die Fromme nicht!
Ich sah an einem Hügel grün,
Maßlieb und blaue Veilchen blühn;
Das Lämmchen brach von ihrem Grab
Sich gelbe Ringelblumen ab —
Ach nein! ach nein!
Sie war für diese Welt zu rein!

Friedrich Kind.

An Heliodora.

Holde Freundin, hemme deine Zähren,
Das Verhängniß weicht der Klage nicht,
Selbst des Helden Riesenarm zerbricht
Nicht die Ketten, die die Welt beschweren;
Aus der Glut der Allmacht wurden sie,
Weich, wie Wachs, zum harten Stahl gezogen,
Götterweisheit, die sich nie betrogen,
Schuf in ihre Glieder Harmonie!

Wo das Schicksal seine Fesseln schürzet,
Da zermalmt es jeder Widerstand,
Eh zerreißt des Himmels Gürtelband,
Als ein Sandkorn aus den Ketten stürzet;
Was es bindet, löst kein Sensenschnitt,
Was es trennt, das hält kein Ring zusammen,
Thränenfluten, wilde Zornesflammen
Aendern nie den vorbestimmten Schritt!

In geheimer Burg der Ideale
Ward gebaut des Lebens Labyrinth;
Millionen krumme Gänge sind
Abgemessen drin am Lineale;

Jede Kammer, jeder Schneckenkreis
Hat die Ordnung mit der Zahl beschrieben;
Nun wird Reich' und Armer eingetrieben,
Jeder nimmt den ihm beschiednen Preis.

Mehr nicht und nicht minder darfst du fassen,
Frevelnd mischst du sonst der Loose Zahl;
Was dir fiel, sei Freude, oder Qual,
Muß zu deinem Leben glücklich passen.
Mag der Raum, den dir das Schicksal gab,
Weit sich dehnen, oder ängstlich pressen,
Sag, wer hat das Ganze abgemessen?
War es nicht der Weisheit Künstlerstab?

Auf sei muthig, steig hinab die Stufen,
Die dich leiten in ein finstres Thal,
Zünde an des Glaubens Hofnungsstrahl,
Laß nicht Zweifel dich zur Trauer rufen;
Nimm den Becher, der von Galle gährt,
Auch das Bittre leihet Werth dem Süßen.
Nach dem Dulden, nach dem langen Büßen,
Wird der Engel in ein Licht verklärt!

Pet. Fr. Kanngießer.

Der Götterliebling.

Reich und herrlich ausgerüstet
Mit des Lebens Blüthekraft,
Nicht durch Sinneslust verwüstet,
War des Jünglings Mark und Saft;
Frei und lieblich seine Miene
Von der Augen Glut erhellt,
Fest und voll sein Arm, der kühne,
Seine Brust von Muth geschwellt.
Welch ein Ebenmaß der Glieder,
Die die zarte Haut umfloß!
Wie sein Haar vom Nacken nieder
Sich in goldnen Wellen goß!
Wie die weichen Tön' entzückten,
Wann er sang und wenn er sprach!
Neidlos und bezaubert blickten
Jüngling' ihm und Mädchen nach!
Denn seit über Tellus Thoren
Schwebt der Horen fromme Schaar,
Ist kein Sterblicher geboren,
So, wie Ganymedes war.

Als von seines Thrones Höhen,
  Dem ihr Knie die Schöpfung beugt,
Zeus den Jüngling einst gesehen;
  War ihm schon sein Herz geneigt;
Es begann in Lust zu glühen,
  Der die Liebe mild entquoll.
Angenehmer Phantasieen
  War des Gottes Seele voll. —
Augenblicklich spürt' auf Erden
  Jener aus der Menschen Stamm,
Anders sich und anders werden,
  Unnennbar und wundersam!
Nach Unendlichem zu ringen,
  Fühlt' er niegekannte Lust,
Sehnsucht nach verborgnen Dingen
  Lodert' in der jungen Brust.
Und er athmete schon enger;
  Diese Luft, sie drückt' ihn schwer;
Die Minute dünkt' ihm länger,
  Als der Tage Zahl vorher.

Ernst und prächtig auf weitem Gefieder
  Rauschte des Donnerers Adler heran,
Ließ vor der reinlichen Hütte sich nieder,
Senkte den Schnabel und hob ihn wieder,
  Weisend dem Jüngling zur Sonne die Bahn.

Von des Fittigs prallen Zangen
Sieht sich Ganymed umfangen.

Seines Odems Züge drängen,
Mit dem Aether sich zu mengen.
Stolzer schlägt der Aar die Schwingen,
Reinre Lüfte zu erringen;
Allen Augen schon entschwungen,
Hat er bald sein Ziel errungen.

Und nun hört er, süß beklommen,
Stimmen hold und unbekannt,
Töne, die er nie vernommen,
Näher stets und näher kommen;
Aus dem hochbeglückten Land.
Ein gelinder Balsamregen,
Wohlgerüche von der Flur
Einer sanfteren Natur,
Wehen stärkend ihm entgegen.
Staunend horcht und schaut er nur;
Sieht entstehen; sieht verschwinden,
Denn, bald däucht ihn, vom Gesicht
Fallen ab ihm dunkle Binden;
Bald vermeint er zu erblinden
Ob der Dinge Glanz und Licht.
Still betrachtend will er rasten,
Doch es läßt ihn nimmer frei,
Alles ist zu schön, zu neu,
Alles eilt er zu betasten,
Obs auch wahr und wirklich sei.
Reich an goldnen Aepfeln prangen
Bäume, die die niedre Bucht

An der Lethe still umfangen,
Und mit lüsternem Verlangen
  Greift er nach der heilgen Frucht.
Durch des frischen Laubes Wände
  Sprüht ein kühler Nektarquell,
  Köstlich duftend, rein und hell,
Zitternd schöpfen seine Hände,
  Heiß und lechzend trinkt er schnell.
Säfte, feuervoll, durchtoben
  Ihn, und zur Unsterblichkeit
Fühlt er mächtig sich erhoben,
Wie aus neuem Stoff gewoben,
  Trotzend der Gewalt der Zeit.

Seinen eingeweihten Blicken
  Oeffnet sich ein Wolkenflor
Und mit flammendem Entzücken
  Richtet er sein Haupt empor.
Von den Stufen einer Halle,
  Die in Sonnenpurpur glüht,
Wandeln jetzt die Götter alle,
  Die sein klares Auge sieht.
Eine Schaar von Liebesgöttern
  Hat sich um ihn her gereiht,
Und es wird mit Rosenblättern,
  Dieses Fremdlings Pfad bestreut.
Nach dem Willen des Chroniden,
  Führen sie ihn vor den Thron:

„Hohes Loos ist dir beschieden,
„Wie noch keinem Erdensohn.“
Spricht der Herrscher, „komm und theile
„Meines Hauses Glück mit mir!
„Des Olympos Freude weile
„Künftig, Liebling, nur bei dir!“

Friedrich Ritter.

Der Mordbrenner.

Als endlich der Malefikant
Auf der bemoosten Leiter stand,
Beschwur ihn Pater Diophant:
„Versprecht mir's heilig in die Hand:
„In Zukunft weder Mord noch Brand!“

Lep.

Gespräch über Pfeffel.

A. Zu zeitig, ach! erlosch für ihn des Lichtes Quell!
B. Was mehr? Sein innrer Blick blieb dennoch scharf und hell.
A. Ach! seine stete Nacht erhellt kein Dämmerschein!
B. Von außen! In ihm selbst ist alles hell und rein.
A. Er sieht es nie, wenn Lieb' und Freundschaft mit ihm spricht.
B. Doch fühlt' ers, und dabei sieht er die Thoren nicht.
A. Allein bei stiller Nacht, in öder Einsamkeit?
B. Da kürzen ihm die Musen wohl die Zeit.

E. A. W. v. Knaw.

Der Eklektiker.

Viel Gäste nahm er in sein Haus,
Nun setzt es Streit und Mordgeschichten,
Er rennt und läuft, und will sie gern beschwichten,
Da werfen sie ihn selbst hinaus.

St. Schütze.

Im Walde.

Wirfst nun ab den grünen Mantel
Legst dir an ein weißes Kleid;
Deine Hofnung ist vergangen,
Du bist bleich in Herzeleid;
Seufzend wankst du hin und wieder,
Reich an Kronen, mächt'ger Hain!
Ach! es schwanden dir die Lieder
Und nun kannst du dich nicht freun.

Und ich-bin ein armer Knabe —
War einst glücklich, hoffte viel,
Und des Lebens schönste Blume
Ward der Winde leichtes Spiel.
Und ich mußte mich betrüben,
Suchte viele Monden lang —
Doch das Glück war mir geblieben,
Denn es blieb mir der Gesang.

G. A. H. Gramberg.

Des Sängers Wunsch.

Leise hab' ich manches Lied gesungen,
Heil'ges Vehmgericht!
Das zu edlerem Gemüth gedrungen,
Das in zarten Busen wiederklungen,
Und mehr — hofft' ich nicht!

Friedrich Kind.

Annette.

Nach dem Französischen.

Liebe Mutter, sprich doch nicht
Schon vom Hochzeitkranz!
Sieh, ein dunkler Schatten bricht
Dort des Tages Glanz!

Hörst du, wie im Ulmenhain
Bang die Turtel klagt? —
Sprich noch nicht vom Hochzeitreihn,
Bis mein Morgen tagt.

Fern dort, wo zur wilden Schlacht
Kühn die Krieger stehn,
Sollen zu des Todes Nacht
Viel der Tapfern gehn.

Ach! so tapfer ist, als schön,
Den mein Herz erkor! —
Liebe Mutter, sieh, dort gehn
Schon die Sterne vor.

Aber ach! den sanften Glanz
Birgt mein Abendstern! —
Sprich noch nicht vom Hochzeitkranz,
Er ist fern, so fern!

Louise Brachmann.

Preis des Sängers.

Mehr als der Ordenssterne Glanz,
Verliehn von Fürstenhänden,
Gilt mir des Sängers heitrer Kranz,
Den ihm die Musen spenden.

Süß ist's, im scherzenden Gesang
Von Lipp' auf Lippe schweben!
Süß, in der Saiten Himmelsklang
Aeonen zu durchleben!

Doch wer nach eitler Ehre geizt,
Der mag durch Marmorhallen,
Von losem Schimmer nur gereizt,
Mit stolzen Schritten wallen.

Hat ihn das heuchlerische Glück
Zu Riesenhöhn getragen:
So wird er früh mit nassem Blick
Um seine Falschheit klagen.

Denn wenn die Sonne sich verhüllt,
Die ihn mit Strahlen kränzte,
Zerfliegt des Wahnes Dunstgebild,
Das ihm entgegen glänzte.

Und nie wird sein gekränktes Herz
Von diesen tiefen Wunden,
Von diesem dumpfen ew'gen Schmerz,
Der ihn durchtobt, gesunden.

Doch will des Sängers heitern Sinn
Ein stiller Schmerz bezwingen,
So fliegt er zu der Laute hin,
Und läßt die Saiten klingen.

Und mit dem reinen Silberklang
Kehrt ihm die Freude wieder,
Und senkt im rauschenden Gesang
In seine Brust sich nieder.

Und war die Welt ihm still und todt,
Von öder Nacht umzogen,
Sieht er sie jetzt von Morgenroth
In Frühlingsglanz umflogen.

Drum wer nur eitlen Tand begehrt,
Mag sich am Schimmer weiden;
Mir ist der Ruhm des Sängers werth,
Den — Wenige beneiden.

August Kuhn.

Philidor an Nanny.

Wir fanden uns, o Nanny, Nanny, wieder,
Doch ach, was haben wir uns zu gestehn?
Erröthend senken wir das Auge nieder,
Und sinnen nach, was doch mit uns geschehn.
Ist dieß das Herz, das vormals in uns schlug?
Sind dieß die Farben, die das Bild da trug?
Die Zeit hat die Vergoldung abgeschliffen;
Den Ernst des Lebens haben wir begriffen,
Wir sind — o weine Nanny! — kalt und klug.

Gedenkst du noch des Thals, wo wir geboren?
Wir schweifen irre nun auf fremder Flur;
Das Paradies ist ewig uns verloren,
Und überwachsen längstens jede Spur. —
Es wandelt in der Höh der goldne Stern,
Wir sehn hinauf, und möchten manches gern,
Und können nimmer doch hinüber schwärmen,
Und er — er kann uns unten nicht erwärmen,
Er wandelt fort, und leuchtet matt von fern.

Nanny an Philidor.

Antwort.

Mit Musik von H. Harder.

Als Ulyß vor vielen Jahren
Immer suchend irrgefahren
In der Fremde fern und nah,
Fand er einst nach langem Sehnen,
Unter tausend Freudenthränen,
Unverhofft sein Ithaka.

Kannst du wünschen nur und hoffen,
Steht das Paradies noch offen,
Das uns selig einst umfing;
Hofnung hinkt noch selbst auf Krücken,
Ueber Regenbogen-Brücken
In den Stern, der unterging.

Mag das Herz sich blähn und falten,
Alle Tage neu gestalten,
Höre, was Petrarca spricht:
Ist der goldne Pfeil geflogen,
Heilt der abgespannte Bogen
Die geschlagne Wunde nicht.

G. P. Schmidt.

Die Erbin von Bellenz.

Jenseit des Gotthardgebirges, wo angenehme Thäler mit öden und furchtbaren Schluchten abwechseln und sich endlich die rauhe Natur in einen mildern Landstrich verliert, durch welchen sich der Weg nach einer von den Pforten des gelobten Welschlands hinzieht, liegt das freundliche Bellenz, der vormalige Sitz der alten Grafen dieses Namens, welche, noch außer dem itzt dazu gehörigen Bezirk, einen großen Theil der umliegenden Gegend zu ihren ansehnlichen Besitzungen zählten.

Aber die Grafen von Bellenz hauseten eigentlich nicht in der Stadt, sondern auf einer von den Höhen des Aldaro, auf welchem sich itzt die festen Schlösser der alten Schweizer Cantone erheben. Ihre Burg, deren Außenwerke von beträchtlichem Umfang waren, beherrschte die wichtigsten Pässe, so, daß kein Feind sich unbemerkt heranschleichen konnte; übrigens waren auch die Besitzer, ihrer Mächtigkeit wegen, vor Befehdungen ziemlich gesichert, da

man ihnen, zumal bei der Lage ihres Gebiets und der stark befestigten Burg, wenig anhaben konnte. Doch der Schauplatz jener Zeit ist heut zu Tage gänzlich verändert: die Gegend ist lichter und heiterer geworden, und von der alten Burg und dem dabei befindlichen Nonnenkloster ist keine Spur mehr zu finden.

Graf Hugo, der Letzte seines Stammes, war sowohl durch seinen ritterlichen Muth, als durch seine strenge Biederkeit berühmt. Sein Wort galt überall wie der heiligste Eid, und nichts in der Welt, ja nicht einmal das Gefühl des eigenen Unrechts, konnte ihn vermögen, es jemals zu brechen. Dieß war aber auch die einzige Härte, deren man ihn beschuldigen konnte. So viele geheime Pein ihm zuweilen sein Starrsinn verursachte, so ließ doch sein Stolz weder eine Aeußerung derselben, noch ein Geständniß seines Unrechts zu; ja er würde sich seiner ganzen ritterlichen Ehre verlustig geglaubt haben, wenn er sich je eine solche Ausnahme hätte erlauben können: so sehr war er Sklave seines Worts.

Diese Schwäche in seiner Gemüthsart, mit so vieler Stärke des Willens im Wiederspiel, war auch das einzige Hinderniß, daß er keines vollkommenen

Glücks genoß. Niemand litt dabei mehr als er selbst; denn seinen Zeitgenossen, welche Jagden und Turniere für Personen von Stande als den Hauptgegenstand aller Bildung betrachteten, erschien dieser Schatten neben seinen männlichen Tugenden weniger grell, als er den unsrigen erscheinen würde, und Graf Hugo war daher immer ein seltener und hochgefeierter Mann.

Unbekannt mit edleren Beschäftigungen, ward er durch frühe Gewohnheit sehr bald zum leidenschaftlichen Jäger, wozu die Lage seines Gebiets und die Besitzungen seiner Freunde und Nachbarn diesseits und jenseits der Alpen fast unerschöpflichen Anlaß gaben. Kaum zum Ritter geschlagen, gnügte ihm nicht mehr an gewöhnlichem Wild; er zog mit seinem Gefolge nach Bären und Wölfen aus, oder erklomm mit rüstigen Gesellen die höchsten Felsen, um Gemse oder Adler zu erlauschen; und so bekam er nach und nach vor allen seinen Gefährten eine Ueberlegenheit in Muth und Gewandtheit, daß nichts Erhebliches mehr begonnen wurde, wobei er nicht die Hauptrolle zu spielen hatte.

Mit Niemanden lebte er in größerer Vertraulichkeit, als mit dem Freiherrn von Sax zu Monsax, dessen Besitzungen an einigen Punkten die sei-

nigen berührten. Beide kühn und edel, hatten sich frühzeitig zusammen gefunden und lebten lange als unzertrennliche Freunde beisammen. Ihre trefflichen Frauen wurden nicht bloß durch das Bündniß der Männer zu freundlichem Umgang bewogen, sondern sie liebten einander als Swestern; denn zarte Gefühle begegnen sich bald, und wo kein Verhältniß sie hindert, sich ruhig in einander zu ergießen, da sind weibliche Herzen der edleren Art sehr bald in Einklang gebracht. So waren beide Familien aufs innigste verbunden und wohnten zuweilen ganze Monathe bei einander; besonders zogen gewöhnlich die Frauen zusammen, wenn ihre Herren auf eine Zeit lang das Weichbild verließen und irgend einem ritterlichen Berufe folgten. Traulich koseten sie dann von ihren Gemahlen und Großältern, und hätschelten gegenseitig die Kinder ihrer Liebe, den künftigen Zeiten durch Hofnungen und Wünsche voreilend, und glücklich in dem süßen Geschäft, was den Frauen so eigen ist, schon itzt eine Verbindung ihrer Erstgebornen zu gründen.

Als die Gräfin von Bellenz ihre Bertha gebar, hatte die Freiin von Sax schon einige Kinder, worunter das älteste, ein holder Knabe, das ganze Ebenbild seines Vaters war, so wie Bertha hingegen

nach und nach alle Züge ihrer reizenden und liebenswürdigen Mutter entwickelte. Robert stand schon im sechsten Frühling, als Bertha's Wärterin die Jahresschuhe des schönen Kindes mit Feierlichkeit in ihrer Lade, zur künftigen Auslösung für Robert aufbewahrte, in welchem auch sie schon Bertha's künftigen Gemahl erblickte. Halb im Ernst, halb im Scherz stießen selbst die Väter ihre Becher zusammen, und neckten so die Mütter, wenn sie selbige bei ihrer Augenlust an dem kleinen verträglichen Paare überraschten und die geheimen Wünsche ihrer Herzen errriethen. Kurz, beide Familien genossen eines wahrhaft frohen Lebens mit einander, und die kleine Bertha, die das einzige Kind ihrer Aeltern blieb, spielte mit Niemandem lieber als mit Robert.

Doch dieß so fest scheinende Gebäude von Glück zerstörte ein Bär, ein wilder, grausamer Bär, wiewohl ohne Schuld und Blutgier.

Der Freiherr von Sax hatte eines Tages einen unerwarteten Besuch von einigen benachbarten Rittern erhalten, die sich bei ihm einen frohen Tag zu machen suchten, als ihm mit Hastigkeit gemeldet wurde, daß sich ein ungeheurer Bär, wie auf sei-

nem Rebiere noch keiner gesehen worden, auf eine der Heerden geworfen und bereits manches Unheil verübt habe. Dieser Vorfall erregte sogleich, wie aus Einem Munde, von Seiten des Wirths den Vorschlag, und von Seiten der Gäste das Anerbieten, den Bär eiligst aufzusuchen und, wo möglich, zu erlegen. Knappen und Jäger mit ihren Hunden waren bald in Bereitschaft, die Pferde gesattelt und der Zug in Bewegung. Rasch ging es nun auf die Gegend los, wo sich der furchtbare Bär hatte sehen lassen. Man kam ihm auch bald auf die Spur, ohne jedoch seiner ansichtig zu werden, bis endlich die Hunde seine Entweichung in das fürchterliche Misoxer Thal verkündigten, in welches sich nun der ganze Zug nachstürzte. Die Ritter besorgten, der Bär möchte sich in eine der darin befindlichen vielen Höhlen verbergen, und waren ihm daher derb auf dem Nacken; allein der Bär hatte einen zu großen Vorsprung gewonnen, und die Hunde konnten nicht vor, so, daß er aus des Freiherrn Revier in das Bellenzer Gebiet entkam. Doch dieß hinderte diesen keineswegs, ihn immer heftiger zu verfolgen; denn bei der genauen Freundschaft, die zwischen ihm und dem Grafen bestand, fiel ihm nicht einmal ein, seinen Freund durch einen Jäger von dem Vorfall

zu benachrichtigen und ihn zu der unvermutheten Jagd aufzufordern.

Der Bär wurde endlich erlegt; der Zug kehrte zurück; und der Graf erfuhr bald darauf den ganzen Vorgang, ohne die Veranlassung zu wissen. Er gerieth darüber in gewaltigen Zorn, und wäre ihm nicht seine sanfte Gemahlin, die er zwar in der Hitze mit einiger Härte zurückstieß, in die Arme gefallen, er hätte den Freiherrn auf der Stelle herausgefordert. Bloß ihretwegen, weil ihn sein unfreundliches Benehmen gegen sie reuete, begnügte er sich mit einem kräftigen Schwur, daß alle Freundschaft und aller Umgang zwischen seiner und des Freiherrn Familie auf immer abgebrochen, und nie an eine Aussöhnung zu denken seyn solle. Die edle Gräfin zitterte bei diesem Ausspruch, der in Gegenwart einiger Vasallen geschah, weil sie wohl wußte, wie unverbrüchlich er sein Wort, auch wider bessere Ueberzeugung, zu halten gewohnt war, und brach, die Hände ringend, in schmerzliche Thränen aus. Keiner der Anwesenden wagte etwas Milderndes über diesen Vorfall zu äußern. Der Graf würde es dem Freiherrn kaum vergeben haben, wenn er ihn nicht zur Jagd eines so ungewöhnlichen Bärs auf dessen Gebiet eingeladen hätte: um wie viel un-

verzeihlicher war es also in seinen Augen, daß er ihn um den Ruhm, einen solchen Bär erlegt zu haben, auf seinem eigenen Gebiet gebracht hatte.

Die Gräfin ließ sogleich ihre Freundin von Allem heimlich benachrichtigen, und, so wenig sie auch an einen glücklichen Erfolg glaubte, auf das dringendste bitten, ihren Gemahl zu einer nachgiebigen Ausgleichung des scheinbaren Unrechts zu vermögen. Der Freiherr war darüber eben so betroffen, als seine Gemahlin betrübt; er sann auf Entschuldigung, und beschloß, den erlegten Bär unter feierlicher und zahlreicher Begleitung seiner Jagddienerschaft, dem Grafen als einen Tribut zu übersenden, der ihm gleichsam als dem größten Jäger der Gegend gebühre. Nebenbei wurde die eilige Veranlassung zur Jagd ganz unbefangen erzählt, und der Wunsch dabei geäußert, daß der Zufall ihn wenigstens herbeigeführt haben möchte, als einige der Jagdgefährten, in ihrer Hitze, den Bär schon bis in sein Revier verfolgt gehabt hätten. Auf diese Weise erschien alles so absichtlos, als es wirklich zugegangen war, und der Freund schien bei dem Freunde, wegen Verletzung des Revierrechts, nicht einmal einer Entschuldigung zu bedürfen.

Jeder Unbefangene hätte in diesem Benehmen

die schmeichelhafteste Genugthuung erblickt; allein der aufgebrachte Graf sah in dem Gepränge, mit welchem ihm der heillose Bär überbracht wurde, nichts als seinen Spott, und ließ dagegen dem Freiherrn ziemlich harte Beleidigungen erwiedern, welche dieser zwar mit bitterm Unwillen vernahm, in seinem Gemüthe aber, nach kälterer Ansicht, keine Wurzel fassen ließ. Er bemühte sich vielmehr, so viel nur immer an ihm lag, das alte freundschaftliche Vernehmen wieder herzustellen, bis er sich überzeugt hatte, daß alles vergeblich war. Nun trat Verachtung an die Stelle der nachgiebigen und gekränkten Freundschaft, und mit mildem Ernste untersagte auch der Freiherr seiner Gemahlin von nun an alle geheime Verbindung mit der Gräfin, die bis itzt noch fortgedauert hatte.

Die beiden Frauen litten ungemein durch diese Trennung; sie waren einander alles gewesen, und nun jede von ihnen auf einmal ohne Freundin. Ihr liebster Wunsch, einst Robert und Bertha mit einander verbunden zu sehen, war auf immer zernichtet. Durch diesen unglücklichen Zwist litt auch das häusliche Glück beider Familien, besonders im Schlosse zu Bellenz, aus welchem Heiterkeit und Ruhe gänzlich verschwunden waren. Der Graf sah nach und

nach ein, daß er gefehlt hatte; aber nie konnte er es über sich gewinnen, sein Unrecht zu gestehen. Vergebens suchten einige gemeinschaftliche Freunde ihn mit dem Freiherrn auszusöhnen: er hatte einmal den Ausspruch gethan, daß nie eine Versöhnung Statt finden solle. Diese stolze Härte entfernte allmählig seine meisten Nachbarn und Bekannte von ihm, weil sie in seinem Hause nicht mehr die gewohnten Annehmlichkeiten fanden, und den Umgang mit dem edleren Sax um seinetwillen nicht aufopfern mochten. Die lange Weile, die für ihn daraus entstand, machte ihn immer mürrischer, und das stille Leiden seiner zarten Gemahlin, deren Gesundheit dadurch sehr zu leiden schien, immer unzufriedener mit sich selbst.

Eines Tages, als er einsam mit einigen Hunden die nahe Gegend durchstrich, stieß er auf einen Boten, der von Zeit zu Zeit den beiden Freundinnen zum geheimen Ueberbringer ihrer gegenseitigen Klagen gedient hatte. Die Verlegenheit, die derselbe blicken ließ, erregte bei dem Grafen Argwohn, und dieser brach auf einmal so stürmend über ihn aus, daß der zitternde Bote alles gestand. Der Graf eilte sogleich zu seiner Gemahlin zurück, und schüttete seinen ganzen Zorn auf eine so schnöde Art ge-

gen sie aus, daß das schwache erschrockene Weib zusammenbebte und, einer Leiche ähnlich, auf den Tritt ihres Fensters sank. Um über eine so harte Begegnung keine Zeugen zu haben, trug er sie selbst auf ihr Bette, und erst dann rief er ihre Zofen herbei und suchte Hülfe zu schaffen.

Seit dieser Zeit fieng die leidende Gräfin an zu kränkeln und erholte sich nicht wieder; sie fiel in eine Auszehrung, die einen Reiz nach dem andern von ihr hinwegnahm, aber die Güte und Sanftmuth ihres Herzens nur noch mehr hervorhob. Sie blieb unverändert die zärtliche Gattin gegen ihren Gemahl, die sie stets gewesen war, ohne iemals auf die Entstehung ihres leidenden Zustands hinzudeuten, oder je wieder einen Wunsch, geschweige einen Versuch zu einer Aussöhnung mit dem Saxischen Hause zu wagen. Ihr Gemahl fühlte die Zartheit dieses Benehmens auf das schmerzlichste; er sah sie leiden, und litt fast noch mehr darüber als sie selbst; er verließ sie selten, und wenn es ja geschah, nur auf kurze Zeit. Seine Gemüthsart schien sanfter und nachgiebiger geworden zu seyn, und alle seine Wünsche und Handlungen schienen sich auf häusliches Glück zu beschränken. Die kleine liebliche Bertha, welche ganz das Ebenbild ihrer Mutter zu

werden versprach, beschäftigte ihn unaufhörlich, und je mehr Vergnügen die zärtliche Mutter darüber blicken ließ, desto anziehender wurde ihm das holde Kind. Aus Dankbarkeit dafür nahm das edle Weib alle ihre Kräfte zusammen, sich gegen ihren Gemahl gesünder und frischer zu zeigen, als sie war, wenn gleich diese Anstrengungen sie noch mehr entkräfteten. Der Graf schöpfte daraus neue Hofnung zu ihrem Wiederaufblühen und täuschte sich selbst gern. Aber diese heitere Aussicht trübte sich für ihn desto plötzlicher. Die blassen Rosen, die auf ihre Wangen zurückgekehrt waren, verbargen nur den Wurm, der die Blüte ihres Lebens vollends zernagte. Sie ward von Tage zu Tage schwächer, und konnte endlich das Bette nicht mehr verlassen. Ihr bestürzter Gemahl sah nunmehr, welch ein Verlust ihm bevorstand. Er hatte sie wahrhaft geliebt, und konnte sich nicht verhehlen, daß er an ihrem frühen Tode Schuld sei; er war außer sich darüber. Bloß an ihrem Bette, von welchem er nur, wenn es geschehen mußte, wich, suchte er seinen nagenden Schmerz zu unterdrücken, aber dem tiefblickenden Weibe entging er nicht. Eines Abends, als er einige Unruhe an ihr wahrzunehmen glaubte, ward er von seinem Gefühl überwältigt. Er sank vor ih-

rem Bette auf die Kniee nieder, und bedeckte ihre Hand mit Küssen und Thränen, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Da ward auch sie weichmüthig und verlangte nach ihrer Bertha, die man ihr aufs Bette geben mußte, daß sie selbige mit ihrem linken Arme umfassen konnte. „So habe ich mir zu sterben gewünscht," rief sie wehmüthig aus, „zwischen Euch, die Ihr allein meine Welt ausmachtet. Beruhige dich, mein geliebter Hugo! das Schicksal hat entschieden; ich fühle, daß das Fünkchen meines Lebens im Erlöschen ist. Tröste dich, und bleibe stets der zärtliche Vater deiner Bertha! Dir einen Sohn zu geben, war mir leider! nicht vergönnt. Von dir scheide ich mit eben der innigen Liebe, mit welcher ich, wie du weißt, stets an dir hing; von unserer geliebten Bertha aber mit dem Herzen einer besorgten Mutter. Es steht in deiner Macht, auch dieses bängliche Gefühl darin zu mildern, wenn du mir noch eine Bitte gewähren wolltest, von der in diesen letzten Augenblicken des Lebens meine Ruhe abhängt."

„O fordere, bestes Weib!" rief der Graf unter heftiger Gemüthsbewegung aus: „und wenn ichs immer vermag, so sei sie dir unverbrüchlich gewährt." — „Nun so laß einst deiner Tochter,"

hub sie mit flehendem Tone an, „wenn sie in die Jahre treten wird, wo sie ihre Hand vergeben soll, eine völlig freie Wahl, und zwinge ihrem Herzen nie eine Einwilligung ab, die sie vielleicht unglücklich machen könnte. Dieß sei meine einzige und letzte Bitte!“

Der bestürzte Graf hatte eine andere vermuthet, die ihn einen großen Kampf mit sich selbst gekostet haben würde; desto bereitwilliger war er, jene zu erfüllen, die, dem ersten Anblick nach, mit der erwarteten in keiner Verbindung zu stehen schien. Er versprach ihr nicht nur, einst jede standesmäßige Wahl seiner Bertha zu billigen, sondern bekräftigte sein Versprechen noch durch einen heiligen Eid.

„Dank, innigster Dank dir, mein geliebter Hugo!“ erwiederte die Gräfin mit rührendem Lächeln. „Du hast durch dieß Gelübde nicht nur das Herz der Mutter erleichtert, sondern auch das Herz der Gattin beglückt, denn es gilt mir zugleich für den schönsten und stärksten Beweis deiner Liebe. O nun sterb' ich ruhig und vergnügt!“ Hier sammelte sie alle ihre Kräfte zusammen, Vater und Kind noch einmal mit Innigkeit in ihre Arme zu schliessen, und in dieser Umarmung entfloh die schöne

Seele, unter den seligsten Empfindungen, dem dahin sinkenden Körper.

Der Graf war von dem entseelten Leichnam, der ihm noch immer zu lächeln schien, kaum wegzubringen; es ward ihm schwer, sich von ihrem wirklichen Tode zu überzeugen, und als er endlich bewogen wurde, ihr Zimmer zu verlassen, nahm er Bertha auf den Arm und trug sie mit sich auf das seinige. „Ja, ich will dir Wort halten, du holdes Ebenbild deiner edlen Mutter!“ sprach er mit bewegtem Herzen: „ich will wenigstens bei dir wieder gut zu machen suchen, was ich an ihr verbrochen habe.“ Und nach diesen Worten erfolgte ein Ausbruch des heftigsten Schmerzes, der sich nach und nach in ein starres Hinbrüten verlor, aus welchem ihn nichts herausreißen konnte, als die liebliche Bertha, wenn sie auf ihn zugelaufen kam und ihre Aermchen zu ihm emporstreckte.

Einige Jahre schwanden ihm so in tiefer Einsamkeit; selbst die Jagd hatte wenig Reiz mehr für ihn; seit er nicht mehr an der Spitze der vormaligen Freunde seinen stolzen Muth und seine Geschicklichkeit zeigen konnte. Die Einzigen, mit welchen er einen vertrauten Umgang fort gepflogen hatte, waren der Ritter von Bentivoglio, der die Herr-

schaft Bollenz besaß, und der Bischof von Como, ein ehrwürdiger und gebildeter Mann, der sich, ohne seine Würde jemals zu vergessen, den Annehmlichkeiten der Welt keinesweges entzog. Hob der Graf auch die alten Verhältnisse mit einigen Nachbarn nicht gänzlich auf, so sah er sie doch nur selten, und fand weder Unterhaltung, noch Zerstreuung mehr in ihrer Gesellschaft. Am meisten fühlte er sich zu dem Bischof hingezogen, dessen Schwester die Aebtissin seines Klosters war, welcher er die Erziehung seiner Tochter anvertraut hatte, weil sie als eine sanfte und fromme Frau von seiner Gemahlin sehr geschätzt worden war. Dennoch aber mußte er Bertha täglich um sich haben, und wenn er eine Zeitlang abwesend gewesen war, so fühlte er sich nicht eher wieder heimisch, als bis seine liebe Bertha auf ihn zu gehüpfet kam.

Doch eine stete Unruhe und Unzufriedenheit mit sich selbst machten ihn, bei dem unthätigen Leben, das er führte, immer düsterer und schwermüthiger. Das Glück seines Lebens war dahin, und, was er bitter genug fühlte, durch ihn selbst dahin. So angenehm seine ehemaligen ehrenvollen Verhältnisse unter Freunden und Bekannten, die er selbst zerstört hatte, sich seiner Erinnerung darstellten, so

hätte er sie doch gern freiwillig aufgegeben, wenn er sich dadurch seine geliebte Gattin hätte zurück erkaufen können. Wiewohl er sie stets geliebt hatte, so übersah er doch itzt erst ihre ganze Liebenswürdigkeit, so fühlte er doch itzt erst, was er an ihr verloren hatte. Und diesen unersetzlichen Verlust hatte er nicht durch ein undurchdringliches Walten des Schicksals erlitten, sondern er selbst hatte ihn veranlaßt, er selbst hatte sein häusliches Glück zernichtet, er selbst — was ihn am meisten auf dem Herzen brannte — hatte sein edles Weib seinem übertriebenen Stolze aufgeopfert. Er klagte sich täglich als ihren Mörder an; und Bertha, die ihr immer ähnlicher zu werden schien, Bertha, die ihn sonst allein noch zu erheitern vermochte, regte durch ihre Liebkosungen seine Schwermuth nur noch schmerzlicher auf.

Um diese Zeit hatte der heilige Ludwig den Entschluß gefaßt, seinen letzten Kreuzzug gegen die Ungläubigen zu unternehmen. Das Gerücht, was davon erscholl, kam auch dem Grafen zu Ohren, und galt ihm für einen Aufruf, sich an diesen Zug anzuschließen, und seinem Gewissen wieder Ruhe zu erringen. Er meinte dadurch seine Sünden zu büßen, und hoffte, sich vielleicht am heiligen Grabe

selbst Vergebung zu erflehen. Sogleich eilte er nach Como, um seinen Freund, den Bischoff, darüber zu Rathe zu ziehen, der auch, so thöricht er Ludwigs Unternehmen fand, den Grafen nicht geradezu davon abbringen mochte, weil er seine Entfernung zugleich als ein Mittel betrachtete, was ihn aus seiner gefährlichen Unthätigkeit herausreißen und sein Gewissen einigermaßen befriedigen konnte; nur stellte er ihm die damit verbundenen Gefahren auf das lebhafteste vor, und führte ihm dann das Schicksal seiner Tochter zu Herzen, falls er von diesem frommen Zuge, wie so viele seiner Vorgänger, nicht wieder heim kehren sollte.

An diesen Fall hatte der Graf noch nicht gedacht. Die Gefahren, denen sein Leben ausgesetzt war, machten wenig Eindruck auf ihn, denn er setzte keinen Werth mehr darauf; desto mehr aber beschäftigte ihn der Gedanke an das Schicksal seiner Tochter, die er ohne Schutz hinterließ, und über deren Glück zu wachen er seiner Gemahlin gelobt hatte. Der Bischoff nützte diese Betroffenheit, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen; als er aber wahrnahm, daß des Grafen Entschluß dadurch nicht wankend geworden war, sondern daß er nur bei sich übersann, wie er sein Gelübde damit vereinigen und seiner

Tochter Erbe und Freiheit erhalten könne, so half er ihm seine Entwürfe berichtigen und ordnen, und bot sich ihm dabei selbst zum Mittler und Beistand an.

Es ward beschlossen, den Schutz des Pabstes für Bertha und ihr einstiges Erbe nachzusuchen, und Clemens IV. ließ sich sehr bereitwillig dazu finden. Der Bischoff und Bentivoglio brachten zugleich eine Gewährleistung der vornehmsten und mächtigsten Nachbarn zu Stande, daß sie die junge Gräfin in dem Besitze von Bellenz gegen jeden Angriff schützen wollten, und so blieb dem Grafen nichts weiter übrig, als eine Vormundschaft zu bestimmen, die sich sowohl ihrer Person, als der Verwaltung des gesamten Gebiets annähme. Der Bischoff erklärte sich hauptsächlich zu Uebernehmung der ersten Pflicht und ward also gleichsam zum Obervormund bestimmt, dem alle väterliche Rechte über die kleine Bertha zugetheilt wurden, und Bentivoglio versprach, die Verwaltung der Grafschaft zu übernehmen. Ein vom Grafen unterzeichnetes Vermächtniß, das in drei gleichlautenden Abschriften bei der Aebtissin seines Klosters und in die Hände des Bischoffs und Bentivoglio's niedergelegt wurde, bestimmte ihr nach seinem Tode den Besitz von Bellenz und eine

völlig freie, doch standesmäßige Wahl eines Gemahls, selbst während ihrer Minderjährigkeit; und Bentivoglio machte sich anheischig, nach einer bestimmten Zeit, in Berathschlagung mit dem Bischoff, ein Turnier für ebenbürtige Bewerber auszuschreiben, um der jungen Gräfin Gelegenheit zu geben, eine Wahl unter ihnen zu treffen, wenn sie nicht schon früher für einen Gemahl entschieden haben sollte. So schien und war nun auch wirklich für alles gesorgt, was den Grafen beruhigen konnte. Der Bischoff und Bentivoglio waren ja seine vertrautesten Freunde; und Bertha's Pflegerin war eine zu gute und gewissenhafte Frau, als daß er nicht auch von dieser Seite die größte Sorgfalt für seine geliebte Bertha hätte erwarten dürfen.

Die häuslichen Anordnungen waren bald getroffen. Vasallen und Knappen gelobten der jungen Gräfin Wachsamkeit und Schutz. Des Grafen Abschied von ihr war kurz, aber schmerzlich. Ein einziger treuer Knappe war sein Begleiter.

Genua war der Sammelplatz von Italiens Kreuzfahrern, aber ihre Anzahl war nicht beträchtlich. Man vereinigte sich mit Ludwigs Flotte, die sehr bedeutend war, und die den christlichen Fürsten, welche sich in Palästina festgesetzt hatten, sehr zu Stat-

ten gekommen wäre, wenn nicht der fromme, aber unkluge König sich in den Kopf gesetzt hätte, zuerst nach Afrika zu segeln und den König von Tunis zu bekehren. An dieser leidigen Unternehmung scheiterte seine ganze Macht. Was die Wuth der Feinde verschonte, rafften ansteckende Krankheiten weg, und Ludwig selbst zog sich hier, nach mancher trüben Erfahrung, seinen Tod zu. Wer dem Schwert und den Ketten der Muselmänner entgehen konnte, rettete sich auf die Schiffe. Italiens Ritter kehrten zum Theil wieder heim, aber Graf Hugo war, nach Aller Aussage, gefallen und todt auf dem Platze geblieben. Man verheimlichte diese Nachricht vor der jungen Gräfin, und ihre Freunde und Beschützer gaben die Hofnung, ihn wieder aufleben zu sehen, nicht gänzlich auf. Als aber der treue Knappe, seiner mehrjährigen Sklaverei entronnen, wieder in Bellenz anlangte und die Aussagen der Ritter bekräftigte, theilte man der nunmehrigen Gebieterin von Bellenz die längst vermuthete traurige Botschaft mit, und Bertha weinte ihrem Vater die kindlichsten Thränen nach.

Der Bischoff und Bentivoglio hatten sich bisher sowohl ihrer Person als ihres Eigenthums treulich angenommen, und Niemand wagte es sie darin zu

stören. Die Aebtissin war ihr eine sorgfältige und zärtliche Mutter gewesen, und der Bischoff hatte ihr zum Lehrer und Beichtvater einen Mönch überlassen, der, mit großer Einsicht und vielen Kenntnissen begabt, ein hinlänglich geprüfter Freund von ihm war. Mit diesem wußte er sie in mehr als einer Absicht versorgt, und das beruhigte ihn bei seiner übernommenen Pflicht, wenn sein ehrwürdiges Alter ihn an einen baldigen Abruf aus seinem zeitlichen Wirkungskreise erinnerte. Pater Augustin war von allem Möglichen unterrichtet, was ihn zu Bertha's vertrautem Rathgeber geschickt machen konnte, und der Bischoff hatte ihn noch überdieß mit schriftlichen Beweisen und Zeugnissen aller Art versehen.

Bertha war nun in das Alter getreten, wo man anfängt, die Mädchen zu den Jungfrauen zu zählen. Die reiche Erbin hatte, wie natürlich, weit und breit Begierde nach ihrem Besitz erregt, und schon manchen angesehenen jungen Ritter hatte sein Weg über Bellenz geführt, um nähere Kundschaft einzuziehen und sein Heil zu versuchen; aber keiner von ihnen hatte Bertha bis itzt zu sehen bekommen, weil sie noch für zu jung gehalten wurde, um die Besuche der Ritter auf ihrer Burg zu em-

pfangen. Sie lebte noch immer unter den Augen der Aebtissin in ihrem Kloster, und Pater Augustin war eifrig bemüht, ihrem Verstande und Herzen eine Bildung zu geben, die in den damaligen Zeiten nicht häufig gefunden wurde. Bertha war eben so gelehrig als dankbar: sie war dem ehrwürdigen Vater mit kindlicher Liebe zugethan, und gelobte ihm, nie einen Schritt ohne sein Vorwissen zu thun. Der Bischoff fuhr fort den wärmsten Antheil an ihr zu nehmen, aber seine schwache Gesundheit erlaubte ihm nicht mehr, sie zu besuchen, wie er sonst gethan hatte; und Bentivoglio hatte sie seit geraumer Zeit nicht mehr gesehen, weil er sich in die Händel des Königs Ottocar von Böhmen gegen den Kaiser Rudolph von Habsburg hatte verwickeln lassen, in welchem auch der Freiherr von Sax sein Leben eingebüßt hatte.

Um diese Zeit verbreitete sich in Bellenz das Gerücht, daß Bertha von einem gefährlichen Ausschlage befallen sei, der sie mit dem Verluste aller ihrer Reize bedrohe. Pater Augustin, der zugleich ihr Arzt war und sich treflich auf die Arzeneikunde verstand, gab auf alle Anfragen, die man deswegen an ihn richtete, sehr zweideutige Antworten, woraus denn natürlich gefolgert wurde, daß es um Bertha's

Antlitz sehr schlimm aussehen müsse. Als sie von ihrem Krankenlager wieder erstanden war, ging sie auch immer verschleiert, und selbst im Schleier bekamen sie nur Wenige zu sehen. Man bedauerte sie, weil man sie liebte, aber Niemand war deshalb für sie um einen Gemahl verlegen.

Eines Morgens, als Pater Augustin nach heilsamen Pflanzen ausging, die er selbst zu sammlen pflegte, sah er einen jungen Mann von sehr edler Bildung mit unverwandten Blicken aus dem Thale nach der Burg hinauf schauen. Der Weg führte gerade bei ihm vorüber: der Pater grüßte ihn, und der junge Mann, der wie aus einem Traume zu erwachen schien, dankte ihm mit so vieler Achtung und so edler Bescheidenheit, daß der Pater bei ihm stehen blieb und sich mit ihm in ein Gespräch einließ. „Ihr seid wohl fremd in dieser Gegend?" hub der Pater an „denn ich sah, daß Ihr euch die Lage dieser Burg beschautet." — „Ja wohl bin ich itzt fremd hier" versetzte der junge Mann „aber sonst war ich es nicht: es scheint mir alles anders geworden, und doch ist alles noch, wie es war." — „Seid Ihr denn so lang nicht hier gewesen?" erwiederte der Pater: „Ihr scheint ja noch so jung." — „Als kleinem Knaben war mir die Burg eine zweite Hei-

math" antwortete der junge Mann „und welch ein unendlicher Raum liegt nicht zwischen dem Knaben und Jüngling!" — Der Pater errieth itzt, wen er vor sich hatte, und wollte absichtlich nicht weiter forschen, damit der junge Ritter nicht auch von ihm mehr Bescheid verlange, als er zu geben gesonnen war. Aber dieser schien sich nicht daran zu kehren. „Ihr seid wohl auf dem Schlosse bekannt?" fuhr er fort. — „So ziemlich!" versetzte der Mönch. — „O so sagt mir, was macht Bertha? ist sie gut, ist sie glücklich?" — „Junge Leute sind selten böse" sagte der Pater lächelnd" und ein Erbtheil wie Bellenz kann eine junge Dirne wohl nicht trübsinnig machen." — Diese Antwort schien dem jungen Ritter nicht zu gnügen; er sah zur Erde hin und schwieg. „Ihr Gesicht soll sich seit kurzem sehr verändert haben?" hub er nach einer kleinen Pause wieder an. — Wenn auch" versetzte der Pater:" die Erbin von Bellenz wird jedem Ritter eine Schönheit scheinen." — Wie Ihr's nehmen möget!" sagte der Ritter:" sonst kann Häßlichkeit wohl nur durch ein sehr edles Herz gemildert werden."

Der junge Mann hatte auf den Mönch einen wohlthuenden Eindruck gemacht, aber er wollte sich für dießmal nicht tiefer mit ihm einlassen. Er brach

das Gespräch ab, um seinen Weg zu verfolgen, und da der Ritter sah, daß es auch der seinige war, so bot er sich ihm zum Begleiter an. Der Pater lenkte die Unterredung auf die Pflanzenkunde, für die in den umliegenden Gegenden so reichlich gesorgt war; sein junger Gefährte, der von Kindheit auf alle Blumen geliebt hatte, horchte sehr begierig auf, und äußerte, daß er bei seiner Liebhaberei wohl auch eine nähere Kenntniß der Pflanzen besitzen möchte. „Diese könnt' ich Euch wohl mittheilen" sagte der Mönch "wenn ihr in der Nähe wohntet." — Da gab sich ihm Robert als Freiherrn von Sar zu Monsax zu erkennen, und der Pater, dem nicht das Mindeste entfuhr, als ob er um die vormaligen Verhältnisse beider Häuser wüßte, nahm die Abrede mit ihm, daß sie sich an gewissen Tagen, wenn die Witterung es gestatte, in dem Misoxer Thale finden wollten.

Robert war unter den Augen seiner edlen Aeltern am Geiste wie am Körper zu dem liebenswürdigsten Jüngling aufgewachsen. Der Vater hatte ihn zu allen Tugenden eines wackern Ritters eingeweiht, und die Mutter sein weiches Herz zu edlen Gefühlen gestimmt, welchen der Vater noch männliche Kraft einhauchte. Ein Aufenthalt von einigen Jahren in einem Benedictiner Kloster hatte ihn

mit manchen nützlichen Kenntnissen bereichert, welche ihm in den Stunden der Muße eine angenehme Beschäftigung gewährten. So war Robert einer der liebenswürdigsten jungen Ritter seiner Zeit geworden, und nun, nach seines Vaters Tode, auch der Erbe seiner Besitzungen. Die gute Mutter hatte Bertha's Bild, während seiner jüngern Jahre, in seinem Gedächtniß heimlich zu erhalten gewußt, und nun, da kein Hinderniß mehr im Wege stand, hatte sie sich bemüht, die frühe Anhänglichkeit des Knaben an das sanfte holde Kind wieder zu beleben, und ihn zu einem Versuch aufzumuntern, auch Bertha's Erinnerungen wieder zu wecken und die vormalige Verbindung wieder anzuknüpfen. Robert dachte zwar mit Vergnügen an die frühen Zeiten seiner Kindheit zurück; aber war auch Bertha geworden, was sie hoffen ließ? Und konnte nicht vielleicht sein Bestreben, die Bekanntschaft mit ihr zu erneuern, mehr auf ihre Grafschaft, als auf sie, bezogen werden? Mußte er übrigens nicht befürchten, ihr unversöhnlicher Vater könne auch dafür gesorgt haben, daß sie, selbst nach dessen Tode, nie in eine Verbindung mit seinem Hause treten dürfe? — Kurz, er hatte es noch nicht über sich gewinnen können, den Rath seiner Mutter zu befolgen; indessen

hatte ihn sein Herz an jenem frühen Morgen, fast unwillkührlich, in die Nähe von Bellenz geführt, wo er den Pater Augustin fand, und durch ihn noch unentschlossener wurde, als er es vorher gewesen war.

Die neue Bekanntschaft wurde, wie es schien, zu beiderseitigem Vergnügen fortgesetzt. Es verging selten eine Woche, wo sie nicht einmal in dem Misoxer Thale einander trafen. Die ersten Zusammenkünfte waren bloß dem Zweck ihrer Wanderungen gewidmet, und der Ritter fand an den lehrreichen Unterhaltungen des Mönchs so viel Geschmack, daß er seine ganze Aufmerksamkeit darauf richtete. Nach und nach leitete der Pater auch Gespräche von anderer Art ein, in welchen Robert den günstigen Eindruck, den er auf den Pater gemacht hatte, sehr verstärkte. Dieser gewann ihn immer lieber, und Robert fand in dem Umgang mit dem Mönch so viel Anziehendes, daß er die Zeit kaum erwarten konnte, wenn er ihn wieder treffen sollte. Der Pater hatte sich bisher wohl gehütet, weder Bellenz noch Bertha zu erwähnen; Robert, der gern einige Veranlassung dazu erhalten hätte, lenkte also eines Morgens das Gespräch selbst wieder darauf hin; aber er fand den Pater so einsilbig und seltsam über diesen Punkt,

daß er nicht wußte, was er von ihm denken sollte, und also gänzlich davon schwieg.

Der Sommer zog vorüber, die Gegenden wurden rauh, und die botanischen Wanderungen erreichten ihre Endschaft. Robert hatte triftige Beweggründe, das kaiserliche Hoflager zu besuchen, und sich dann bei Rudolphs Sohne, dem neuen Herzog Albrecht von Oesterreich zu zeigen, und sich um seine Gunst zu bemühen. Vor dem künftigen Frühjahr konnte man sich schwerlich wiedersehen. Man schied also, unter gegenseitigen Versprechungen, sich dann wiederzufinden, mit vieler Herzlichkeit von einander, ohne daß Robert von des Mönchs genauer Verbindung mit Bertha noch die mindeste Ahnung hatte.

Mittlerweile hatte Bentivoglio den Entwurf gemacht, einem Verwandten von sich, dem Ritter Trivulzio von Mailand, die Grafschaft Bellenz mit Bertha's Hand zuzuwenden. Bertha's nach und nach bekannt gewordene Häßlichkeit hatte weiter keinen Einfluß darauf, denn die Grafschaft war noch immer so schön, als sie gewesen war. Der Bischoff, welchem Bentivoglio für diese Verbindung zu gewinnen gesucht hatte, setzte ihm zwar keinen eigentlichen Widerspruch entgegen, aber er meinte doch, daß man Bertha's Wahl auf keine Weise be-

schränken dürfe und ihr also Zeit und Gelegenheit lassen müsse, sie mit völliger Freiheit ausüben zu können. Im Grunde war er aber mit dem ganzen Vorschlag unzufrieden, weil er Bentivoglio's Vetter von keiner vortheilhaften Seite kannte, und noch überdieß die Zwistigkeiten zwischen dem Kaiser und Pabst berücksichtigte, wobei Bertha's ruhiger Besitz ihrer Grafschaft durch eine solche Verbindung leicht beeinträchtiget werden konnte. Er beschied demnach den Pater Augustin zu sich, um mit ihm über der jungen Gräfin künftiges Schicksal ernsthafte Ueberlegungen anzustellen, und ihm noch vor seinem Abschiede von dieser Welt seine vormundschaftlichen Rechte förmlich zu übertragen, welches alles, selbst mit Bentivoglio's Zustimmung, dem die ruhige Unbefangenheit des Pater Augustin der Erreichung seiner Absicht keineswegs hinderlich zu seyn schien, aufs bündigste vollzogen wurde. Der Bischoff überlebte diesen letzten Beweis seiner übernommenen Sorgfalt für Bertha nicht lange. Als die Mandelbäume wieder zu blühen anfiengen, entschlummerte er unter den Segenswünschen seiner Gemeine und aller derer, die seinen Werth gekannt hatten.

Bentivoglio ermangelte nicht, seinen Verwandten Trivulzio in Bellenz aufzuführen und ihn dem

Pater Auguſtin vorzuſtellen. Bertha konnte nicht umhin, ihren Vormund auf der Burg zu empfangen uud ſich alſo auch dem Ritter zur Schau zu ſtellen. Doch erſchien ſie verſchleiert, wozu ihre Jungfräulichkeit, ſo wie ihr Aufenthalt im Kloſter, ſie berechtigte, und was auch bei ihrer veränderten Geſichtsbildung nicht einmal auffallen konnte. Aber ſelbſt durch den Schleier leuchtete ihre Häßlichkeit durch, die jedoch den Ritter nicht abhielt, ihr manches Schöne zu ſagen und um ihre Gunſt zu werben. Der Pater ſchien ſich dabei ſehr gleichgültig zu verhalten, und Bentivoglio ſah ſeinen Plan ſchon als gelungen an.

Der Frühling war in der Gegend von Bellenz ſchon längſt eingezogen, als auch der Schnee in den Thälern, wie auf den hohen Gebirgen, zu ſchmelzen anfieng, und ſich beide von neuem mit ihrem Reichthum von Pflanzen bekleideten. Pater Auguſtin trat ſeine Wanderungen wieder an, und war von Robert, der von ſeinen Hofzügen längſt voll Zufriedenheit wieder heimgekehrt war, ſchon mehr als einmal erwartet worden. Beide waren höchlich erfreuet ſich wiederzuſehen, und der offene Robert hatte viel zu erzählen, was dem aufmerkſamen Mönch bedeutend und merkwürdig ſchien. Man ſah

sich öfters; auch Bertha und Bellenz wurden zuweilen erwähnt, und Pater Augustin lud endlich den Ritter ein, ihn einmal auf der Burg zu besuchen.

Robert war darüber höchlich verwundert, weil er ihn bloß für einen Bellenzer Klosterherrn gehalten, und von seinem Verhältniß mit Bertha, welches er itzt erst, obschon immer noch nicht vollständig, aus seinem Munde erfuhr, nicht das geringste gewußt hatte. Diese Entdeckung machte ihn in seinem Urtheil über den Mönch, den er aus allen übrigen Umständen zu achten gezwungen war, ziemlich irre. Als Bertha's Lehrer und Beichtvater mußte er sie so genau als möglich kennen, und doch war er immer so zurückhaltend und in seinen Aeußerungen so zweideutig gewesen, daß er entweder seine geheimen Absichten dabei gehabt haben, oder Bertha's Gemüthe ihrem Geschlechte gleichen mußte. Seine Neugier trieb ihn, diesem Benehmen des Paters auf die Spur zu kommen, und deswegen brachte er sein Versprechen, ihn zu besuchen, sehr bald in Erfüllung.

Der Pater empfing ihn mit wahrer Herzlichkeit, erinnerte ihn selbst an die Tage seiner Kindheit, die er hier zugebracht hatte, und gab ihm Gelegenheit, sich über die ehemaligen Verhältnisse beider Familien auf das unbefangenste zu verbreiten. Daß

Bertha dabei nicht unerwähnt blieb, war natürlich. Obgleich aber Robert dem Pater durch die Lobsprüche, die er der kleinen Bertha machte, hinlängliche Veranlassung gab, dieses Lob auf ihr jetziges Alter überzutragen, so erfolgte doch nicht die mindeste Erwiederung darauf, sondern der Pater brach vielmehr ab und stand auf, dem Ritter seine übrige Wohnung und seine weit umfassende Aussicht aus dem anstoßenden Eckzimmer zu zeigen.

Robert folgte ihm mit einigem Unwillen, daß er sich zu solcher Freimüthigkeit hatte verleiten lassen, ohne dafür im mindesten entschädiget zu werden. Die allerdings sehr anziehende Aussicht aus dem einen Fenster machte daher auch keinen besondern Eindruck auf ihn. Als er sich bald darauf wieder umwandte, erblickte er an der einen Wand neben dem Eingange ein weibliches Bildniß, was dagegen seine ganze Aufmerksamkeit fesselte. Gemälde, zumal vorzügliche, waren damals schon an sich eine Seltenheit; aber die himmlische Unschuld und Freundlichkeit, die ihn aus diesem reizenden Gesicht anlächelte, zauberte ihn so fest davor hin, daß er sich nicht satt sehen konnte. „Solch einen Ausdruck versprach einst Bertha!“ dachte er bei sich selbst; und „Solch ein Gesicht kann unmöglich lügen!“

sprach er laut. — „Es ist treflich gemalt" versetzte der Pater, der ziemlich gleichgültig neben ihm stand, „aber es ist auch ein Werk des berühmten Cimabue." — Robert hatte zwar von ihm gehört, aber er war begieriger nach dem Namen dieses holden Geschöpfs, als nach dem Namen des Malers, und fragte daher den Pater, wen das Bild vorstelle. „Eine edle Florentinerin, so viel ich weiß" war die Antwort: „Cimabue hat es mir zum Andenken gesandt, weil ich ihn vor einiger Zeit in einer Krankheit pflegte, die ihn auf einer Reise überfallen hatte. Robert fragte nach dem Namen, aber dieser war dem Pater selbst nicht bekannt.

Robert trug dieses Bild in seinem Herzen mit hinweg; es fesselte ihn unwiderstehlich an den Mönch, dem er nun seine Zurückhaltung über Bertha recht gern verzieh. Durch ihn konnte ja der Name der liebenswürdigen Florentinerin, und was er sonst von ihr zu wissen wünschte, leicht in Erfahrung gebracht werden. Als sie sich wiedersahen, fieng Pater Augustin selbst von Bertha's schönen Besitzungen an, aber Robert schien wenig darauf zu achten. Er dachte nur an das Bild, und wie er dem Pater seinen Wunsch, es zu besitzen, vortragen wolle. Als einmal die Bahn gebrochen war, machte ihn die Be-

gierde darnach beredt; er bot ihm eine bedeutende Summe dafür: allein der Pater hatte keine Luſt es zu veräußern, und entſchuldigte ſich damit, daß er ein Andenken von Cimabue unmöglich verkaufen könne. Der Pater ſchlug ihm vor, ein anderes Bild bei ihm zu beſtellen, aber Robert hing nur an dieſem, und da er es nicht erhalten konnte, ſo bat er den Mönch, ſich wenigſtens nach dem Namen und den Verhältniſſen dieſes herrlichen Geſchöpfs zu erkundigen, welches dieſer auch zu thun verſprach.

Bentivoglio, der bereits von manchem Liebhaber zur Grafſchaft Bellenz, unter wichtigen Verſprechungen, angegangen war, machte nun ernſtlich Anſtalt, eine Heirath zwiſchen Bertha und ſeinem Vetter zu Stande zu bringen, und gab ſich alle Mühe, die Vortheile dieſer Verbindung dem Pater Auguſtin in das günſtigſte Licht zu ſtellen. Dieſer ſchien auch nichts dagegen zu haben, ſondern rieth dem Ritter, mit Bertha ſelbſt darüber zu ſprechen. Die junge Gräfin dankte zwar ihrem Vormund für ſeine Sorgfalt, entſchuldigte ſich aber mit ihrer Jugend, und äußerte geradezu, ohne Tribulzio förmlich auszuſchlagen, daß ſie noch viel zu unbekannt mit Männern ſei, um ſich ſchon auf die Wahl eines Gemahls einlaſſen zu können. Bentivoglio mußte ſich dieſen

Einwurf gefallen lassen; er empfahl ihr übrigens seinen Verwandten aufs beste, und gab deswegen noch nicht alle Hofnung auf.

Robert hatte schon einige Male wieder nach dem Bilde gewallfahrtet, als ihm Pater Augustin eines Tages vertraulich eröffnete, daß Bertha's Hand nebst der schönen Grafschaft wohl bald vergeben seyn werde. Aus seinen Aeußerungen blickte ziemlich deutlich hervor, daß er ihn ermuntern wollte, als Mitbewerber aufzutreten, so nahe legte er ihm die Vortheile dieser Verbindung vor Augen. „Bertha" sprach er „zögert noch mit ihrer bestimmten Erklärung, weil sie vielleicht noch andre Hofnungen hegt. Tragt Ihr denn gar kein Verlangen, ihr Euch wenigstens als Nachbar vorzustellen? Euer vormaliges Verhältniß berechtiget Euch ja doppelt dazu." — Robert saß wie ein Träumender da, denn seine Gedanken waren mehr auf das Bild als auf den Vorschlag des Mönchs gerichtet. Ehemals würde er, wegen dessen ihm oft so ärgerlich gewesenen Zurückhaltung, über so viel Offenherzigkeit erstaunt gewesen seyn, aber itzt schien sie ihm kaum aufzufallen. „Ich mag nichts scheinen, was ich nicht wirklich seyn kann" entgegnete Robert. „Unter andern Umständen — und wenn Bertha diesem Bil-

de — Ja! ehrwürdiger Vater, dieß Bild schwebt mir unabläſſig vor Augen: bietet mir das Original mit dieſer Unſchuld, dieſer unausſprechlichen Güte, und laßt ſie von allen Glücksgütern entblößt ſeyn.“ — „Das iſt ſie leider auch!“ entfuhr gleichſam dem Munde des Paters. — „Wie? Ihr kennt ſie? wißt von ihr? O ſeid ſo offen, als Ihr gut ſeid:“ rief Robert im bittendſten Tone, und warf ſich ihm um den Hals. „Sprecht, wer iſt ſie? Iſt ſie noch frei? und gleicht ihr Herz den Zügen dieſes Bildes?“ — „Die beiden letzten Fragen kann ich Euch mit Ja beantworten“ erwiederte der Pater: „aber ich bitte Euch nicht weiter in mich zu dringen. So frei und ungebunden ſie auch iſt, ſo hängt dennoch das Glück ihres Lebens von einem einzigen Herzen ab.“ — „Und vermag dieß Herz ſie zu beglücken?“ fuhr Robert fort. — „Es vermag es“ entgegnete der Mönch: „aber noch iſt ihr Schickſal nicht entſchieden.“ — „O ſeid barmherzig!“ verſetzte Robert: „Entdeckt mir ihren Aufenthalt, und ich gelobe Euch auf Ritterwort und Ehre, ihr weder zu nahen, noch je einen Wunſch zu äußern, als bis ſie vielleicht eines andern Herzens bedürfte.“ — „Hätt' ich Euch doch nicht für ſo ungeſtüm gehalten!“ ſprach der Pater nachgebend. „Nun wohl-

an! auf Ritterwort und Ehre, wenn ihr schweigen könnet! Sie ist Euch näher als Ihr glaubt, sie ist — hier im Kloster.“

„Hier im Kloster?„ rief Robert voll Verwunderung aus: „Dann muß der Segen des Himmels dreifach auf ihm ruhen!“ — „So ist es auch“ sagte der Mönch gerührt: „sie ist ihm wie ein Engel von oben herab gesandt. Euch hat schon das bloße Bild entzückt, aber sähet Ihr sie erst in ihrer holden Unbefangenheit, in all der Liebenswürdigkeit, die das Bild nur unvollkommen verkündet — Nun Ihr seid es werth — Ihr sollt sie einmal sehen.“ Hier sann er ein Weilchen nach, indeß Robert, dem das Herz dabei pochte, nicht einen Laut von sich gab, und bestellte ihn dann zu einem bestimmten Tage wieder. „Aber ich rechne auf Euer Wort“ setzte er hinzu“ denn Niemand weiß von ihr, und selbst dem Kloster ist sie ein Geheimniß; nur Bertha kann ihr Schicksal glücklich enden.“ — „Nur Bertha?“ rief Robert erstaunt: „und sie kann zögern, es zu thun?“ — „Sie hat wohl ihre Gründe“ erwiederte der Mönch: „doch, wie gesagt, ich hoff', es soll sich alles glücklich lösen.“

Robert drückte dem Pater die Hand, und entfernte sich mit einer Unruhe, dergleichen er nie em-

pfunden hatte. Er sollte sie sehen, sie, die schon itzt sein ganzes Herz erfüllte! Welche Wonne! — Aber das Glück des ihrigen hing ja leider! von einem andern Herzen ab, und der Pater hoffte, daß sich ihr Schicksal glücklich enden werde! Dieser Gedanke verschlang jenen Sonnenblick wieder in sein düstres Traumgewölk; und dennoch konnte Robert auf Bertha zürnen, daß sie das Schicksal dieses Engels zu entscheiden aufschob, da sie allein, wie der Mönch versicherte, es in ihrer Gewalt hatte.

Mit unbeschreiblicher Erwartung traf Robert zur bestimmten Zeit wieder bei dem Pater Augustin ein. Dieser eröffnete ihm sogleich, Bertha habe erfahren, daß ihr Jugendgespiele Robert schon mehr als einmal auf der Burg gewesen sei, und sich sehr zu wundern geschienen, daß er ihr nie einen nachbarlichen Besuch gemacht habe. Ueberhaupt mußte sie sich über ihn und ihre frohe Kindheit gegen den Pater sehr vertraulich geäußert haben, denn dieser ließ sich nicht undeutlich merken, der Freiherr von Sax möchte leicht alle Nebenbuhler, die sich um ihre Hand bewärben, ausstechen können.

Robert vernahm dieß nicht ohne Verlegenheit; doch schwand diese bald vor der Ungeduld, die himmlische Unbekannte zu sehen. „Würde ich mich der

Gräfin Bertha itzt erst vorstellen lassen," hub Robert an, „so würde es das Ansehen gewinnen, als wollte ich mich um ihre Hand bewerben, und Ihr habt zu tief in mein Herz gesehen, als daß Ihr selbst glauben könntet, ich möchte solchen Gedanken Raum geben. Die Zeit wird ja kommen, wo mich nichts mehr hindern wird, der Gräfin meine nachbarliche Höflichkeit zu bezeigen. Aber itzt, ehrwürdiger Vater, erlaubt, daß ich Euch an Euer Versprechen erinnere." Der Pater sah nach seiner Sanduhr und sagte: „Ihr müßt Euch noch ein Weilchen gedulden. Schuldig bin ich's Euch nun wohl, mein Versprechen zu halten; aber es hat mich mehrmals gereut, zumal seit ich weiß, wie Bertha von Euch denkt. Laßt Euch nicht von Hofnungen hinreißen, die bis itzt nur in Eurer Einbildung liegen, und opfert nicht die Wirklichkeit einer vorübergehenden Täuschung auf. Hat auch Bertha keine persönlichen Reize mehr, so bringt sie Euch doch eine schöne Grafschaft zu; jene würden ja ohnedieß bald verschwinden, während diese Euch und Euern Nachkommen unverändert bliebe." — Robert dankte ihm mit einem Handdruck, und bat ihn, nicht weiter in ihn zu dringen. Ungeduldig blickte er dabei nach der Uhr hin, und der Pater, dessen Blicke den seinigen

nachschauten, hieß ihn nun folgen, ohne weiter ein Wort zu verlieren.

Nachdem sie auf einer verborgenen Treppe tief genug hinabgestiegen waren, kamen sie an eine verschlossene Thüre, welche mittelst eines unterirdischen Gangs zum Kloster führte. „Nun," sagte der Pater, „werdet Ihr Euern Wunsch bald genug erfüllt sehen, aber haltet Euch still und ruhig, daß wir nicht bemerkt werden, sonst verlier' ich ihr Vertrauen auf immer. Itzt traten sie in ein auf allen Seiten verschlossenes und schwach erhelltes Vorgemach, aus welchem ein kleines Gitterfenster in ein lichteres Zimmer wies, dessen Beleuchtung von oben herein fiel. Bebend schlich sich Robert an das Fenstergitter, und unauslöschlich tief war der Eindruck, den sie auf ihn machte, als er sie nun wirklich erblickte. In einem einfachen züchtigen Gewande saß sie, in Gedanken verloren, da, und entlockte der Harfe die Töne, welche die Saiten ihres Herzens anstimmten. Es war eine schlanke Gestalt voll unbeschreiblicher Sanftmuth und Anmuth, ein Gesicht, auf welchem der Himmel ruhte. „O daß das Glück ihres Lebens nur von einem einzigen Herzen abhängt!" seufzte Robert schmerzlich. Er hätte zu ihren Füßen niedersinken und die Augen auf ewig

schließen mögen, denn ein gleiches Gefühl drang sich mit voller Stärke seinem Bewußtseyn auf.

Nach geendigtem Spiel legte sie die Harfe bei Seite, erhob sich langsam von ihrem Sitze und verließ das Zimmer. Robert stand noch immer unbeweglich, die Augen auf die Thüre geheftet, durch die sie verschwunden war, und nur mit Mühe konnte ihn der Mönch mit sich fortziehen. Als sie an der geheimen Treppe wieder angelangt waren, fiel ihm Robert schweigend um den Hals. „Vollendet Euer Werk," sprach er nach einer Weile, „oder gebt mich mir selbst wieder!" — „Dieses vermögt Ihr nur allein," entgegnete der Pater; „jenes aber könnt' ich vielleicht, zumal durch Euch, obschon nicht in Euerm Sinne. — Doch laßt uns nicht länger hier verweilen, und erholt Euch wieder, ehe Ihr von mir scheidet."

Robert bat hierauf den Pater, ihm wenigstens ihr ganzes Geheimniß zu enthüllen, aber vergeblich. „Alles, was ich Euch sagen kann," erwiederte der Mönch, ist, daß sie der Gräfin Bertha an edler Herkunft gleich ist, und daß ihr Schicksal leicht zu lösen wäre, wenn Ihr Euch nur um Bertha's Hand bewerben wolltet." Robert schwieg und

nahm Abschied. Nie fühlte er mehr, daß er sich selbst entrissen war, als auf dem Heimwege.

Bentivoglio glaubte nunmehr durch Hülfe des Mönchs, die gewünschte Verbindung mit Trivulzio noch durchsetzen zu können, und suchte deswegen auch die Aebtissin zu gewinnen, aber Bertha erklärte sich wie zuvor. Mehrere junge Ritter von ebenbürtiger Abkunft hatten ihr bereits ihre Dienste angetragen und waren zum Theil selbst in Bellenz erschienen; Bertha ließ sich nicht undeutlich merken, daß sie von ihrer freien Wahl Gebrauch zu machen denke; und der Pater rieth daher zu einem Turnier, das ihr Gelegenheit verschaffen würde, sich über die Wahl eines Gemahls erst selbst verstehen zu lernen. Bentivoglio konnte das füglich als Vormund unternehmen, und Bertha schien dadurch die Höflichkeitsbeweise der Ritter mit Gegenhöflichkeit zu ehren. Ein zu Inspruck ausgeschriebenes Turnier gab die natürlichste Veranlassung dazu. Dort fand sich schon Gelegenheit, es wie von ohngefähr einzuleiten, und Bentivoglio konnte dadurch den Rittern, die ihn um Bertha angegangen waren, alle Genugthuung leisten. Der Gedanke gefiel, und da Bertha nichts dagegen hatte, und Bentivoglio

nicht füglich ausweichen konnte, auch anders wohl nicht leicht zum Zweck zu kommen war, so ward beschlossen ihn auszuführen.

Robert erfuhr diesen Plan vom Pater mit vieler Gleichgültigkeit. Die Klugheit verlangte, daß auch er zu Inspruck erschiene, und doch lag er, der langen Entfernung wegen, mit sich im Kampfe. Der Pater ermannte ihn endlich wieder, als er ihm die feste Versicherung gab, daß sich vor Bertha's Vermählung in dem Schicksale der edlen Unbekannten durchaus nichts ändern könne. Er entdeckte ihm zugleich, daß Bertha auf seine Bewerbung rechne, und daß alsdann ihre Wahl so gut als bestimmt sei. „Ihr seht, ich bin offner, als ich sollte," setzte er hinzu; „ich ließ Euch die Unbekannte sehen, um in Euch einen edelmüthigen Retter für sie zu gewinnen, und das könnt Ihr werden, wenn Ihr um Bertha werbet. Ihr nützet dadurch Euch und jener, von der Ihr nie etwas zu hoffen habt." — „So weh Ihr mir mit diesem Ausspruche thut," erwiederte Robert, „so kann ich doch nicht handeln, wie Ihr wollt. Muß ich auch auf jede Hofnung Verzicht thun, so wäre es doch unedel, Bertha ihrer Grafschaft zu berauben, ohne ihr ein Herz dafür zu

bieten. Kann ich aber das Glück jenes holden Geschöpfs auf andere Weise bewirken helfen, so will ich jeden Wunsch in mir ertöden, und alles für sie thun, was ich vermag." — „Ihr seid ein edler Mann," entgegnete der Pater: „auch so vermögt Ihr es vielleicht; denn Ihr seid tapfer, wie man sagt. Itzt zieht nach Inspruck; Bentivoglio wird Euch als Nachbar zum Turnier einladen: erscheinet ja! und habt Ihr einen Dank zu fordern, so soll Euch Bertha keine Bitte weigern. Laßt mich nur machen!"

Robert versprach sich einzustellen, und der Mönch nahm hierauf weitere Abrede mit ihm. Zu Inspruck ärntete der Freiherr manchen Ruhm, und so ungern Bentivoglio ihn beim Turnier in Bellenz sah, so konnte er ihn doch dabei nicht übergehen. Die eingeladenen Ritter sagten sämtlich zu, und in Bellenz wurden große Anstalten zum Empfang derselben gemacht.

Endlich war die Zeit gekommen, wo Bertha eine bedeutende Anzahl junger Ritter aus den angesehensten Häusern auf ihrer Burg empfangen sollte. Bei ihrem Einzuge überglänzte immer einer den andern, und Trivulzio zeichnete sich besonders aus. Der Freiherr zu Sax erschien zuletzt und ohne die

mindeſte Pracht. Vom Kopf bis auf die Füße ſchwarz geräſtet, erhielt er von der verſammelten Volksmenge den Beinamen des ſchwarzen Ritters. Sein Aufzug gab zu mancher Verwunderung Anlaß, aber ſeine edle Geſtalt erhob ihn faſt über alle Kampfgenoſſen. Bertha hatte die ſämtlichen Ritter mit würdevoller Höflichkeit empfangen: ihm hingegen trat ſie mit ſchüchterner Verlegenheit entgegen. Robert hatte ſich mit hohem Ernſt gewaffnet, und doch klopfte ihm das Herz, als er vor der Freundin ſeiner Kindheit ſtand. In ihren Worten ſchien ein Vorwurf zu liegen, den er kaum zu beſeitigen wußte. Der Anblick ihrer mißhandelten Geſichtsbildung, die durch den Schleier immer noch deutlich genug ins Auge fiel, gab ihm allein die Beſonnenheit wieder. Er gedachte der reizenden Harfnerin, und erkaltete vor Bertha zu Eis.

Die Vorbereitungen waren getroffen, und der Tag des feierlichen Turniers brach an. Alle ſuchten ſich zu ihrem Vortheil zu zeigen, und Tribulzio that ſich beſonders hervor: aber der ſchwarze Ritter überraf ſie alle. Ein lauter Beifall durchlief die Menge, und Bentivoglio nahte ſich ihm, um ihn zu Bertha zu führen. „Glück zu, edler Freiherr!“ redete er ihn an: „Doch auf ein Freundeswort! Haht

Ihr Absichten auf Bertha, so wißt, daß Hugo sie auf immer zu vereiteln gewußt hat. So viel zur Nachricht, damit Ihr Euch nicht auszusetzen braucht." — „Habt Dank für Eure Kunde!" versetzte Robert lächelnd: „Ihr seid im Irrthum." Ein Pilger, der sich eingedrängt hatte, vernahm diese Reden, und heftete die Augen starr auf Bentivoglio, der ihn itzt erst bemerkte und vor diesen Blicken fast zusammenfuhr. Die Gräfin hatte sich schon von ihrem Sitz erhoben, den Sieger zu empfangen; auch der Pilger war gefolgt, und drängte sich nahe zum Mönche, indem er bald diesen, bald Bertha, bald den Freiherrn betrachtete. „Kommt, tapfrer Freiherr," sprach itzt Bertha zu Robert," und empfangt zuvörderst diesen Lorbeer! Dann sagt mir, welchen Lohn Ihr sonst verlangt, und hab' ich ihn in meiner Macht, so sei er Euch schon im Voraus gewährt." — Robert ließ sich auf ein Knie vor ihr nieder. „Ihr habt mir schon gelohnt!" rief er aus: „doch hätt' ich wohl noch eine Bitte, und die Gewährung steht in Eurer Macht." — „So rechnet darauf!" versetzte Bertha mit etwas zitternder Stimme" — „Wie auf ein Ritterwort!" entgegnete Robert mit Nachdruck. „Ihr bergt in Eurem Kloster eine Harfnerin: gebt mir sie frei,

damit sie glücklich werde!" — Verlegen blickte Bertha einige Augenblicke schweigend zur Erde, und alle Umstehende wunderten sich über die unerwartete Bitte. Der Pilger verwandte kein Auge von der Gräfin. „Wollt Ihr sie glücklich machen?" hub Bertha wieder an und bebte. — „O möcht' ichs können!" rief der Ritter aus: „doch mir ist nur vergönnt, das Werkzeug ihres Glücks zu werden." Bei diesen Worten schlug Bertha plötzlich ihren Schleier zurück, und mit ihm war, durch Hinwegschiebung einer künstlichen Larve, Bertha's Häßlichkeit verschwunden. Schaamroth sank sie auf ihren Sitz zurück, und stummes Staunen bemächtigte sich Roberts, als er in ihr die himmlische Unbekannte entdeckte. Mit einem Blick auf den Mönch, der nur von diesem verstanden wurde, stürzte er vollends zu Bertha's Füßen nieder.

So mannichfaltig der Eindruck war, den dieser überraschende Auftritt unter den Zuschauern hervorbrachte, so lösete er sich doch bald in einen allgemeinen Jubel auf. Nur der Pilger war davon zu sehr ergriffen worden. Pater Augustin, auf dessen Gesichte das ruhige Bewußtseyn erfüllter Pflichten thronte, sah ihn wanken, und half ihn

selbst aus dem Gedränge bringen. „Ihr scheint ein guter Mann zu seyn," sprach itzt mit schwacher Stimme der Pilger: „ich hab' Euch viel zu entdecken; bringt mich nur erst in ein stilles Gemach, dann holet mir Bentivoglio. Der Pater stutzte nicht wenig und kam bald mit dem Ritter zurück. Der Pilger reichte ihm die Hand und schob sich die Kappe aus dem Gesichte. „Kennt Ihr mich noch?" fragte er diesen. — „Ist's möglich?" rief Bentivoglio aus: „Graf Hugo? oder seid Ihr's nicht?" — „Ich bin es," sprach er, „und danke Gott, mein Unrecht ausgesöhnt zu sehen. Ihr habt, wie Jedermann es rühmt, die Güter meiner Tochter treu verwaltet; dafür gebührt Euch lauter Dank: nur gegen Robert ginget Ihr zu weit — vielleicht um meiner eigenen Schwachheit willen. — Doch es sei! Habt Dank, und holt mir meine Kinder!" — Itzt drückte er dem Pater die Hand. „Euch lohnt, das fühl' ich, nur der Himmel!" rief er aus. „Ihr seid von Jedermann verehrt; und ich errathe alles." — Hier trat Bentivoglio mit dem glücklichen Paare herein, welches vereint zu seinen Füßen niederstürzte. „Gelobt sei Gott für diese Stunde!" sprach er mit aufgehobenen Armen: „Nun sterb' ich ruhig." Mit heißer Innigkeit drückte er Ver-

tha an sein Herz, und legte dann, segnend, ihre Hand in Roberts Hand. „Itzt gönnet mir ein wenig Ruhe!“ sagte er leise, und zu Bentivoglio: „Stellt sie den Rittern als Verlobte vor.“

Die Kräfte seines Lebens waren an diesem Tage, wo Mißtrauen, Unwille und längst ersehnte Freude nach einander auf ihn einstürmten, vollends erschöpft worden. Er beichtete dem Pater, welcher bei ihm geblieben war, was er noch auf dem Herzen hatte, und entschlummerte dann in den Armen desselben zu seiner verewigten Gattin hinüber. Um das freudige Fest nicht zu stören, verschwieg der Mönch des Grafen Tod bis zum folgenden Tage, und berichtete, was er ihm von der Geschichte seiner letzten Lebensjahre mitgetheilt hatte.

Als nehmlich Hugo mit den übrigen Todten bei Tunis weggebracht und verscharrt werden sollte, bemerkte ein vorübergehender Jude noch einiges Leben in ihm, brachte ihn mit Bewilligung des Aufsehers in seine Wohnung, und trug Sorge für seine Erhaltung. Ohne Sklave zu seyn, mußte er doch, wegen der harten Verfolgung der Christen, den Namen eines Sklaven führen, bis der edle Jude, der ihn bestens verpflegt und behandelt hatte, ihn nach

einigen Jahren als einen verkauften Sklaven auf ein Schiff brachte, das nach dem Archipelagus segelte. Ein Sturm trieb es in den Meerbusen zwischen Haifa und Acre, wo es scheiterte. Hugo ward von den Wellen fortgetrieben und todt ans Ufer geworfen. Ein alter Einsiedler vom Berge Carmel fand ihn, und brachte ihn wieder ins Leben zurück; aber es dauerte lange, ehe er sein völliges Bewußtseyn wieder erhielt. Von dieser Zeit an verfiel er in eine tiefe Schwermuth, während welcher der alte Einsiedler unermüdet für seinen Unterhalt sorgte. Durch dessen Pflege und frommen Zuspruch heiterte sich endlich sein Gemüthe wieder etwas auf, bis er durch den Tod des Einsiedlers in neue Betrübniß versetzt wurde. Der fromme Greis hinterließ ihm, außer seiner Hütte und ihren unbedeutenden Geräthschaften, einen Beutel voll goldener Byzantiner, und Hugo, schon so lange an die Einsamkeit gewöhnt, beschloß sich ihr ganz zu widmen. Einige Zeit darauf gelang es ihm endlich, das heilige Grab zu besuchen; und da erwachte in seinem erleichterten Herzen eine unüberwindliche Sehnsucht, seine Heimath wieder zu sehen. Erst wenige Tage vor dem Turnier war er, unerkannt, zu Bellenz angekommen, und hatte sich von Allem, was ihm wich-

tig war, zu unterrichten gesucht. Der Anblick seiner Tochter erregte sein Mißtrauen; der so gerühmte Mönch schien ihm verdächtig, und Bentivoglio mit ihm einverstanden und treulos, bis sich endlich alles so wunderbar entwickelte, und er in Bertha's Zügen das ganze Ebenbild ihrer liebenswürdigen Mutter wiederfand.

Sein schneller Tod versetzte Bertha in die kindlichste Betrübniß, und Robert nahm den innigsten Theil daran. Das Wiederkommen desselben glich einer Erscheinung, und ward nebst Bertha's Verwandlung das Gespräch der ganzen umliegenden Gegend. Das junge glückliche Paar erschöpfte sich in zärtlichen Vorwürfen und Gegenbeweisen. Die gute Aebtissin und Bertha's Wärterin, die nun frohlockend die aufbewahrten Jahresschuhe ihres Pflegelings aus der alten Lade hervorsuchen konnte, hatten in Bertha's Gemüthe die in ihrer Jugend empfangenen Eindrücke lebendig erhalten, und dadurch hatte sich in ihm eine Anhänglichkeit an Robert befestiget, die durch den Verrath der geschwätzigen Wärterin, daß sie einander bestimmt gewesen, sehr verstärkt worden war. Pater Augustin trat endlich wie ein unsichtbarer Lenker des Schicksals ins Mit-

tet, und Bertha, die ihren zum liebenswürdigsten Jüngling aufgewachsenen Jugendgespielen einige Male, ungesehen, hatte betrachten können, durfte vollkommen überzeugt seyn, daß Robert sie bloß um ihrer selbst willen liebte.

Auf diese Weise gelangte die Grafschaft Bellenz an die Freiherren von Sax zu Monsax, die sie endlich, im ersten Viertel des funfzehnten Jahrhunderts an die drei alten Schweizer-Cantone verkauften, deren feste Schlösser auf dem hohen Aldaro noch itzt die herrliche Gegend beherrschen.

W. G. Becker.

Charaden und Räthsel.

1.

Zwei Silben machten nie die Götter,
So lang die Erde rollt, den Menschen recht;
Bald sind sie gut, bald sind sie schlecht,
Bald trüb, und heiter bald; ein Spötter
Verglich sie drum dem weiblichen Geschlecht.
Jetzt sind sie warm, jetzt sind sie kalt,
Beständig sind sie bald, und bald
Veränderlich, wie eines Sultans Launen.
Auch üben sie sultanische Gewalt,
Und wissen oft, zum Schrecken und Erstaunen,
Des Landmanns hofnungsreichste Saat
Im Raum von wenig Augenblicken,
Wenn sie verheerend sich genaht,
Im schönsten Keime zu ersticken.
So häufig, wie zu ihnen schallt
Das Flehn der Sterblichen zu keiner Gottheit Throne,
Und von der kalten bis zur heißen Zone
Reicht ihres Scepters Allgewalt.

L. Noeller.

2.

Verkauft, als Sklaven, dienen wir,
Zwei mutterlose Kinder dir;
Doch ist der Vater kein Barbar.
Auch du bist keiner; denn fürwahr!
Oft stehn wir lange müssig da,
Sind, auch getrennt, uns immer nah,
Und oft ein traut vereintes Paar.
Wir zählen Unsersgleichen mehr
Zerstreut auf Erden ringsumher,
Und Einem, was euch wundern muß,
Weihn Sitt' und Ehrfurcht manchen Kuß.

H g.

3.

Den größten, frechsten Bösewicht,
Dem Lieb' und Mitleid nicht im kalten Herzen wohnen,
Zu dem umsonst die Tugend spricht,
Den das zertrümmerte Geschick von Millionen,
Den weder Fluch noch Thräne rührt —
Eins kann ihn endlich doch wohl rühren;
Dann wird man auch bei ihm, daß er ein Mensch war, spüren,
Bei ihm, bei dem man sonst nichts Menschliches gespürt.

A. G. Eberhard.

4.

Nimm mich, so ruft die erste Silbe zu,
Ich bin der Hebel aller Erdendinge,
Nichts ist, was nicht durch mich gewiß gelinge,
Ich mache dich mit Fürsten Du und Du,
Und alles, was die Erdengötter haben,
Soll dich, du Glücklicher, durch mich auch laben.

Nimm mich, verlangt das zweite Silbenpaar,
Ich trug den Himmel oft auf meinem Rücken,
Auf mir erscheint, was edel ist und wahr,
Was Menschen kann erheben und entzücken,
Und weißt du mich gehörig zu behandeln,
Kannst du mich selbst in Nummer Eins verwandeln.

Der neue Herkules am Scheidewege
Stand ich. — Doch als ich mir es überlege,
Da fällt mir bei die Silben zu v e r e i n e n,
Das g a n z e Wort giebt alles, sollt' ich meinen. —
Weg war der Zauber, nichts blieb beiden nun zusammen,
Als nur ein Flitterstaat an Puppen und Programmen.

Theodor Hell.

5.

Er schrieb in Einer Nacht und ohne Licht
Der Bücher viele. Kennt ihr . . . . nicht?

Hg.

6.

Als Nettchen noch zu ihrer Schwestern Neide
Die heiße Sehnsucht jedes Mannes war,
Da schlang sie oft das erste Silbenpaar
Zur dritten Silb' in ihres Haares Seide.

Und schöner, als im reichsten Prunkgeschmeide
Erschien sie dann, und der Bewundrer Schaar
Rief schmeichelnd, daß Cytherens goldnes Haar
Das Ganze minder schön als Nettchen kleide.

Doch als, mit Hebe's Zauberreiz, die Schöne,
Von Nettchen floh, mit ihr die Buhler wichen,
Gefesselt nur von eitlem Sinnenglanze:

Da wandelte sie sich zur Magdalene;
Zu jeder Messe kömmt sie nun geschlichen,
Und ihre Hand umfasset fromm das Ganze.

L. Noeller.

7.

Ich kriesche still umher.
Setzt einen Fluß voran,
Und wißt, daß kein Friseur
Mich dann entbehren kann.

8.

Ich brauch' aus meinem alte Bette
Den ganzen Tag nicht aufzustehn,
Und kann mit dir doch, um die Wette
Wohl mehr, als hundert Meilen, gehn.
Ich kann von Land zu Land dich tragen
Auf manchem riesenhaften Arm,
Wo seine Wohnung mancher Schwarm
Von stummen Gästen aufgeschlagen.
Und will ich dich ein wenig plagen,
So fahr' ich schnell in deinen Arm,
Und feßle, wie mit einer Kette,
Dich an dein weiches, warmes Bette.
Doch drückt dich ein zu tiefer Schmerz:
So komm' in meins. Es haben Grafen
Und Fürsten schon darin geschlafen;
Es heilt gewiß dein krankes Herz.

A. G. Eberhard.

9.

Ich hab' ein Schloß, doch taugt's nicht zum Bewohnen,
Auch paßt kein Schlüssel dran.
Auf diesem Schlosse hab' ich einen Hahn,
Doch der kann hier Jahrhunderte wohl thronen,
Er rührt das einz'ge Korn, das vor ihm liegt, nicht an.

L. Noeller.

10.

Ein Unthier lebt in Saus und Braus,
Es steht gebäumt an unsern Wegen,
Streckt hoch die raschen Hörner aus,
Und schnaubt dem wilden Raub' entgegen.
Vierbeinig steht's mit langem Schweif,
Schlingt meilenweite Felder hinter,
Und lebt den Sommer, wie den Winter,
Trotz Regen, Schnee und Morgenreif.
Der Mensch ist nur sein Leibinsect,
Er nimmt, was Rumpf und Magen scheiden,
Ihm täglich aus den Eingeweiden,
Und seht, wie's ihm so köstlich schmeckt.

St. Schütze.

11.

Mein alter Nam' ist überall
Noch gültig. Jedes Jahr einmal
Ruf' ich die Kirchengänger,
Und nenne, dehnt mich ein Vocal
Um eine Silbe länger,
Dir ein bescheidnes Ideal
Für sanfte Liederfänger.

Hg.

12.

Zwischen Wesen und Nichts —
Wie sehr ich immer auch schwanke —
Ich war des Schöpfers kühner Gedanke,
War, schon geboren, unendlich groß,
Eh Welten sich wiegten in meinem Schoos;
Und doch — wie unendlich ich bin —
Reicht eine Spanne, zu fassen mich, hin.
Wohl meßt ihr ein Langes und Breites an mir,
Wie Knaben am Körper des Riesen;
Doch messet und messet — es hat nicht Noth!
Mich mißt nur Einer, und das ist Gott.
Versucht's aus eurem Alphabeth ein Element
Vor's Wörtlein zu setzen, das mich nennt,
Dann schaff' ich mit unendlicher Kraft,
Was nimmer und nimmer Gott erschafft.
Ich spotte der Möglichkeit Schranken;
Ich mache der Welten Gesetze wanken.
Mich stimmt zur Laune der Augenblick;
Bald schaff' ich Jammer, bald wieder Glück —
Immer ein Proteus, und immer Betrüger,
Nimmer drum werden die Sterblichen klüger;
Ich necke sie alle mit Trug und Hohn,
Und wenn sie mich kennen, bin ich entflohn.

Bertrand.

13.

Seinem Freunde W.

Am 7. März 1807.

Das Erſte muthig zu erringen,
(Oft ein Phanton mit flücht'gen Schwingen;
Ach, ſelten nur bewährt es ſich)
Wird immer dich das Zweite dringen,
Gelüſtend nach verſagten Dingen.
Wo nicht, o ſo beneid' ich dich.
Das Ganze heute dir zu weihen
Und unabläſſig zu erneuen,
Lehrt Freundſchaft ohne Wandel mich.

H g.

14.

Von der Hofnung ſchönem Traum umgeben,
Voller Ahnung hüpfeſt du durchs Leben,
Mädchen, wenn mein Erſtes du noch biſt,
Jammer geben meine letzten Beiden
Oft dem Hofnungsloſen; doch der Leiden
Endlich er in meinem Schoos vergißt.
Und die Freuden, die mein Ganzes giebt,
Kennt nur der, der glücklich liebt.

A. S—r.

15.

Die ersten Zwei sind süß und mild,
Der künftgen Wonne schönes Bild.
Es schwamm das Herz auf wilder Welle,
Sie bringen's sanft zur holden Stelle.

Die andern zwei im Gegentheil
Gewähren Mißmuth nur, nicht Heil.
Nicht süß ist, was sie uns bescheiden,
Vom Arzt mag man sie höchstens leiden.

Das Ganze dient den ersten Zwei,
Ist schön geschmückt, stolziert dabei,
Hat zwar den Namen von dem Süßen,
Kann aber nichts davon genießen.

Theodor Hell.

16.

Mein Titel ist des feinen Frankreichs Gabe.
Ich war schon oder bin Mama.
Nehmt, was ich vorn' und hinten habe,
So bin ich aller Welt Papa.

Hg.

17.

Hoch schreitet mein Erstes und stolz einher,
Als wenn es der Herrscher auf Erden wär;
Es weiß seine Stimme den Donner zu wecken,
Und wo es weilet, da weilen die Schrecken.
Wollt ihr meines Zweiten Bedeutung entsiegeln?
Denkt euch eine Pforte von Lilien umblüht,
Mit purpurnen Angeln und elfernen Riegeln,
Aus welcher Wahres und Falsches zieht. —
Wie ist es so gut zu mancher Frist,
Wenn diese Pforte geschlossen ist.

Begehrt ihr mit Ehre mein Ganzes hienieden,
So handelt gerecht und lebet in Frieden.

Ritter.

18.

Ich war ein Liebchen, und eine Kuh.
Ein Zeichen dazu,
So bilden im Nu
Ein Sohn Apolls, und ein Drama sich.
Ein Zeichen voran, so wandelst du
Zum alten Idyllensänger mich.

Hg.

19.

Sechs Zeichen zählt das Wort. — Einst floß
um meinetwillen,
Von falschem Wahn beseelt, in Ost, West, Nord
und Süd
Das Blut durch frommen Trug. Nimm erstes
mir, so hüllen,
Von Geißblatt hier, dort von Jasmin umblüht,
An meiner Wölbung Bau der Ranken zarte Flechten
Ein holdes Paar in Luna's Zaubernächten. —
Ich ziere, doch nicht jeden Hain,
Wagst du den Raub am letzten zu verüben.
Vom fünften auch entblößt, drei Zeichen nur
allein,
Werd' ich im Gegentausch der Freundschaft dich be-
trüben.

C. H. v. Lindeman.

20.

Mein erstes Zeichen weg, und was ich dir kann
weisen,
Das dient dazu, der Helden Ruhm zu preisen.
Kannst du mein Ganzes diesem gleich benennen,
So wird es nie von Liebesglut entbrennen.

A. S—r.

21.

Vorwärts bin ich warm und hell,
Bin der Schöpfung Zweck und Quell.
Soll das All der Welt bestehen,
Kann ich nimmer untergehen.
Rückwärts kalt und trüb und dicht,
Raub' ich dir der Sonne Licht.
Gut, daß ich vergänglich bin!
Denn dich lange zu umziehn,
Wird mir keinen Dank verdienen.

Manchem, der mich vorwärts rief,
Bin ich rückwärts nur erschienen.

Ritter.

22.

Zwei Silben nur, so zeigt des Menschen Eigenthum
Die erst', ihr einerlei, sei's Schönheit oder Ruhm,
Ob groß an Zahl, ob dürftig und geringe,
Hier in Fortuna's Arm, dort in Pandora's Schlinge.
Dem Bunde Festigkeit, der Unschuld Seelenruh,
Gewährt die zweite stets, zu hohem Ruhm der Götter.
Das Ganz', ein Gegenstand der Lästerer und Spötter,
Fällt nur dem Bösewicht durch List und Trugschein zu.

C. H. v. Lindeman.

23.

Der Mensch ist doch ein wunderliches Thier!
Sehr oft pflegt er mit mir sich abzugeben,
So werthlos ich auch bin, und opfert mir
Den besten Theil von seinem Leben.
In Folianten lass' ich oft mich sehn,
Und spuk' auch wohl im Almanach-Formate;
Die Erde kannst du ganz nach mir durchgehn,
Du triffst mich nie auf deinem Pfade.
Mich liebt der Mensch; er ärgert sich,
Und zürnet öfters nur um mich.
Zu Kriegen hab' ich Anlaß oft gegeben,
Und dennoch führt er, hat er mich,
Ein elend Leben.

L. Noeller.

24.

Nichts, Menschen, ist mir gleich.
Ich herrschte lang vor Euch.
Ihr könnt mich nie verstehn.
Mich kann Gott selbst nicht sehn.

H g.

1956974



